

NZZ Libro



Léo-Paul Robert

Zeichnung von Théophile de Rutté (55-jährig)

Oktober 1881

Abenteuer Goldrausch

**Erinnerungen von Théophile de Rutté (1826–1885)
Kaufmann und erster Konsul der Schweiz in Kalifornien**

Herausgegeben, aus dem Französischen
übersetzt und kommentiert
von Bernard R. Bachmann

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Mit freundlicher Unterstützung
durch die Bürgergemeinde Bern



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2008 Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich

Lektorat: Ingrid Kunz Graf, Schaffhausen
Gestaltung Umschlag: GYSIN [Konzept+Gestaltung], Zürich
Gestaltung und Satz: Claudia Wild, Stuttgart
Druck, Einband: Kösel GmbH, Altusried-Krugzell

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf andern Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

ISBN 978-3-03823-457-9

www.nzz-libro.ch

NZZ Libro ist ein Imprint der Neuen Zürcher Zeitung



Für meine Frau Brigitte
als Dank und Ansporn

Inhalt

Einführung des Herausgebers und Übersetzers	9
---	---

Teil 1

«Souvenirs» von Théophile de Rutté

1	Rio de Janeiro (1846–1849)	19
2	Von Rio nach Valparaiso	29
3	Valparaiso – San Francisco	47
4	Kalifornien	63
5	San Francisco	77
6	Sacramento	91
7	Ein Jahr im Landesinneren	113
8	Die Goldminen	129
9	Fortsetzung meines Aufenthalts in Sacramento	157
10	1851	177
11	1852 – einige Bemerkungen über die Einwohner von San Francisco	195
12	Rückkehr nach Europa	211

Teil 2

Biografische und historische Ergänzungen des Herausgebers

1	Wichtigste Lebensdaten von Théophile de Rutté	231
2	Historischer Hintergrund: zu de Ruttés Ernennung bis zu seinem Rücktritt als Honorarkonsul der Schweiz in Kalifornien	242
3	Faksimiles der Originaldokumente der im Kapitel «Historischer Hintergrund» enthaltenen Transkriptionen	283

Teil 3
Anhang

1	Dank	305
2	Abbildungsverzeichnis	308
3	Literaturverzeichnis	310

Einführung des Herausgebers und Übersetzers

Wie kam es zu diesem Buch?

Für einen Autor ist es wie Weihnachten, wenn er beim Recherchieren für ein Buch mit geschichtlichem Thema unverhofft auf eine bisher unbekannte Quelle stösst. So ging es mir, als eine hilfsbereite Bibliothekarin mir am 10. Oktober 2002 im California Room der California State Library in Sacramento ein Buch zeigte und bemerkte: «Das dürfte Sie wohl auch interessieren.» Ich war damals auf der Suche nach zeitgenössischen Dokumenten für meine Monografie über General Johann August Sutter (*General J. A. Sutter – Ein Leben auf der Flucht nach vorn*, NZZ Libro, Zürich 2005). Das mir in die Hand gedruckte Buch hiess *The Adventures of a Young Swiss in California, 1846–1856* und war 1992 im Sacramento Book Collectors Club erschienen. Dem Klappentext konnte ich entnehmen, dass es sich dabei um die Erinnerungen eines jungen Schweizers handelte, der als Kaufmann drei Jahre in Brasilien verbracht hatte und 1849 vom Sog des Goldrauschs nach Kalifornien gelockt worden war. Dort lernte er Sutter kennen, wurde dessen Freund und auf Sutters Empfehlung zum ersten Konsul der Schweiz für Kalifornien und Oregon ernannt. Der junge Schweizer hiess Théophile de Rutté.

Bei mir schlug diese Entdeckung wie ein Blitz ein – in der gesamten Sutter-Literatur, die ich gut zu kennen glaubte, war ich noch nicht auf die kleinste Spur dieses Buchs gestossen. Eine neue Quelle, dazu noch eine Primärquelle – das war wirklich wie Weihnachten! An diesem «weihnachtlichen» Oktobertag hatte ich keine Zeit, mich intensiv mit der aufregenden Entdeckung zu befassen. Ich notierte die wichtigsten Angaben zum Buch und hielt in meinen Reisenotizen fest: beschaffen! – dick und rot unterstrichen.

Wieder zu Hause stiess ich natürlich bei der Aufarbeitung meiner Reisenotizen bald auf den Hinweis «de Rutté». Als Erstes versuchte ich, das Buch über das Internet zu bestellen: www.amazon.com kannte jedoch den Titel erstaunlicherweise nicht. Kein Problem, dachte ich, dann bestelle

ich es halt antiquarisch. Denkste: monatelang erhielt ich kein einziges Angebot.

Als ich mit meinen weiteren Arbeiten am Sutter-Projekt so weit fortgeschritten war, dass es Zeit wurde, die de Rutté-Erinnerungen einzuflechten, war meine Suche nach dem mysteriösen Buch immer noch ergebnislos geblieben. Mein nächstliegender Gedanke war: Wenn Amazon und das Internet generell nicht weiterhelfen, dann vielleicht die Zentralbibliothek Zürich? Weder im elektronischen noch im Zettelkatalog fand ich das Buch. Erst als ich in meiner grenzenlosen Enttäuschung unter den wenigen de Rutté-Einträgen weiterstöberte, stiess ich auf einen Titel, der mir irgendwie bekannt vorkam: *Théophile de Rutté, Les aventures d'un jeune Suisse en Californie, 1846–1856*. Zum Glück war das Buch sofort verfügbar, und ich lieh es umgehend aus. Als Erstes stellte ich fest, dass die französischsprachige Ausgabe viel umfangreicher war als diejenige des Sacramento Book Collectors Club. Ausserdem waren *Les aventures d'un jeune Suisse en Californie, 1846–1856* bereits 1979 erstmals erschienen, und zwar in Paris. Die französischsprachige Ausgabe hatte keinerlei Hintergrundinformationen zum Buch. Weder gab es substanzielle Angaben zum Autor noch zum historischen Hintergrund dieses Konsuls, noch eine Einführung oder ein Vorwort. Wie sich viel später herausstellte, wäre die amerikanische Ausgabe in dieser Hinsicht zwar ergiebiger, aber teilweise nicht sehr fundiert gewesen. Trotzdem, ich begann sofort mit der Lektüre – und meine Begeisterung und Spannung wuchsen von Seite zu Seite. Das Buch war sehr «süffig» und flüssig geschrieben: für ein Werk aus der Mitte des 19. Jahrhunderts geradezu staubfrei modern! Damals las ich es natürlich «sub specie» Sutter. Ich wollte die Quelle für meine Sutter-Monografie anzapfen und allfällig geeignete Zitate dort einbauen. Als ich nach einer langen Vorbereitung (Aufbruch in Rio de Janeiro, sechsmonatige Fahrt ums Kap Horn mit der «christlichen Seefahrt», Ankunft im durch den Goldrausch verlassenen Hafen von San Francisco) zur ersten Begegnung zwischen de Rutté und Sutter vorstiess, merkte ich bald, dass ich es hier mit einer Primärquelle zu tun hatte, die im Gegensatz zu den andern Sutter-Quellen aus der Hand von persönlichen Bekannten Sutters weder von hagiografischer Manie noch von offenen Rechnungen geprägt war. De Rutté beschreibt Sutter im Wesentlichen «sine ira et studio», sachlich und nüchtern; er anerkennt Sutters Stärken und Schwächen; er sagt es zwar nicht explizit, aber es wird deutlich, dass er auch die Rolle Sutters bei der «Amerikanisierung» Kaliforniens realistisch, das heisst als eher unbedeutend beurteilt.

Allerdings bekam ich schon früh Zweifel bei der Lektüre, ob es sich bei *Les aventures d'un jeune Suisse en Californie, 1846–1856* um echte Erin-

nerungen eines Zeitgenossen, der zur Zeit des Goldrauschs tatsächlich in Kalifornien gewirkt hatte, handeln konnte. Die Sprache erschien mir als zu modern; der ironische und sarkastische Geist, der den Text erfüllt, passt weder in die Mitte des 19. Jahrhunderts noch zu einem Pfarrerssohn aus dem Berner Seeland. Die Beschreibung der amerikanischen «Verhältnisse» erinnerte einerseits an de Tocqueville, andererseits hätten gewisse Seitenhiebe auf die amerikanische Gesellschaft auch direkt dem europäischen, vom Antiamerikanismus geprägten Zeitgeist entspringen können. Es sah fast so aus, als ob die sogenannten Erinnerungen auch der Phantasie eines modernen Zeitgenossen entsprungen und einfach ins Kleid eines authentisch wirkenden Zeitzeugenberichts verpackt worden wären. Definitive Zweifel kamen mir, als ich die Szene las, in der sich de Rutté als Gast Sutters auf Hock Farm aufhält und Sutter einen Brief des Bundesrats mit der Anfrage erhält, wer von den ansässigen Schweizern das Amt eines Schweizer Konsuls für Kalifornien und Oregon übernehmen könne (Kapitel VI). Die Szene fand gemäss de Rutté im Januar/Februar 1850 statt. Die Chronologie der Korrespondenz zwischen dem Bundesrat und Sutter zeigt jedoch zweifelsfrei, dass sich die Episode in der zweiten Hälfte November 1849 abgespielt haben muss (Teil 2, «Historischer Hintergrund», Dokumente 4 bis 6). Ich konnte mir nur schwer vorstellen, dass sich der Bundesrat weniger als ein Jahr nach der Übernahme der Verantwortung für die Aussenpolitik ernsthaft um die Errichtung eines Konsulats buchstäblich am Ende der Welt kümmerte.

Um meine Zweifel zu beseitigen – oder zu bestätigen –, wollte ich vor weiteren zeitraubenden Investitionen in *Les aventures d'un jeune Suisse en Californie, 1846–1856* herausfinden, ob es diesen de Rutté tatsächlich gegeben hat. Der Faden, an dem ich zuerst zu zupfen begann, stammte aus meinen dem Klappentext der amerikanischen Buchausgabe entnommenen Notizen: de Rutté, 1826 als Pfarrerssohn in Sulz im französischsprachigen Teil des Kantons Bern geboren. Der Umstand, dass ich im ganzen Kanton Bern keine Ortschaft namens «Sulz» ausfindig machen konnte, bestätigte zunächst natürlich meine Zweifel. Beim Suchen nach Material über den Maler Karl Bodmer, den sogenannten Indianer-Bodmer, half mir ein Zufall zur Entdeckung, dass es im Kanton Jura einen Ort namens Soulce, zu Deutsch Sulz, gibt; 1826 gehörte der Jura natürlich noch zum Kanton Bern. Ich nahm die neue Fährte auf und gelangte – telefonisch – auf diversen Umwegen an die Pfarrei, die für das heutige Soulce (etwas südlich von Bassecourt) zuständig ist, und an einen anscheinend hilfsbereiten Pfarrer. Folgendes kurzes Gespräch führte mich schnurgerade in die nächste Sackgasse. Frage: «Ich bin auf der Suche nach einem gewissen Théophile de Rutté,

der 1826 als Pfarrerssohn in Soulce geboren sein soll. Können Sie mir helfen, herauszufinden, ob er tatsächlich existiert hat?» Gegenfrage Soulce: «Um was für einen Pfarrer handelt es sich dabei?» Frage: «Wie meinen Sie das?» Reaktion Soulce: «Protestantisch oder katholisch?» Fortsetzung: «Ich weiss es nicht; aber da er einen Sohn hatte, nehme ich an, dass es sich um einen protestantischen Pfarrer gehandelt haben muss.» Sehr feste Reaktion Soulce: «Dann sind Sie hier falsch – wir sind und waren hier immer katholisch!» Scheuer zweiter Anlauf: «Ich könnte mir allerdings vorstellen – und habe schon Einschlägiges gehört –, dass es auch bei katholischen Pfarrern schon vorgekommen sein soll, dass sie Kinder gezeugt haben ...» Bevor ich den Gedanken zu Ende gesponnen hatte, wurde das Gespräch in Soulce mit heftigem Knallen des Telefonhörers auf die Gabel beendet.

Mein nächster Anlauf war doppelgleisig. Einerseits wandte ich mich an das EDA (Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten) in Bern. Andererseits, während ich noch auf eine Antwort wartete, die sich später als sehr nützlich erweisen sollte, probierte ich in meiner Verzweiflung via elektronisches Telefonbuch an die Sippe «von Rütte» beziehungsweise «de Rutté» heranzukommen. Und siehe da: Im elektronischen Telefonbuch existierten damals knapp 30 von Rüttes, und ein Eintrag lautete auf «von Rütte-Gut» – in Sutz, BE. Mein erster Anruf war ein Volltreffer: Die freundliche und hilfsbereite Verwalterin der Stiftung «von Rütte-Gut» konnte mir sofort bestätigen, dass Théophile de Rutté existiert hatte, ein Mitglied der von Rütte-Familie aus Sutz gewesen war und als Schweizer Konsul in Kalifornien amtiert hatte. Ich wurde an die inzwischen verstorbene Frau Dr. Ingrid Ehrensperger weiterverwiesen. Frau Ehrensperger arbeitete damals im Auftrag der Stiftung «von Rütte-Gut» die Familiengeschichte der von Rüttes auf, und zwar den Zweig, der hauptsächlich mit dem von Rütte-Gut verbunden gewesen war (es handelte sich dabei um den jüngeren Bruder von Théophile, Friedrich Ludwig, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Elsass und im Kanton Bern als bedeutender Architekt tätig war). Über Ingrid Ehrensperger gelangte ich zu Frau Elisabeth Reichen-Robert, der Urenkelin meines «Helden». Sie vertraute mir das kostbare handgeschriebene Original von *Les aventures d'un jeune Suisse en Californie, 1846–1856* an, das von seinem Autor allerdings ganz bescheiden den Namen «Souvenirs» bekommen hat; darin fand ich die Handzeichnungen de Ruttés, die jetzt erstmals mit dem Manuskript publiziert werden (beide früheren Ausgaben aus Paris und Sacramento enthalten nur den «nackten» Text).

Weil ich meine Übersetzung des Originaltextes im Wesentlichen auf das Manuskript und nicht auf die erste Buchpublikation abgestützt habe,

verwende ich zukünftig nur noch den Titel «Souvenirs», den Théophile de Rutté selbst seinem Manuskript vorangestellt hat.

In der Zwischenzeit war ich auch im Bundesarchiv fündig geworden: Die briefliche Anfrage des Bundesrats an Sutter (in Form eines Briefentwurfs), die Antwort Sutters, die den Charakter einer Petition (mit Unterschriftenliste) hat, wie auch die Ernennungsurkunde (Exequatur) und der Entlassungsbeschluss werden dort ge- und behütet. Diese Dokumente sind zusammen mit andern wertvollen historischen Zeugnissen im Teil 2, «Historischer Hintergrund», sowohl als Transkriptionen als auch teilweise als Faksimiles abgedruckt und kommentiert.

Ich konnte also meine Lektüre von «Souvenirs» ohne Risiko weiterführen und mich ernsthaft daran machen, «meinen» Primeur in geeigneter Form in die Sutter-Monografie zu integrieren. Gleichzeitig entwickelte sich in mir der Gedanke, als Nachfolgeprojekt zur Sutter-Monografie eine deutschsprachige Ausgabe der «Souvenirs» herauszugeben.

Und da sind wir jetzt.

Was für ein Buch ist «Souvenirs»?

Théophile de Rutté hat seine Erinnerungen an seine Zeit als Kaufmann und Schweizer Konsul in Kalifornien in einem 360-seitigen Manuskript, das mit zahlreichen Handzeichnungen geschmückt ist, unter dem Titel «Souvenirs» festgehalten.

Bis jetzt sind keine schriftlich oder mündlich überlieferten Äusserungen de Ruttés aufgetaucht, warum und für wen er das getan hat. Die erste Seite des Manuskripts trägt nichts als den Namen «Berthe Robert» (wahrscheinlich in deren eigenen Handschrift, jedenfalls nicht in derjenigen de Ruttés), also den Namen des einzigen Kindes von de Rutté. Es ist also mehr als plausibel, dass er seine Erlebnisse primär für seine Nachkommen niedergeschrieben hat. Der Zufall wollte es, dass das Manuskript später in die Hände einer Enkelin geriet, die mit dem Pariser Verleger der Editions Buchet/Chastel verheiratet war. In diesem Haus erschienen dann die «Souvenirs» erstmals 1979 als Buch. 1992 produzierte der Sacramento Book Collectors Club auszugsweise eine englischsprachige, nur für die Mitglieder des Clubs bestimmte bibliophile Ausgabe; die Auflage betrug rund 200 Exemplare und ist nie in den Buchhandel gelangt.

«Souvenirs» ist *kein* Tagebuch; Théophile de Rutté hat möglicherweise durchaus ein Tagebuch geführt. Stil und Struktur der «Souvenirs» lassen jedoch keinen andern Schluss zu, als dass de Rutté die «Souvenirs»

entweder ab Tagebuchnotizen oder aus dem Kopf geordnet, selektiert, redigiert und mit Faktenwissen ergänzt hat, über das er zum Zeitpunkt der Geschehnisse noch kaum verfügte.

«Souvenirs» ist *kein* Geschichtsbuch. De Rutté ist mit geschichtlichen Fakten nicht sehr genau – die waren für ihn auch nicht wichtig. Vielmehr ist es ein Zeitgemälde, mit dem er der Nachwelt zeigt, was ein junger Schweizer, der wie viele seiner Zeitgenossen in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Schweiz verliess oder aus wirtschaftlichen Gründen verlassen musste, um irgendwo auf der Welt ein neues Leben aufzubauen, erleben konnte und durchzustehen hatte. Er schildert in kräftigen Farben und mit starken Pinselstrichen, was zur Zeit des Goldrauschs in Kalifornien los war, wie die Menschen damals lebten, prasselten, spielten und rasch gewonnenen Reichtum ebenso rasch auch wieder verspielten oder verloren. De Rutté ist zwar ein selektiver, aber genauer und kritisch-distanzierter Beobachter seiner Zeitgenossen, der Sitten, Gebräuche und Werte der damaligen Gesellschaft. Er hat – schliesslich wird sich zeigen, dass er künstlerisch sehr begabt ist – ein gutes Auge für die Schönheiten der Natur, die er gelegentlich geradezu schwärmerisch beschreibt.

«Souvenirs» ist ein Dokument der Zeit, also der Mitte des 19. Jahrhunderts. Es ist kein Knigge der politischen Korrektheit von heute. De Rutté redet anders, als man das heute tut oder tun darf. Er schreibt so, wie der damalige Mainstream dachte, also aus heutiger Sicht politisch höchst unkorrekt. Sein Umgang mit Rassen, Geschlechtern, Religionen, sozialen Fragen oder Tieren zeugt davon. Der Übersetzer hat sich nach reiflicher Überlegung, auch auf das Risiko hin, sich dem Vorwurf des Antisemitismus oder generell des Rassismus auszusetzen, entschlossen, alles so stehen zu lassen, wie es sich im Original präsentiert. Er zählt auf verständnisvolle Leserinnen und Leser. Es dürfte im Übrigen durchaus auch lehrreich sein, sich wieder einmal zu vergegenwärtigen, wie in unserem eigenen Kulturkreis vor 150 Jahren gedacht und gefühlt wurde.

Diese erste deutschsprachige Ausgabe der «Souvenirs» von Théophile de Rutté richtet sich an eine Leserschaft, die generell an geschichtlichen Themen interessiert ist, insbesondere an der Geschichte und an Geschichten des amerikanischen Westens und des Goldrauschs in Kalifornien, an der Rolle, die Schweizer Auswanderer dabei gespielt haben, und an der Art und Weise, wie damals gelebt wurde; an eine Leserschaft, die sich aus erster Hand informieren will und bereit ist, historische Genauigkeit gegen Farbigkeit aufzuwiegen und im Zweifelsfall der Farbigkeit den Vorzug zu geben.

Wer die Geschichte genauer kennenlernen will, mag die Monografie *General J. A. Sutter – Ein Leben auf der Flucht nach vorn* zu Rate ziehen.

Wie soll «Souvenirs» gelesen werden?

Die vorliegende Publikation enthält zusätzlich zur integralen Übersetzung der «Souvenirs» (Teil 1) und den Originalzeichnungen des Autors einige vom Herausgeber verfasste historische Ergänzungskapitel (Teil 2).

Das erste Kapitel, «Wichtigste Lebensdaten von Théophile de Rutté», enthält die Biografie de Ruttés, soweit sie rekonstruierbar ist. Sie ist in dem Sinne Fragment, als grosse Abschnitte des Lebens von de Rutté mangels Quellen im Dunkeln bleiben müssen. Trotzdem ergibt sich in Umrissen das Bild eines für das Auswandererland Schweiz des 19. Jahrhunderts prototypischen jungen Schweizers: Bereits mit 20 Jahren nahm er sein Schicksal mutig in die eigene Hand und trat mit offenem Herz und Geist in die grosse weite Welt hinaus. Als Kaufmann stiess er zunächst im kaum erschlossenen Brasilien seine beruflichen Hörner ab. Der Ruf des Goldes lockte ihn nach Kalifornien, wo er 24-jährig erster Schweizer Konsul wurde. Schliesslich liess er sich nach kurzer Rückkehr in die Heimat – um eine Familie zu gründen – in Frankreich nieder; erst gegen das Ende hin schloss sich sein Lebenskreis, denn seine letzten Jahre verbrachte er wieder in seiner Heimat.

Das zweite Ergänzungskapitel, «Historischer Hintergrund zu de Ruttés Ernennung bis zu seinem Rücktritt», rekonstruiert anhand von Originaldokumenten den Prozess, der zur Ernennung de Ruttés zum ersten Konsul der Schweiz in Kalifornien führte, und illustriert mit den Jahresberichten des Konsulats dessen Tätigkeit und Einschätzung der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Situation Kaliforniens. Schliesslich wird der freiwillige Rücktritt de Ruttés und die Ernennung seines Nachfolgers dokumentiert.

Im dritten ergänzenden Kapitel schliesslich sind die Dokumente, deren Transkriptionen im «Historischen Hintergrund» kommentiert sind, ganz oder teilweise faksimiliert abgedruckt. Diese «Bilder» mögen dem Leser einen Eindruck davon geben, wie schwierig es sein kann, Geschichte aus alten Handschriften zu rekonstruieren.

Im Zentrum des Buchs stehen die «Souvenirs». Die «Souvenirs» und die Ergänzungskapitel sind voneinander unabhängig. Leserinnen und Leser können über die Reihenfolge ihrer Lektüre beliebig entscheiden. Alles ist möglich: zuerst die «Souvenirs» geniessen, dann den geschichtlichen Hintergrund kennenlernen und anschliessend in die Biografie eintauchen – oder umgekehrt.

Die folgenden mehr technischen Hinweise mögen Leserinnen und Lesern die Lektüre erleichtern: *Ortsbezeichnungen*: de Rutté verwendet Ortsbezeichnungen in allen möglichen Sprachen, Portugiesisch, Spanisch,

Französisch oder Englisch. De Rutté ist überdies inkonsistent: Der gleiche Ort wird manchmal abwechslungsweise in verschiedenen Sprachen aufgeführt. Die Übersetzung übernimmt diese «Unordnung» und macht keinen Versuch, die Vielfalt zu homogenisieren. Normalerweise werden die Ortsbezeichnungen telquel aus dem Originalmanuskript übernommen. Die einzige Ausnahme sind geläufige US-amerikanische Ortsbezeichnungen, bei denen de Ruttés Version durch die gängige ersetzt wurde.

Masse, Gewichte, Währungen: Auch in diesem Bereich ist de Rutté sehr kreativ; er verwendet verschiedene Referenzsysteme und demonstriert auf diese Weise wohl ungewollt, wie wenig standardisiert das Leben im 19. Jahrhundert noch war. Die Vielfalt wird in der Übersetzung nicht angetastet; auch Währungen werden zum Nominalbetrag aus dem Manuskript übernommen. Aus Sicht des Übersetzers sind dies für Leserinnen und Leser unwichtige Details; die genaue Kenntnis des exakten seinerzeitigen Werts oder des heutigen Äquivalents für eine Entfernungsangabe oder einen Geldbetrag ist nicht notwendig, um die Geschichte(n) de Ruttés zu geniessen und zu verstehen.

Einzigste Ausnahme bildet das französische Distanzmass «lieue» (Wegstunde, das heisst eine Strecke, die ein Mensch in einer Stunde zu Fuss zurücklegen konnte); noch im 19. Jahrhundert variierte die Länge einer «lieue» zwischen 3,248 und 5,556 Kilometern. Bei der Übersetzung wurden Angaben in «lieue» mit dem Faktor fünf in Kilometer umgerechnet.

«Souvenirs» ist also kein Sachbuch – es ist ein Buch zum Geniessen und zum Schwelgen. Bei der Schilderung der amerikanischen Feuerwehren denkt man unwillkürlich an den heldenhaften Einsatz der Feuerwehrmänner von «9/11». Die Schilderungen der politischen Institutionen und der politischen Kultur der Vereinigten Staaten zeugen von einem feinen Instinkt de Ruttés für Zusammenhänge zwischen Institutionen und Bürgersinn, zwischen politischer Mitwirkung und Beredsamkeit. Wer die Schilderungen der Feuersbrünste liest, die San Francisco während de Ruttés Aufenthalt und auch später immer wieder heimgesucht haben, kommt ins Schwitzen. Beim Lesen der Hinrichtungsszenen wähnt man sich in einem Western, und es läuft einem kalt über den Rücken. De Ruttés Naturbeschreibungen sind wunderbar elegisch und schwärmerisch; wer seine Beschreibung der Niagarafälle gelesen hat, muss nicht mehr hingehen. De Rutté schwärmt und schwelgt nicht nur, er hat auch einen kritischen Blick: Seine sarkastischen Exkurse über das amerikanische Rechtswesen und das Unwesen der Anwälte könnten heute geschrieben sein.

Genug der Vorrede! Wer bis hierher vorgestossen ist, verdient es jetzt, in den Text einzutauchen und ihn zu geniessen.

Teil 1

«Souvenirs» von Théophile de Rutté

I

Rio de Janeiro

J'habitais Rio depuis trois ans et
je commençais à me lasser de ce ciel toujours bleu,
de cette nature toujours verte et de cette atmosphère
toujours chaude.

Depuis longtemps les merveilles des tropiques
n'avaient plus rien d'attrayant pour moi. Enfant de
la Suisse je soupirais après la blanche neige, je
regrettai mes sombres montagnes couvertes de sapins,
et je me souvenais de ces longues soirées, qui réunissaient
toute la famille autour d'un bon feu de cheminée.

En un mot, j'étais tourmenté par ce senti-
ment que les uns appellent le Heimweh, les autres
la soif de l'inconnu, et souvent le soir, posté sur
une éminence à la praia de Santa Lucia, je me
surprenais baillant devant le magnifique spectacle
du soleil, se couchant pareusement derrière les
aiguilles de la Serra dos Orgues et carapant de ses

1 Rio de Janeiro (1846–1849)

Ich wohnte seit drei Jahren in Rio, und der ewig blaue Himmel, die immer grüne Natur und die ständig warme Luft begannen mir zu verleiden.

Seit längerer Zeit hatten die Wunder der Tropen für mich ihre Anziehungskraft verloren. Als Kind der Schweiz sehnte ich mich nach dem weissen Schnee, ich vermisste meine dunklen, mit Tannen überdeckten Berge, und ich erinnerte mich an die langen Abende, welche die ganze Familie am Kaminfeuer zusammen verbrachte.

In einem Wort: Ich war zwischen Heimweh und dem Durst nach Unbekanntem hin und her gerissen. Abends überraschte ich mich häufig dabei, wie ich mich auf einer Anhöhe der Praia de Santa Lucia gähnend über das grossartige Spektakel der Sonne langweilte, die hinter den Spitzen der Sierra des Orgues prachtvoll unterging und mit ihren letzten Strahlen die Stadt mit ihren unzähligen Kirchtürmen sowie die Bucht und ihren Archipel von Inseln und Inselchen lieb kostete.

Und trotzdem, gibt es auf der ganzen Welt irgendetwas, das mit der Bucht von Rio vergleichbar wäre?

Wenn Sie davon eine schwache Vorstellung bekommen möchten, verlassen Sie an einem schönen Novembermorgen die Stadt, und spazieren Sie gemütlich hinauf auf den Monte Corcorado, den Rigi von Brasilien.

Schliessen Sie, bevor sie den Gipfel betreten, die Augen, drehen Sie sich dann gegen Osten, und richten Sie Ihren Blick auf die unermessliche Weite des Ozeans. Ruhig, seine Fähigkeit, wütend zu werden, heimtückisch für die Monate der Tagundnachtgleiche reservierend, erstreckt sich das Meer ins Unendliche, vollständig glatt wie die Oberfläche eines Spiegels.

Mit ihren von der kraftlosen und schwachen Brise schwach gefüllten Segeln schaffen die Segelschiffe mühevoll die Hafeneinfahrt. Man spürt die von den Wüsten Afrikas versengte Luft, die den Ozean langsam überquert hat, um an den Ufern Brasiliens zu sterben.

Die Möwe segelt lautlos im Raum, und wenn es nicht das Auf und Ab und die unruhigen Bewegungen gäbe, die sich unaufhörlich wie weisser

Schaum von den Felsen der Ratteninsel abheben, könnte man glauben, man hänge zwischen zwei Himmeln.

Dann drehen Sie sich halb nach links. Zu Ihren Füßen liegt, nonchalant wie eine Kreolin, die prächtige Stadt Rio.

Weich schmiegen sich ihre Höhen an die welligen Falten des kleinen Hügels der heiligen Theresia, der ein grosses Kloster wie eine Krone trägt und von charmanten Villen übersät ist. Im Blau der Bucht baden ihre Füsse; und über die Bucht ist wie ein Schwarm von Nymphen und Najaden eine Vielzahl von mit Palmen- und Orangenhainen bedeckten Inseln verstreut.

Gegenüber der Stadt erhebt sich der schwarze Schlangenfelsen, gespickt mit Geschützstellungen, etwas weiter entfernt das Fort der heiligen Katharina, und etwas rechts davon beschützen zwei kleine kalkweisse Festungen den Eingang zu diesem Paradies.

Fügen Sie diesem Panorama einen Mastenwald hinzu, der mit den Farben aller Nationen des Globus beflaggt ist: die spitz zulaufenden Schalluppen der Kriegsschiffe, die das Meer in allen Himmelsrichtungen durchpflügen; die schwere Feluke mit ihren riesigen dreieckigen Segeln; den winzig kleinen Negerkahn und die kleine Flotte von Dampfschiffen, die zu jeder Tageszeit zur Praia Grande und nach Santa Domingo fahren – zwei Dörfer oder eher eine lange Kette von Villen, die auf der entgegengesetzten Seite der Bucht liegen.

Durch das Fernglas hindurch, das Sie ohne Zweifel in Ihrer Jackentasche mit sich tragen, werden Sie die buntscheckige Menge von weissen, milchkaffeebraunen und schwarzen Menschen sehen, die sich dicht gedrängt auf dem grossen Platz vor dem Kaiserpalast aufhalten.

Von Ihrem erhöhten Standort aus werden Sie Zeuge der Manöver der Schiffe, die ihre Anker lichten, um in eine andere Hemisphäre aufzubrechen; und Sie werden beobachten, wie andere Schiffe nach einer häufig mühsamen Ozeanüberquerung ihre Segel reffen, um an diesem lieblichen Zufluchtsort auszuruhen.

Falls Ihre Augen gut sind, werden Sie den trägen Mulatten bemerken, der auf dem Ende einer Rahe balanciert; und wenn Ihr Gehör gut ist, werden Sie hören, wie die Luft von den zahllosen Glocken dröhnt, die Tag und Nacht unaufhörlich die Gläubigen zur Verehrung des Allmächtigen rufen.

Noch eine halbe Drehung, und vor Ihren Blicken entrollt sich ein majestätisches Panorama; auf 20 Meilen Sichtweite kann Ihnen kein noch so kleines Detail entgehen.

Im Vordergrund breitet sich die Umgebung von Rio mit ihrer üppigen Vegetation aus, übersät mit Gärten und prachtvollen Villen; im Zen-

trum fällt Ihnen wegen der Höhe seiner Gebäude und der Ausdehnung seines Parks der St.-Christophorus-Palast auf; es ist die Sommerresidenz der kaiserlichen Familie, wo ich, sechs Monate vor meiner Abreise aus Rio, die Ehre hatte, persönlich mit Seiner Majestät Dom Pedro II. zu sprechen.

Etwas weiter entfernt schlängelt sich das liebliche Andarahi-Tal, das auf seiner linken Seite durch den Fifuca-Berg begrenzt ist, auf dessen fruchtbaren Flanken sich zahlreiche Kaffeeplantagen befinden. Im Hintergrund erheben sich schliesslich die Nadeln der Sierra des Orgues, deren filigrane Spitzen sich im Blau des Himmels auflösen.

Nachdem Sie diese erhabene Aussicht, dieses Meisterwerk der Schöpfung, genügend bewundert haben, werden Sie sich zweifellos fragen, was einen Menschen, der noch bei Sinnen ist, veranlassen kann, dieses Paradies zu verlassen – einen Menschen, den überhaupt nichts zwingt, sein Glück, das wir schliesslich nur in oder über uns finden können, anderswo zu suchen.

Geradeso gut können Sie die Götter des Olymps befragen, was sie veranlasst hat, ihr Elysium zu verlassen und sich unter die Unglücklichen dieser Erde zu mischen ... Fragen Sie die unzähligen Reisenden, was sie dazu treibt, auf die Annehmlichkeiten ihres Zuhauses zu verzichten, um jenseits von Tausenden von Gefahren und Erschöpfungen nach Chimären zu suchen? Alle werden Ihnen antworten: das Unbekannte! Das Unbekannte mit seinem Schatz von Geheimnissen, seinem grenzenlosen Horizont!

Wie glücklich ist dagegen der arme Bauer, der von der ganzen Welt nichts kennt ausser seine armselige Hütte, umgeben von einigen Morgen Land, der auf seiner ganzen Lebensreise nur von geliebten Wesen umgeben ist und der genau weiss, dass dort unten, hinter der Kirche, wo seine Väter ruhen, seine eigenen Kinder sich dereinst an seinem eigenen Grab versammeln werden.

Schon als Kind lehrt man uns, dass uns die Welt gehört. Das erste Buch, das uns in die Hände fällt, ist *Robinson Crusoe* oder *Paul und Virginia*. Das erste Geräusch, das unsere Ohren überrascht, ist das Pfeifen einer Lokomotive, und das Erste, das unsere Vorstellungskraft anregt, ist die Eisenbahn, die mit der Geschwindigkeit eines Blitzes an uns vorbeifährt.

Ist es also nicht mehr als natürlich, dass der Vogel, sobald er spürt, dass seine Flügel stark genug sind, um ihn in die Ferne zu tragen, aus seinem Nest davonfliegt?

Aber kehren wir nach Rio zurück, von dem ich Ihnen bis jetzt nur die schöne Seite gezeigt habe. Jede Medaille hat ihre Kehrseite.

Wir haben aus der Höhe des Corcorado den Ozean bewundert, die Stadt, die Inseln und die schönste Bucht des Universums.

Lasst uns jetzt wieder hinuntersteigen; indem wir dem schmalen Pfad folgen, der die Dichte des Waldes durchschneidet, stossen wir bald auf den berühmten, von Dom Pedro I. gebauten Aquädukt; dieser wird uns im Schatten von Bananen- und Orangenbäumen bis ins Herz der Stadt führen.

Die klare und frische Luft, die Sie soeben noch eingeatmet haben, beginnt plötzlich ekelhaft zu stinken. Der Gestank kriecht aus einer widerlichen Mischung von Abfällen, die in den Strassen an der Sonnenglut verrotten, vom von der Ebbe hinterlassenen Schlick und von den abscheulichen Körperausdünstungen der schwarzen Bevölkerung.

Die Sonne, die soeben noch scheu einen Durchschlupf durch das Blätterdickicht des Urwalds suchte, sengt mit Feuerstrahlen auf Ihren Kopf – ein wahrhaftiger Vorgeschmack auf das Fegefeuer.

Sie beeilen sich, unter dem Dach, das Ihr trautes Heim bedeckt, Erleichterung zu suchen. Im Eingang stossen Sie mit dem Portier zusammen, einem alten Neger, der sich damit vergnügt, drei Saiten eines Flaschenkürbisses zu zupfen, und gleichzeitig durch seine Nase monotone Töne summt, die unablässig zwischen den Tönen E und G oszillieren. Auf der Treppe zertreten Sie einen «carapate», eine Art Tausendfüssler, der die frische Farbe der Mauern bewundert und dessen Stich tödlich ist. In Ihrem Zimmer angekommen, wollen Sie sich erfrischen, aber in Ihrer Wasserkaraffe schwimmt ein hässliches schwarzes Tier, eine Kakerlake, die auf allem, was sie berührt, einen beissenden unerträglichen Geruch hinterlässt. Sie wollen Ihre Schuhe wechseln, müssen sie jedoch, bevor Sie Ihren Fuss in den Schaft stecken, sorgfältig ausschütteln, um den Skorpion oder die kleine schwarze Viper, die sich dort während Ihrer Abwesenheit eingeknistet haben könnten, in die Flucht zu jagen.

Schliesslich zünden Sie eine Zigarre an und stellen sich darauf ein, den Abend auf Ihrem Balkon zu verbringen und zu träumen, während Sie schöne Rauchwolken in den Himmel blasen, den Myriaden von funkelnenden Sternen schmücken. Illusion! Kaum haben Sie sich eingerichtet, umgibt Sie eine Armee von Mücken, gierig auf Ihr Blut, attackiert und verschlingt Sie.

Und wenn Sie von diesem unvergleichlichen Himmel und seinen unerträglichen Mücken genug haben, werfen Sie sich auf Ihr Gurtbett, und die Nacht, noch glühend heisser als der Tag, wird Ihnen den Schlaf verweigern; Sie können sich glücklich schätzen, wenn Sie nicht von unzähligen kleinen Tieren aller Art gequält werden, die nur auf diesen Moment warten, um ihre Kannibalenmahlzeit zu verzehren. Sofern Morpheus schliesslich Mitleid mit Ihnen bekommt, werden Sie am nächsten Morgen aufwachen, schweissgebadet und geschwächt vom Verlust Ihres guten europäischen

Blutes. Leider können Sie sich nicht jeden Morgen in der privilegierten Atmosphäre des Corcorado-Gipfels erholen, aber jeden Abend werden Sie in der Stadt den schrecklichen Feinden begegnen, die ich aufgezählt habe.

Trotz allem, ich habe zweifellos in Brasilien ebenso viele glückliche Momente erlebt wie sonst irgendwo.

Zu dieser Zeit war ich gerade 23 geworden, und in diesem Alter ist man weder schon blasiert, noch hat man bereits seine Illusionen verloren.

Als Angestellter eines Handelshauses verbrachte ich meine Zeit damit, Papier zu schwärzen, Zahlen zusammenzurechnen oder die tausend Erzeugnisse der europäischen Industrie vor den Augen brasilianischer oder portugiesischer Händler auszubreiten.

Klar, die Arbeit verjagt die Langeweile; wenn der brasilianische Kalender nicht 123 Feiertage pro Jahr kennen würde, hätte ich höchstwahrscheinlich nie daran gedacht, diese Stadt je zu verlassen, hatte sie mich doch als 20-Jährigen gastfreundlich empfangen, als ich, exakt an meinem Geburtstag, ihre Ufer betrat: leichten Herzens und mit einer noch leichteren Börse, um ihr zunächst Arbeit und Nahrung abzurufen und später wenn möglich noch das Glück dazu.

Häufig auch dachte ich, dass Gott, der alles lenkt, mich rechtzeitig von diesem Landstrich weghaben wollte, um mir die schreckliche Geisel zu ersparen, die sich mit raschen Schritten der Küste entlang näherte. Wir waren am Anfang des Jahres 1849. Das Gelbfieber hatte gerade seine ersten Opfer gefunden, an Bord der in der Bucht vor Anker liegenden Schiffe.

Acht Monate später, bei meiner Ankunft in San Francisco, erfuhr ich, dass die Krankheit 60 000 Personen niedergemäht hatte, unter ihnen die Mehrzahl meiner Freunde und Bekannten.

Eines Abends im März, es war einer unserer 123 Feiertage – Aschermittwoch, wenn ich mich nicht täusche –, sass ich im Café David an der Rua Directa und war damit beschäftigt, meine Tasse Kaffee im Domino-Spiel zu verlieren oder zu gewinnen. Ein Freund, der zu unserem kleinen Kreis stiess, berichtete von drei grossen amerikanischen Schiffen, die gerade vor Anker gegangen waren, um vor der Weiterfahrt nach Kalifornien neue Vorräte an Bord zu bringen.

Das Gespräch drehte sich dann um die Goldminen, die vor Kurzem am andern Ende Amerikas von Hauptmann John A. Sutter entdeckt worden waren.

Die öffentlichen Gerüchte (*vox populi*) hatten von diesen Minen Besitz ergriffen, deren Reichtum schwärmerisch überhöht, und sie schienen die ehemaligen Schätze Perus wieder zum Leben erwecken zu wollen. Wir wurden wieder in die Zeit der spanischen Galeonen zurückversetzt. Ein sol-

ches Thema eignet sich vorzüglich für die kollegiale Unterhaltung. Wir waren acht bis zehn junge Männer, alle mit dem Ziel nach Brasilien gekommen, reich zu werden. An diesem Abend hantierten wir schaufelweise mit Gold, Luftschlösser wuchsen magisch in die Höhe, und, wenn es nach uns gegangen wäre, hätte der Grossmogul im Vergleich zu Hauptmann Sutter eine armselige Figur abgegeben. In unserer Vorstellung überstiegen Sutters Reichtümer zweifellos alles, womit uns als Zwölfjährige die Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht so zum Staunen gebracht hatten.

Und dann war Sutter noch Schweizer, also ein Landsmann! Die Geschichten, eine verrückter und vergoldeter als die andere, stiegen mir schliesslich in den Kopf. Ich liess meine Freunde weiterträumen und begann einen inneren Monolog, der mich zu folgendem Ergebnis brachte:

Als Angestellter verdiene ich hier 1200 Franken im Jahr, inklusive Kost und Logis. Das genügt gerade, um meine Wäscherin und meinen Schneider zu entlönnen, und nur wenn ich spare wie ein Geizhals, gelingt es mir bis Ende Jahr, 200–300 Franken auf die Seite zu legen.

Zugegeben, wenn mein Patron mit mir zufrieden ist, erhöht er meinen Lohn. Und in einigen Jahren wird er mich vielleicht an seinen Geschäften beteiligen. Aber bis dann haben seine Söhne ihre Ausbildung abgeschlossen, und natürlich wird er ihnen den Vorzug geben. Am besten wäre es für mich, wenn ich auf eigene Rechnung arbeiten könnte. Aber wie und mit wem?

Dazu kam das böartige Gelbfieber, das sich in der Stadt auszubreiten begann und mir wohl selbst übel mitspielen könnte. Das brasilianische Klima hatte mich bereits so weit abmagern lassen und gelb gegerbt, dass meine liebe Mutter, wäre ich ihr unter die Augen getreten, mich nicht mehr erkannt hätte. Und zuletzt, ich war jung genug, um meine kleinen Ersparnisse und mein Leben, die beiden einzigen Dinge, die mir gehörten, riskieren zu können.

Schlussfolgerung: Ich verlasse das Land der Orangen, der Tausendfüssler und der Tropenfieber, und ich schiffe mich so bald wie möglich ein, um Hauptmann Sutter «Guten Tag» sagen zu können.

Nachdem mein Entschluss feststand, wandte ich mich an meinen Nachbarn, meinen besten Freund: «Lieber Tissot, ich gehe nach Kalifornien; aber da es nicht gut ist, allein zu reisen, lade ich dich ein, mit mir zu kommen.» Tissot, aus Neuenburg stammend, hatte etwa eine gleiche Stellung wie ich. Er streckte mir seine Hand entgegen und fragte lakonisch: «Wann reisen wir?»

Da waren wir also: zwei ruhige und vergleichsweise glückliche Schicksalsgenossen, die der Zufall, oder, wenn Sie es vorziehen, eine banale Kon-

versation unter jungen Männern den Gefahren einer langen und mühsamen Schiffsreise aussetzt, um sie anschliessend, 15 000 Kilometer weit entfernt, an einer bisher unbekanntes Küste an Land zu bringen. Aber ist es nicht generell der Zufall, der normalerweise unsere wichtigsten Entschlüsse provoziert? Für mich jedenfalls ist der Zufall die Vorsehung, diese gute Macht, die sich von Zeit zu Zeit in unsere Angelegenheiten einmischt, manchmal um sie zu verwirren, häufiger jedoch um sie zu entwirren.

Die Nacht wurde sehr bewegt! Bei Tagesanbruch verliess ich mein Lager und begann meine Gedanken auszuloten. Eine friedliche Nacht hätte genauso gut meinen am Vorabend gefällten Entschluss zunichtemachen können. Zum Glück für Kalifornien konnte ich während der ganzen Nacht meine Augen nur schliessen, um weiter davon zu träumen, die Schätze dieses Landes zu inspizieren. Sobald mich die Festigkeit meines Entschlusses befriedigte, rannte ich, bevor ich mit meinem alltäglichen Tagwerk begann, zu meinem Freund Tissot. Hatte er wohl alles vergessen? Ohne Zweifel würde er kaum wie ich in seiner Vorstellung die bereits berühmten Minen von Sacramento abgesucht haben, hätte er kaum die Flüsse befahren, die als Wasser verkleidetes Gold mit sich führen. Der Unglückliche hätte wohl beim Aufwachen nur an die prosaische Wirklichkeit seiner armseligen Kaffeesäcke gedacht und nicht an die Ledertaschen, die wir mit dem wertvollen gelben Sand zu füllen hatten, der den kalifornischen Booten bedeckt ...

Ich traf meinen Freund an, wie er damit beschäftigt war, einem jungen Negerbengel die Ohren lang zu ziehen, während dieser sich bemühte, seinen Meister davon zu überzeugen, dass es die Ratten oder die Fliegen gewesen seien, die während der Nacht die für das Frühstück reservierte Schale Milch verzehrt hätten. Dummerweise hatte jedoch der kleine Taugenichts vergessen, seinen herrlichen weissen Schnurrbart abzuwischen. Das war nun wirklich ein Schuldbeweis, dem gegenüber seine Logik machtlos war.

Tissot empfing mich mit offenen Armen. Als Erstes fragte er mich, ob meine Begeisterung vom Vorabend sich nicht etwa abgekühlt habe. Entschlossen, sein Wort zu halten, unterbreitete er mir sofort einen Plan, den er sich auf seinem Heimweg ausgedacht hatte. In der Tat, wir konnten das Mückenland nicht so einfach ohne Vorbereitungen verlassen; wir mussten Informationen beschaffen, uns gegenseitig abstimmen und letztlich so handeln wie Menschen, die ihre Chancen und ihre Möglichkeiten kalkulieren, bevor sie sich in ein solches Unternehmen stürzen.

Der Plan meines Freundes Tissot war grundeinfach. Er liess sich, von einigen Variationen abgesehen, mit folgenden drei Worten zusammenfas-

sen: Wollen ist Können! Wir versprachen uns gegenseitig, uns an diesem schönen Motto festzuklammern.

Während ich nach Hause zurückkehrte, brummelte ich ständig: Wollen ist Können! Manchmal kratzte ich mich am Kopf, leicht verwundert ob der tiefen Bedeutung dieser drei Worte.

Zuallererst ging es darum, meinen Entschluss meinem Patron mitzuteilen und dafür den am besten geeigneten Moment auszusuchen. Ungeduldig wartete ich auf die Abendessenszeit, denn aus Erfahrung wusste ich, dass dessen Laune im Allgemeinen nach dem Dessert am rosigsten war. In der Zwischenzeit beschäftigte ich mich damit, ein passendes Plädoyer vorzubereiten, in dem ich alle möglichen Argumente unterbrachte, die mir geeignet erschienen, die Freundschaft und väterliche Nachsicht meines Chefs, für die er mir schon zahlreiche Beweise gegeben hatte, noch zu vermehren. Endlich war die entscheidende Stunde gekommen! Die Gefühle, die mich vor diesem Mann übermannten, der in diesem Augenblick auf mich wie ein Richter wirkte, liessen meine Rede jedoch leider in 1000 Stücke zerbrechen. Obwohl kaum ein Fetzen meiner Rede überlebt hatte, gelang es mir wenigstens, ihm meine Absicht zu erklären, sein Unternehmen, Rio und Brasilien zu verlassen, um mein Zelt in Kalifornien aufzuschlagen.

«Über wie viel Kapital verfügen Sie?», fragte mich Herr Andrié in einem gerade noch erträglich ironischen Tonfall.

Unter dem Strich blieben mir, nach Rückzahlung aller Schulden, ungefähr 150 000 Reis, das heisst ungefähr 430 Franken. Durch Zusammenlegen dieses Notgroschens mit den Ersparnissen von Tissot brachten wir es auf rund 1000 Franken.

«Und mit je 500 Franken planen Sie eine Reise von 15 000 Kilometern?»

Ich hatte grösste Lust, ihm mit unserer famosen Maxime zu antworten: Wollen ist Können! Allerdings verstand ich schon damals, dass eine Maxime, so gut sie auch sein mag, kein Argument ist; also beschränkte ich mich darauf, ihn bescheiden um seinen Rat und seine Unterstützung zu fragen.

Und das war nicht vergeblich!

Ce ne fut pas en vain !

II

De Rio à Valparaiso

Le 16 Avril 1849, 47 jours après la fameuse soirée au Café David, je me trouvais avec mon ami Filsot sur le pont des trois-mâts Nérolutre, affrété en entier par mon ancien patron et dont la cargaison, composée d'environ 700 tonnes de marchandises diverses, était confiée à notre loyauté & à notre savoir-faire. -

Une flotille de petites chaloupes venait de nous quitter. Les yeux mouillés, j'agitais mon mouchoir en signe d'adieu aux bons amis qui avaient voulu nous accompagner à bord. -

L'ancre fut levée, les voiles s'enflèrent et notre pavillon hollandais salua le drapeau brésilien planté sur le fort St^e Catherine.

Derrière nous disparurent les maisons, puis les navires, puis la pointe des clochers de la Gloria.

2 Von Rio nach Valparaiso

Am 16. April 1849, 47 Tage nach dem famosen Abend im Café David, befand ich mich mit meinem Freund Tissot auf der Brücke des Dreimastlers «Resolutie», der von meinem bisherigen Patron vollständig beladen worden war. Die Fracht, ungefähr 700 Tonnen diverse Handelswaren, hatte der Patron unserer Loyalität und unserem Können anvertraut.

Eine Flotte kleiner Schaluppen hatte uns gerade verlassen. Mit Tränen in den Augen schwenkte ich mein Taschentuch zum Abschied von den guten Freunden, die uns an Bord begleitet hatten.

Der Anker wurde gelichtet, unsere Segel füllten sich, und unsere holländische Flagge grüsste die brasilianische, die auf dem Fort St. Katharina flatterte. Zuerst verschwanden hinter uns die Häuser, dann die Schiffe, dann die Spitze des Glockenturms der Gloria. Eine gute Brise half uns, die Brandungszone zu durchqueren.

Adieu liebe Freunde, adieu Rio, adieu Brasilien, gastfreundliches Land, das mich empfangen hatte, wie eine Mutter ihre Kinder empfangen würde. Was hattest du für mich wohl vorgesehen, falls ich in deinen Gefilden geblieben wäre? Glück oder Gelbfieber? Gott allein weiss es. Inzwischen treibt mich ein anderes Fieber, auch gelb, das Goldfieber, weit weg von dir an andere Gestade.

Am Ausgang der Bucht verliess uns der Lotse. Er war unsere letzte Verbindung zum Land. Solange wir sein Boot noch sehen konnten, folgten ihm unsere Blicke. Zur Mittagszeit war es verschwunden. Gegen fünf Uhr nachmittags war auch das Land verschwunden. Ich sollte es erst bei Kap Horn wieder sehen, das heisst am äussersten Ende der Welt.

Ich war noch in Tausende von Gedanken versunken, in denen sich die Hoffnung mit der Reue stritt, und meine Augen suchten vergeblich Land, als mich das Gebimmel der Schiffsglocke aus meinen Grübeleien riss und mich zur ersten Mahlzeit an Bord begleitete. Ich kletterte vom Aufbau des Hinterdecks herunter und verschwand im Zwischendeck. Die Hälfte des Zwischendecks war für die Fracht reserviert; die andere Hälfte,

durch eine breite Wand getrennt, war so ausgestattet, dass sie uns als Speisesaal dienen konnte. Zusätzlich waren in diesem Teil des Zwischendecks drei Kabinen eingerichtet. In diesem Augenblick, bevor ich mich zu Tisch setzte, konnte ich mit den andern Personen, die ihr Leben den alten Plänen der «Resolutie» anvertraut hatten, Bekanntschaft schliessen.

Wir waren insgesamt 19 Personen. Die Mannschaft setzte sich zusammen aus Kapitän Rolufs und seinem Bruder, dem Erster Offizier, sieben holländischen und amerikanischen Matrosen, einem Schiffsjungen, einem schwarzen Koch und einem Quartiermeister.

Als Passagiere waren wir zu siebt: Madame Clairet, 50 Jahre alt, und ihre Tochter Julie, die gerade ihren 18. Frühling erreicht hatte. Diese Damen, Französinnen von Geburt, hatten in Rio eines der besten Hotels geführt und wollten nun in Valparaiso das Gleiche versuchen. Herr Heymann, ein junger Belgier, aus guter Familie von Gand, mit dem Charakter eines verwöhnten Kindes, will sich in Valparaiso mit besagtem Fräulein Julie verheiraten, allerdings ohne Zustimmung, er behauptet sogar gegen den Willen deren Eltern. Herr Kasten, unser Übersetzergehilfe, blondes und gutes Kind Deutschlands, der sich nie aufregt, trotz aller Mühe, die man sich zum Zeitvertreib gibt, ihn zur Verzweiflung zu bringen. Herr Alexander ... Ein polnischer Jude, von Beruf Bijoutier, der wie ich sein Glück in Kalifornien versuchen will. Schliesslich Tissot und ich, bis auf eine allfällige Gegenorder Frachtmeister an Bord der «Resolutie». Rabelais hätte ich jetzt beinahe vergessen, meinen armen Rabelais, ein kleiner Hund mit rauem und fahlem Fell, von der Art der berühmten schottischen Rattenmörder.

Ich komme auf unsere erste Mahlzeit zurück, die ich nie vergessen werde, nicht nur weil mich das Menü in Bezug auf das gute Essen, das ich an Bord vorzufinden hoffte, vollständig desillusionierte, sondern ganz besonders, weil die 180 Abendessen, die dem ersten folgen sollten, sich gleichen wie ein Ei dem andern.

Unser Speisesaal war dunkel wie das Refektorium eines italienischen Klosters, man konnte die Farbe von Wasser und Wein kaum unterscheiden. Die Mahlzeiten bestanden unabänderlich aus einer schwärzlichen Suppe, aus einem Brei von Linsen, Zuckererbsen, und Bohnen – schmerzhaft für die Augen und grauenhaft im Geschmack –, aus einer Ration geräuchertem oder gepökelttem Fleisch, aus einem Achtel Wein und einem Krug eher lauwarmen Wasser, aus einer Gemüseplatte, abwechslungsweise Salzkartoffeln oder mit Melasse gewürztem Weizenmehlbrei – eine barbarische Erfindung eines holländischen Brillat-Savarin, die ich nie herunter schlucken konnte, ohne Grimassen zu schneiden. Anstatt Brot

gab es Schiffszwieback, hart wie Kieselstein. Zum Schluss das Dessert: eine Art Plumpudding, aus Weizenmehl und Maismehl geknetet, der in einem spitzen Sack in kochendem Wasser gegart wurde. Per saldo war dieser Plumpudding nichts anderes als ein Klumpen weisslichen Teigs, ohne Geschmack, ohne Aroma, schwer im Magen aufliegend und unverdaulich wie halbgebackenes Brot. Es war das Lieblingsgericht des Kapitäns und seines würdigen Bruders.

Zweimal pro Woche, jeweils am Sonntag und Donnerstag, servierte man uns Käse aus Holland, bekannt unter dem Namen Mohrenkopf, sowie Nüsse, Mandeln und getrocknete Trauben.

Vor der Abreise hatte uns Kapitän Rolufs Berge und Wunder versprochen; wir hatten dafür bezahlt, behandelt zu werden, wie es sich gehört; aber wie man sieht, war dieser Seemann in erster Linie aufs Sparen bedacht, auch wenn er mit einer Dreistigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, behauptete, seine Küche sei den besten der Welt ebenbürtig. Nun, über Geschmack streitet man nicht. Sein Appetit verleugnete ihn in der Tat während der ganzen Reise kein einziges Mal. Natürlich machten wir ihm gegenüber gelegentlich Andeutungen, in der Hoffnung, ihm gewisse Konzessionen abzurufen; aber an Bord ist der Kapitän König, und der unsere begnügte sich damit, jedes Mal, wenn wir ihm unsere Abscheu gegenüber seinem Melassebrei oder seinem ewigen Plumpudding bezeugten, sich eine zweite Portion zu servieren.

Ganz besonders waren unsere beiden Passagierinnen zu beklagen. Sosehr sie an die köstliche Küche eines erstrangigen Hotels gewohnt waren, konnten sie nichts anderes tun, als resigniert die plumpen und schwer verdaulichen Mahlzeiten mit uns zu teilen, die bestenfalls dazu taugten, den Magen eines holländischen Seemanns zu füllen. Sie hatten indessen keine Wahl: Da sie leben wollten, mussten sie auch essen. Zum Glück – oder auch Unglück – für die Damen wechselte der Wind am zweiten Tag nach unserer Abreise plötzlich. Die Brise verwandelte sich zuerst in einen gepfefferten Wind, dazu kamen heftige Böen, und schliesslich in einen wahrhaftigen Orkan. Sie wurden seekrank, verloren das letzte bisschen Appetit und wurden ins Bett verdammt.

Unmittelbar nachdem unsere erste Mahlzeit durch Gesselin, unsern Quartiermeister, aufgetragen worden war, versuchte jeder, sich in der ihm zugewiesenen Kabine einzurichten. Ich habe schon erwähnt, dass zusätzlich zur grossen Kabine des Kapitäns, von der ein Abteil für die Passagiere reserviert war, im Zwischendeck drei Kabinen existierten, eine schön nach der andern. Jede dieser Kabinen enthielt zwei übereinanderliegende Betten. Die erste war belegt vom Juden Alexander und vom Quartiermeister,

der früher erster Tenor des französischen Theaters gewesen war und jetzt vor einer Meute von Gläubigern floh. Die zweite gehörte den Herren Heymann und Kasten, einem Weltmeister im Schnarchen. Die dritte und letzte diente Tissot und mir als Refugium.

Ich wählte das untere Bett; dort breitete ich meine dünne Matratze aus pflanzlichem Rosshaar aus, mein Kopfkissen und meine Decken. Unsere Koffer placierten wir so, dass sie uns sowohl als Sitzgelegenheiten als auch als Toilettentische dienen konnten.

Die erste Nacht, die ein Mensch, der die feste Erde verlässt, um eine Schiffsreise zu unternehmen, deren Ziel er zwar kennt, deren Gefahren und Ende er jedoch nicht voraussehen kann, wird mit Sicherheit unruhig. Ich konnte in der Tat kein Auge schliessen. In meinen Gedanken durchlebte ich mein ganzes bisheriges Leben, und wenn ich in diesem Moment hätte zurückkehren können, hätte ich, glaube ich, nicht lange gezögert.

So ist der Mensch gemacht, er weiss heute nicht, was er morgen will. Zum Glück gehört zu jeder Nacht ein neuer Morgen, der mit der Morgenröte wieder Leben bringt, Mut und Hoffnung. Die Daten, die ich im Folgenden aufführen werde, sind die einzigen der 83 Tage, die besondere Aufmerksamkeit verdienen – so lange benötigte die «Resolutie», um in den Hafen von Valparaiso zu gelangen.

28. April: Schon am Vorabend hatte ein Hai seine Runden um das Schiff gedreht. Heute Morgen sah ihn John, ein Matrose aus Boston, der in der Walfischerei alt geworden war, erneut hinter unserem Schiff und machte den Vorschlag, ihn zu fangen. Nach dem Frühstück, das wie üblich spartanisch aus in schwarzem Kaffee getunktem Zwieback bestand, versammelte sich jedermann auf dem Hinterdeck. Man rief den alten John, der nach oben kam, ausgerüstet mit einem starken Seil, an dessen Ende er einen drei Zoll langen zweizackigen Angelhaken befestigt hatte, der aussah wie ein Miniaturanker. In Ermangelung von frischem blutigem Fleisch, das Haie ganz besonders schätzen, wurde am Haken ein grosses Stück aufgeweichten Schinkens befestigt. Der Köder wurde ins Wasser geworfen, und Meister John empfahl uns, absolut ruhig zu bleiben, denn die Hyäne der Meere ist, wenn sie nicht am Verhungern ist, genauso feige und genauso ängstlich wie die Hyäne der Wüsten. Unser Hai machte sich daran, den Schinken langsam zu umkreisen. Er machte den Eindruck, Verrat zu wittern. Die Kreise, die er drehte, die am Anfang so gross waren, dass wir ihn zeitweise nicht mehr sehen konnten, wurden nach und nach enger. Ab einem gewissen Zeitpunkt verloren wir ihn nicht mehr aus den Augen. Der Anblick war aufregend. Keiner von uns hatte je einer vergleichbaren Jagd beigewohnt; unsere Neugier vermischte sich mit einer gewis-

sen Angst, die uns als Opfer dieses Monsters sah, über dessen Schreckens-taten wir so viel gelesen hatten.

John machte uns ein Zeichen, auf die Seite zu gehen, und murmelte so etwas wie: «Passt auf, ihr Zivilisten, wenn die Bestie auf dem Deck landet, wird sie mit ihrem Schwanz so fürchterlich um sich schlagen, dass wer ihr zu nahe kommt, mit einer havarierten Bemastung rechnen muss.» Es versteht sich von selbst, dass jeder von uns seine Bemastung zurücknahm, natürlich seine zwei Beine, so nah wie möglich an die Reling. Der Hai, wie von einem unsichtbaren Führer geleitet, näherte sich, indem seine Kreise immer enger wurden. Als er beim Köder angekommen war, hielt er an, drehte sich auf den Rücken und streckte seinen Bauch an die Luft, öffnete sein Maul, das mit drei Reihen spitziger Zähne geschmückt war, schnappte das Fleisch, drehte sich um und wollte das Weite suchen. Das war genau der kritische Moment. John stiess ein gewaltiges Hurra aus, das augenblicklich von Passagieren und Mannschaft wiederholt wurde. Jeder stürzte sich in das Seil, um dabei zu helfen, das schwere Tier in die Höhe zu hissen. Dieses Manöver, obwohl so einfach, sollte zu unserer schmachvollen Niederlage und zur Rettung des Hais führen. Wir hissten so gut und mit so viel Kraft, dass der Angelhaken, der das Maul des Monstrums ein Stück weit durchstossen hatte, sich ins Holz der Schiffswand hineinbohrte, als er die Kante der Reling erreicht hatte.

John schrie auf Englisch, vergeblich: «Stop boys! Stop! Goddam stop!»

Diejenigen, die am Ende des Seiles zogen, waren sich nicht bewusst, dass wir auf ein Hindernis gestossen waren, und glaubten, John würde sie anfeuern, und erhöhten ihre Anstrengungen. Das Seil riss, und Bruder Hai kehrte mit einem Sprung in sein Element zurück. Unsere Enttäuschung war gross. Ich sah John wütend seinen Kiefer mahlen, während er links und rechts an die Adresse von uns verdammten Grünschnäbeln englische Flüche ausstiess, weil wir uns in etwas eingemischt hatten, das uns nichts anging.

Es blieb uns nichts als die Hoffnung, dass der Hai das Eisen in seinem Maul nicht würde verarbeiten können und schliesslich an den Verdauungsstörungen zugrunde gehen würde.

2. *Mai*: Das Wetter ist schön, die Winde sind günstig, wenn auch für uns, die gerade aus Brasilien kommen, etwas frisch.

Seit einigen Stunden folgen uns Gruppen von Tümmlern; wir beobachten sie, wie sie als Schwadronen, eine nach der andern, uns manchmal aus der Ferne folgen, manchmal ganz nahe, wie sie aus dem Wasser springen, bis zu 3 Fuss hoch, wie sie wieder eintauchen und anschliessend mit

unglaublicher Geschwindigkeit unter dem Kiel unseres Schiffes verschwinden und einen Augenblick später auf der andern Seite des Schiffes wieder auftauchen. Meister John ist am Steuer und, während er Kompass und Takelage im Auge behält, amüsiert sich am tollen Spiel der Tümmeler. Es sieht so aus, als ob er seinem ehemaligen Beruf als Harpunier nachträumt.

Ich begann mit ihm zu reden und offerierte ihm Kautabak; John nahm etwa eine Unze davon, rollte ihn zwischen seinen Handtellern und placierte ihn schliesslich hinter seiner Wange. «John, besteht eine Möglichkeit, einen dieser Burschen zu fischen, die so ganz danach aussehen, dass sie sich über unser Schiff und seinen etwas langsamen Kurs lustig machen?» John war kein Verschwender von Worten; er war ein alter Seebär, lang wie ein Mast und mager wie ein Hering. Er begnügte sich zu lächeln, mit dem Kopf ein zustimmendes Zeichen zu machen und mit seinen Augen auf das Steuerrad zu zeigen. Damit wollte er sagen: Warte, bis meine Wache vorbei ist, und du wirst von mir hören. In der Tat, als seine Wache zu Ende war, ging er umgehend zum Vordeckaufbau, verschwand in der Matrosenluke und erschien einen Augenblick später mit einer eindrucklichen Harpune, die er an einem langen Seil festmachte, dessen Ende er an der Winde befestigte. Danach postierte er sich ausserhalb des Schiffes (beinahe auf Wasserhöhe) rittlings auf der grossen Kette, die das Bugspriet mit dem Schiffskörper verbindet. Für mich sah er aus wie ein mit seinem Dreizack bewaffneter Neptun. Die Tümmeler bemerkten von alledem nichts, sie spielten zu seinen Füssen wie eine Kinderbande, die eben den Schulbänken entflohen ist. Meister John hatte keine Eile; er brauchte einen Tümmeler mit einem prallvollen Bauch, dessen Rücken über dicken Fettschichten schön abgerundet war. Folgerichtig wählte er sein Ziel sorgfältig. Es dauerte nicht lange, bis ein solcher Kerl, gut gepoltet wie ein Bankier aus Frankfurt, auftauchte; ohne Zweifel handelte es sich um den Chef einer Schwadron, dem seine Familie, Söhne, Töchter, Vetter und Nichten, folgte. John nahm ihn ins Visier, schon als er ihn von Weitem auf sich zukommen sah. Im Augenblick, in dem das beeindruckende Tier direkt unter seinen Beinen vorbeischwamm, schleuderte er geschickt und schnell wie ein Blitz seinen tödlichen Stachel, der sich tief in die Dicke des Specks hineinbohrte. John wusste um die unglaubliche Kraft seines Gefangenen; klug spulte er das Seil bis zum Ende ab. Darauf spannte sich dieses und wurde stocksteif wie eine Bogensaite, dann wurde es Stück für Stück wieder lockerer. Jetzt rieb sich John die Hände und befahl uns, am Seil zu ziehen. Wir waren zu sechst und zogen mit der ganzen Kraft unserer Arme, und ich kann sagen, dass wir einige Mühe hatten, bis der mächtige Meeressäuger endlich auf Deck war. Er zuckte noch eine

Weile, bis ihm ein Schlag mit einem Beil auf den Kopf den Garaus machte. John griff zu seinem Seemannsmesser und weidete ihn von einem Ende bis zum andern aus. Es bildete sich ein Bächlein von Blut und Öl, das von der Mannschaft sorgfältig eingesammelt wurde.

Zum Abendessen servierte man uns Tümmelerfilet; ich gestehe jedoch, dass sein Geschmack, der viel Ähnlichkeit mit Kabeljau-Lebertran hat, unseren Appetit nur mittelmässig in Versuchung brachte.

7. *Mai*: Wir begegnen den ersten Kaptauben, ebenso einigen Albatrossen. Die Kaptaupe ist ein liebenswürdiger Vogel mit schwarz-weissen Federn, die schachbrettartig angeordnet sind. Sein Schrei, klagend und misstönend, ist dem Kreischen der Seilrolle täuschend ähnlich, wenn das Tauwerk vom Sturmwind gequält wird. Der Albatros ist für das Meer, was der Adler für das Land. Seine ausgebreiteten Flügel haben eine Spannweite von 9 Fuss. Sein Flug ist plump wie der eines Schwans, dem er übrigens auch wegen seines langen und graziösen Halses ähnlich ist. Alle diese Vögel folgen dem Schiff sowohl im Flug als auch schwimmend, und sie verschlingen gefrässig und ohne Unterschied alles, was über Bord geworfen wird.

Die Winde werden frischer. Der Kapitän hat die äussersten Segel des Fock- und Besanmasts reffen lassen, genauso wie die Vorsegel über dem Bugspriet. Die Zusatzsegel für schwache Winde erleben das gleiche Schicksal. Die «Resolutie» hat ihre Wintertoilette gemacht. Leider nimmt uns dies sechs Segel weg und beschleunigt unsere ohnehin schon langsame Fahrt in keiner Art und Weise.

11. *Mai*: Mein kleiner Hund Rabelais wird von einem Wutanfall gepackt. Der Kapitän erklärt, dass diese Krankheit unheilbar ist, und verdammt ihn zum Tod. Ein Gewehr wird mit Kugeln geladen; Herr Heymann richtet es auf ihn und streckt ihn nieder, leblos liegt er auf der Brücke. Sein Körper, den alle ausser dem Koch, dem er gelegentlich einen Leckerbissen geklaut hat, bedauern, wird auf dem 38. Breitengrad ins Meer geworfen.

18. *Mai*: Seit acht Tagen drücken uns widrige Winde gegen unseren Willen nach Westen. Die Kälte nimmt deutlich zu, und der Kapwind friert Finger und Zehen ein.

21. *Mai*: Eine kräftige Brise aus Nordwest bringt uns endlich wieder auf guten Kurs.

Um zehn Uhr morgens bemerken wir im Wind hinter uns, im Ostnordosten, einen prächtigen Dreimaster, der direkt auf uns zusteuert. Er nähert sich uns, und gegen Mittag wird es offensichtlich, dass er so manövriert, um mit uns zu reden. Um ein Uhr, er befindet sich nur mehr eine

knappe Breitseite neben uns, hisst er seine Flagge. Wir ebenfalls. Der holländische Löwe grüsst das britische Einhorn.

Mit Hilfe seines Sprachrohrs erkundigt sich der englische Kapitän nach unserer Länge und unserer Breite. Meister Rolufs hatte befürchtet, dass der Fremde ihn verfolgte, um ihm Vorräte abzuverlangen. Er war bereits darauf eingestellt, ihn zu allen Teufeln zu schicken; jetzt ging er auf das Verlangen freundlich ein, indem er seine Position mit weisser Kreide auf ein schwarzes Brett schrieb. Zwei Matrosen hoben das Brett auf Kopfhöhe, bis der Fragesteller seine Flagge wieder einzog. Dies war gleichbedeutend mit: Danke, ich weiss jetzt, was ich wissen wollte!

Nachdem diese Seemannsgrüsse ausgetauscht waren, wollte der Engländer, im Vertrauen auf seine Überlegenheit, uns überholen; als er jedoch auf der Höhe der «Resolutie» war, ging er zu direkt in den Wind, und er geriet in unsern Windschatten. Mit vollen Segeln rauschte unser Dreimaster auf ihn zu. Innert weniger als einer Sekunde veränderte sich die Szenerie an Bord der beiden Schiffe so, wie in den Tropen häufig ein klarer Himmel sich plötzlich in einen Gewitterhimmel verwandelt. Unordnung, Schreie, ein Kommen und Gehen – auf beiden Brücken herrschte ein unbeschreibliches Chaos. Es gab im Übrigen genügend Gründe, auch die Furchtlosesten unter uns zum Schaudern zu bringen ... sah es doch so aus, dass in höchstens einer Minute unser Bugspriet sich in die Bemastung des Engländers bohren würde. Bei einer Geschwindigkeit von über 7 Knoten schien ein schrecklicher Zusammenprall unvermeidbar. Dieser Schock hätte unsern Tod bedeutet, denn weder das eine noch das andere der beiden Schiffe hätte dessen Heftigkeit überstehen können. Der Tod für uns alle inmitten des Ozeans? In meiner Vorstellung erlebte ich die lange Agonie dessen, der schwimmen kann und der versucht hätte, sein Leben vor dem Untergang zu retten; oder vielleicht eher den Tod, den Haifischzähne augenblicklich bewirken. Aber Gott ist allmächtig, sein Auge wachte über uns, und unser Schaudern war verfrüht.

Die gellende Stimme des Kapitäns übertönte alles. Unaufhörlich kommandierte er: «Luv! Luv! Gegen den Wind steuern!» Der Mann am Ruder machte umgehend das Gegenteil und liess das Ruder los (*Anmerkung des Übersetzers: der Steuermann liess also das Schiff vom Wind treiben*). Gehorsam drehte das Schiff auf Backbord. Von Neuem donnerte der Kapitän: «Macht die Leinen der unteren Segel los! Alle Mann an die Arbeit!»

Noch klingen diese Worte in meinen Ohren, als bereits alle Leinen los sind. Der Leutnant hat mit einem Beil alle Leinen, die nicht schnell genug gelockert wurden, durchtrennt. Unsere schlaffen Segel fallen jetzt träge von der Bemastung, und die «Resolutie» ist steuerlos. In diesem

Augenblick erscheint eine Kollision unvermeidlich. Da packte uns eine riesige Welle und stemmte unser Schiff quer in die Höhe. Ich sehe schon, wie es auf den Engländer hinunterfällt; und ein Angstschrei entflieht meiner Brust. Dank unerhörtem Glück packte die gleiche Welle auch den Engländer, stemmte ihn ebenfalls in die Höhe und stiess ihn beim Herunterfallen seitlich von der «Resolutie» weg, sodass diese nichts mehr vor sich hat als ihren Freund, das Meer. Wir waren gerettet!

Der Engländer hatte gerade noch Zeit, davonzufahren, nichts war beschädigt. Dabei konnte ich den Namen dieses Furcht einflössenden Angreifers lesen; es war die «Royal Sovereign» aus Liverpool.

Man hat Mühe, es zu glauben, aber sobald die Gefahr vorbei war, machten sich die beiden Kapitäne, noch bleich von aufgewühlten Gefühlen und vom Schrecken, mit ihren Sprachrohren daran, nicht etwa sich dafür zu beglückwünschen, dass sie wie ein Wunder einem Desaster und dem Tod entkommen waren, sondern sich gegenseitig hin und her zu beleidigen, und zwar mit Ausdrücken, die Droschkenkutschern würdig gewesen wären. Die Matrosen folgten ihrem Beispiel, und ihr Fluchkonzert dauerte so lange, wie der Wind es erlaubte, ihre Stimmen zu hören. Noch nie hatte ich den Stempel des Schreckens so deutlich auf dem menschlichen Gesicht lesen können. Selbst das Gesicht des Kapitäns war weiss wie ein Leintuch. Der Jude, an ein Geländer festgeklammert, hatte so verzerrte Gesichtszüge, so aschfahle Wangen und Lippen, dass er mehr einem Toten als einem Lebenden glich. Mademoiselle Clairet, die der Lärm halb nackt auf die Brücke getrieben hatte, konnte sich kaum aufrecht halten und stützte sich auf ihren Verlobten, der selbst wie Espenlaub zitterte. Ihre Mutter, die sich immer noch in Gefahr glaubte, hörte nicht auf zu schreien: «Meine Tochter! Meine Tochter!»

Vergeblich versuchten wir sie zu trösten, ihre Ängste zu beruhigen; unter solchen Umständen hören die Ohren einer Mutter nichts. Am Abend wurde sie erneut von einer heftigen Nervenattacke geschüttelt; sie heulte und lachte gleichzeitig. Glücklicherweise hatte die Krise keine weiteren misslichen Folgen, als sie ans Bett zu binden, das sie bis zu unserer Ankunft in Valparaiso nicht mehr verliess. Dort sah ich sie, wie sie auf Deck kam, und war bass erstaunt, als ich bemerkte, dass ihre Haare, die in Rio noch schwarz gewesen waren, grau, um nicht zu sagen weiss geworden waren. War dies die Wirkung des Abenteuers mit der «Royal Sovereign», der Entbehrungen, die die arme Frau während der Fahrt zu erdulden hatte, der stürmischen 21 Tage beim Kap Horn oder ganz einfach des Fehlens eines Medizinfläschchens und Kosmetikstifts? Das werde ich wohl niemals wissen.

27. Mai, Pfingsten: Während mehrerer Tage sind uns die Winde sehr günstig und schieben uns mit vollen Segeln in Richtung Kap. Das Wetter ist schön, der Himmel wolkenlos. Schon am Morgen kündigt uns der Kapitän an, dass der Tag nicht vergehen würde, ohne Land zu sichten. In der Tat, schon um elf Uhr schreit der Ausguck auf Englisch: «Land! Land!»

Um drei Uhr nachmittags hatten wir uns dem Land auf 10 bis 12 Meilen genähert. Für uns arme Reisende, die seit sechs Wochen nichts mehr anderes gesehen hatten als einen grenzenlosen Horizont, hatte dieser Anblick etwas Erhabenes. Vor unseren Augen erhoben sich schneebedeckt die Berge des Kap San Diego; an seiner äussersten Spitze reckten sich riesige schwarze Felsen aus dem Meer, wie um mit ihrer eindrucklichen Masse das Festland Amerikas vor der Wut des Ozeans zu schützen. Auf der rechten Seite erstreckte sich bis ans Ende des Horizonts die mit ausgedehnten Gletschern bedeckte Île des Etats, deren Spitzen durch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zum Leuchten gebracht wurden – sie erinnerten mich an die geliebten Alpen Helvetiens. Diese Insel ist vom Kap San Diego durch einen breiten Kanal getrennt: die Strasse Le Maire, die wir am Folgetag zu passieren planten, um den Weg, der uns noch vom Kap Horn trennte, abzukürzen. In diesen polaren Gegenden sind die Tage kurz. Schon um fünf Uhr nachmittags hisste die Dunkelheit ihr schwarzes Segel zwischen uns und dem Festland.

Der Kapitän liess die Segel reffen. Ich habe schon erwähnt, dass das Wetter ruhig und schön war, er rechnete also aus gutem Grund mit einer ruhigen Nacht. Nach dem Abendessen zeigte er uns unsere Position auf der Seekarte; er rechnete damit, dass wir am nächsten Tag um die Mittagszeit das Kap Horn passieren würden. Was uns betrifft, nahmen wir uns vor, mit der Sonne aufzustehen, um diesen verlassen und vernachlässigten Landstrich unserer Erde ganz bewusst zu betrachten und um dem berühmten Kap Horn, von dem wir uns schon so viel Übles hatten sagen lassen, eine lange Nase zu drehen.

Der Kapitän war ohne Zweifel glücklich, bis jetzt ungeschoren davongekommen zu sein; auch die Aussicht, innerhalb der nächsten 24 Stunden diese schreckliche Landspitze, den Schrecken aller Schiffsversicherungen, hinter uns lassen zu können, stimmte ihn froh. In dieser guten Laune lud er uns um acht Uhr abends zu einem Wacholder-Punsch ein. Es war das erste Mal, dass Meister Rolufs uns gegenüber so galant war, aber irgendwie war klar, dass wir davon nichts haben würden. Kaum hatten wir uns um die kostbare Bowle niedergelassen, stürzte der Leutnant ganz verstört herein und rief den Kapitän. Ein furchtbarer Wind war vom Land her mit Blitzesschnelle über uns hereingebrochen. Mit seinen ersten Stössen zer-

brach er die Spitze des Besanmasts, und unser Wacholder-Punsch erlitt das gleiche Schicksal, indem er herunterfiel und an der Wand zu meiner Kabine in 1000 Stücke zerschellte.

Um der Küste aus dem Weg zu gehen, musste der Kapitän das Kap wieder auf unsere Nordostseite bringen. Während der ganzen Nacht heulte der Sturm mit äusserster Heftigkeit. Um zwei Uhr morgens liess uns ein schrecklicher Schlag um unsere Tage zittern. Eine Welle hatte unser Schiff quer erfasst und schüttelte es in seiner Gänze, so wie ein kastilischer Stier den unglückseligen Torero auf seinen Hörnern schüttelt. Alles schien zusammenzubrechen, dabei war es nur das Vorspiel des Unglücks, welches das Kap Horn für uns vorgesehen hatte.

31. Mai: Seit vier Tagen treibt uns Boreas, der in diesen Gegenden absoluter Herr und Meister ist, unaufhörlich nach Ostnordosten. Ein Sturm folgt dem andern, und jeder vergrössert unsere Entfernung von unserem Ziel. Es herrscht eine übermässige Kälte, Tag und Nacht schneit es in dicken Flocken. Es nützt überhaupt nichts, das Deck jede Stunde zu wischen, eine Schneeschicht bleibt trotzdem immerzu liegen. Das Unglück will es, dass der Schnee bei den Verbindungen von Deck und Kabinenwänden ins Schiffsinne eindringt, bis in unsere Kabinen und auf unsere Liegeplätze.

Wir haben weder Öfen noch sonstige Heizungseinrichtungen; die einzige Möglichkeit, uns gegen Kälte und Schneewasser zu schützen, besteht darin, uns alles überzuziehen, was wir in unsern Koffern finden. So trage ich auf meinem Körper nichts weniger als zwei Wollhemden, drei Paar Hosen, zwei Gilets, zwei kurze Mäntel und über all dem noch meine Decke. Trotz dieses dreifachen «Geschirrs» gelingt es mir nicht, mich aufzuwärmen. Seit 24 Stunden essen und trinken wir kalt; der Koch behauptet, es sei ihm unmöglich, seinen Herd anzuzünden, und in seiner Küche geht sowieso alles drunter und drüber. Im Übrigen nehmen alle von uns alles, wie es kommt: Niemand weint, niemand lacht ...

Seit es schneit, hat der Kapitän angeordnet, die kleine Türe, die zur Brücke führt, zu schliessen. Von dorthier haben wir, die das Zwischendeck bewohnen, bis jetzt Tageslicht erhalten. Somit sehen wir seit vier Tagen nur noch das flackernde Licht einer Lampe, die auf einem Tisch noch knapp ihr Gleichgewicht halten kann, wenn sie den Bewegungen des Schiffes folgt. Es kommt hinzu, dass unser Lektürevorrat nach und nach erschöpft ist und dass schon einige Bände die Ehre bekommen haben, ein zweites Mal gelesen zu werden. Die meiste Zeit kauern wir auf unsern Koffern, ernst und schweigsam wie der Araber der Wüsten. Unsere einzige Zerstreuung ist, Rauchringe in die Luft zu blasen; solange wir noch Zigar-



**Die «Resolutive»
im Sturm vor Kap Horn.**

ren und Tabak haben, werden wir nicht verzweifeln; unsere Vorräte jedoch nehmen rasch ab, bald werden wir sie rationieren müssen.

Diesen Abend sind zwei Mitglieder der Mannschaft erkrankt; es bleiben uns also nur noch fünf arbeitsfähige Matrosen.

2. Juni: Unser Unglück hört nicht auf; oder, um die Wahrheit zu sagen, es nimmt zu. Seit dem schönen Abend beim Kap San Diego ist es nicht mehr möglich, unsere Position zu bestimmen, haben wir doch seither weder Sonne noch Mond noch Sterne gesehen. Wir wissen also nicht mehr, wo wir sind, und wir fahren auf gut Glück damit fort, in Richtung Ostnordost zu steuern.

Gegen Mittag sinkt das Barometer so tief, dass der Kapitän glaubt, uns warnen zu müssen, dass die Winde in Kürze ihre Wut verdoppeln würden. In der Tat, bei Nachteinbruch entfesseln sich die Elemente nicht mehr zu einem Sturm, sondern zu einem Orkan, dem es gewiss weder an Pfeffer noch an Salz fehlt.

Klug wie Holland, seine Heimat, hatte der Kapitän schon im Voraus seine Vorsichtsmassnahmen getroffen. Alle Segel waren eingezogen, mit Ausnahme der Kleinfock und der zwei Untersegel, noch dazu auf allen

Reffen verkleinert. Im Tauwerk pfiß es wie aus einem Vipernest, die Masten knarrten, und unsere arme Nussschale tanzte auf den Wellenbergen eine höllische Sarabande.

Um zehn Uhr nachts, ich hatte mich gerade vollständig angekleidet auf meiner feuchten Bettstatt ausgestreckt, liess mich ein fürchterlicher Schüttelschlag auf meine Füße springen. Über meinem Kopf sah ich eine schwarze Masse vorbeifliegen: Es war mein Freund Tissot, den der Stoss aus seinem Bett und in gerader Linie unter unseren Esstisch geworfen hatte. Er richtete sich, um Hilfe rufend, wieder auf. Unsere Lampe war erloschen, die Dunkelheit war komplett ...

Von oben, über meinem Kopf, hörte ich einen unheilvollen Lärm, es tönte wie das Rollen von Wellen, und in kurzen Abständen schrie der Kapitän: «Bringt Stopfmateriale, bringt Stopfmateriale!» Von allen Seiten hörte ich Schreie, die von meinen verzweifelten Mitpassagieren ausgestossen wurden. Ich dachte, das Schiff sei mit etwas kollidiert, dass wir in die Tiefe der Meeresgründe versinken würden und dass jetzt der Moment gekommen wäre, meine Seele Gott zu empfehlen. Noch einmal täuschte ich mich: Die einzige Tür, die auf Deck führte, öffnete sich, und der Leutnant, eine Laterne in der Hand, sprang mit einem einzigen Satz die acht Stufen hinunter, die ins Zwischendeck führten. Ihm folgte ein Wasserschwall, und er schrie uns zu: «Es ist nichts, nur ein Geschenkpaket des Meeres! Seid ruhig! Niemand soll sich bewegen!»

Er suchte Stopfmateriale, das sich unter der Treppe befand, und verschwand wieder, nachdem er die Türe wieder geschlossen hatte.

Wir schwammen einen Zoll tief in eisigem Wasser, aber im Vergleich zum Tod, den wir noch eine Minute vor dem Erscheinen des zweiten Offiziers erwartet hatten, war es Rosenwasser. Der brave Mann hatte uns seine Handlaterne überlassen. Endlich konnte man sich gegenseitig wieder erkennen und die Hände halten. Aber es war nicht die Zeit zum Plaudern, denn zuerst musste die Schiffswand gegen das eindringende Wasser abgedichtet werden, das uns umspülte und beträchtliche Mühe verursachte. Nach einer Stunde beharrlicher Arbeit waren wir es los.

Sie werden mich nach der Bedeutung des Ausdrucks «Geschenkpaket des Meeres» fragen, den der Leutnant beim Hinuntersteigen ins Zwischendeck gebraucht hatte. In der Seemannssprache ist damit ganz einfach eine dieser Wellen gemeint, die in rauem Wetter häufig über den Vorbau eines Schiffes hinwegfegen, die aber ganz selten auf das Hinterdeck donnern ... In unserm Fall war das fragliche Geschenk eine riesige Welle, die es verschmäht hatte, uns zu verschlingen, um sich damit zufriedenzugeben, uns zu überschwemmen und so nebenbei etwa einen Viertel der Reling auf

Backbord, die vier Wände und das Dach der Küche wegzuspülen und die beiden Bänke auf dem Deckaufbau in 1000 Stücke zu zertrümmern.

Der Rest der Nacht verlief ohne weitere Zwischenfälle, nur konnte niemand schlafen. Wir waren ja auch verfroren, und es war sinnvoller, sich die Füße auf den Planken zu vertreten, als sich hinzulegen.

5. Juni: Die widrigen Winde bringen uns weiter von unserer Route ab. Der Sturm wirft uns hin und her wie eine armselige Nusschale. Die «Resolutie», in ihrem gemarterten Zustand, beginnt ganz schön Wasser zu machen. Die Matrosen verlassen die Pumpen nicht mehr, und der Kapitän appelliert an unseren guten Willen, sie von Zeit zu Zeit abzulösen. Wir tun das gerne, denn diese Arbeit bricht uns zwar Arme und Rücken, wärmt uns aber besser als unsere Mäntel und Decken.

Am 27. Mai hatten wir die weissen Berge des Kap San Diego bewundert; damals waren wir vom Kap Horn ungefähr 40 Seemeilen entfernt und hätten diese Distanz in acht bis zehn Stunden überwinden können. Heute glaubt der Kapitän, dass unsere Länge ziemlich genau die Mitte der Falklandinseln schneidet!

Morgen wird die Mondphase wechseln, und der Leutnant hofft, dass die Winde ebenfalls drehen und uns wieder auf guten Kurs bringen werden.

9. Juni, vier Uhr nachmittags: Die Voraussage unseres Leutnants trifft ein. Um sechs Uhr morgens hellte sich der Himmel auf, die Sonne zeigte sich wieder, und der Wind drehte. In diesem Augenblick umrundeten wir das Kap Horn dank einer wunderbaren Brise, wir waren aber zu weit davon entfernt, um es sehen zu können.

Neun Uhr abends: Als ich meine Talgkerze anzündete, fiel die Dochtschere auf den Boden und bohrte sich mit ihrer glühend heissen Spitze in die Planken. Ich sagte zu Tissot, dass ich, wenn ich an Land wäre, sicher wäre, an diesem Abend Besuch zu erhalten. Eine Stunde später waren wir alle im Speisesaal versammelt; wir nannten ihn den grossen Saal, obwohl er nur 16 Fuss tief und 8 Fuss breit war; wir waren dabei, auf das Wohl von Kap Horn eine Flasche Portwein zu leeren, als der Segelmeister uns ankündigte, dass eine Brigg in unserer Nähe kreuzte. Jeder von uns rannte auf die Brücke, wo wir trotz der Dunkelheit eine Brigg erkennen konnten, die geradewegs auf uns zukam; die Hälfte ihrer Takelage hatte sie verloren. Als der dunkle Körper vor uns passierte, rief ihm unser Kapitän unsern Namen und unser Ziel zu. Einen Augenblick später antwortete uns der Kommandant der Brigg: «*«Treaty»*, von Rio, unterwegs nach San Francisco!» Nun war einer meiner guten Freunde, François L'Hardy aus Neuenburg, zwölf Tage vor uns an Bord der «*Treaty»* von Rio aus in See gestochen.

Ohne Zweifel hatte er es nicht besser gehabt als wir, da sein Schiff zwölf Tage mehr gebraucht hatte, um den gleichen Punkt zu erreichen. Der Zustand der Takelage der «Treaty» zeigte vielmehr, dass er mehr Widrigkeiten und Havarien hatte aushalten müssen als wir. Ich empfand eine tiefe Rührung, eine Art Heimweh, denn, so nahe ich mich einem Freund, Schweizer wie ich, wusste, ich konnte ihn weder sehen noch ihm die Hand geben.

16. Juni: Seit dem Abend des 12. Juni sind wir wieder widrigen Winden ausgesetzt; sie drohen uns hinter dieses verdammte Kap Horn zurückzuwerfen.

Wir steuern Richtung Süden, und wenn das noch eine Weile andauert, wäre ich nicht überrascht, uns bald am Pol ankommen zu sehen.

Heute Morgen waren wir in Sichtweite von zwei Schiffen, das eine hisste die französische Flagge, das andere diejenige der Vereinigten Staaten. Mit dem Letzteren, das mit Passagieren vollgestopft war, tauschten wir einen Salut in Form von drei gewaltigen Hurras aus.

Unser Wasservorrat scheint beinahe erschöpft zu sein, jedenfalls hat man uns auf eine Tagesration von zwei Gläsern gesetzt. Im Übrigen ist das Wasser seit 14 Tagen so verdorben und von einem so ekelhaften Geschmack, dass wir uns nur daran machen, wenn der Durst uns zwingt. Auch die Kartoffeln beginnen uns zu fehlen; ich bin auf die Matrosen richtig neidisch geworden, denn sie waren besser beraten als unser Kapitän und haben davon in Rio einen grossen Vorrat angelegt. Das Fehlen dieses Gemüses ist grausam zu spüren; es war mein Lieblingsgericht, ich ass es mit allen möglichen Saucen, und es allein tröstete mich über die Härte der Schiffsbiskuits, die Fadheit des Plumpuddings und über manche andere Entbehrung hinweg.

23. Juni: Endlich, seit dem 20. Juni sind wir die Mühen los und ausser Gefahr, nur die Pumpen beunruhigen uns immer noch ein wenig.

In den ruhigen Gewässern des Pazifischen Ozeans machen wir 5 Knoten. Schon gestern hatten wir die Höhe der Magellanstrasse passiert. Die Temperatur wird menschlicher, in unseren Herzen wird die Hoffnung neu geboren und mit der Hoffnung die gute Laune. Wiederum treffen sich die Passagiere auf der Brücke, mit Ausnahme der Damen, die im Bett bleiben und sich mit Guajave-Konfitüre ernähren, von der ich in Rio einen Vorrat mitgenommen hatte.

Gesselin, unser ehemaliger Tenor, der gegenwärtig sowohl die Funktion des Quartiermeisters als auch der Stimmungskanone einnimmt, hat uns heute Abend vorgeschlagen, uns zum Zeitvertreib jeden Abend eine Gesangsstunde zu geben. Die Matrosen wollten unbedingt mit von der

Partie sein, und mehr schlecht als recht begannen wir unter dem Himmelsgewölbe mit:

Regardez ma corvette
qui s'incline coquette
sur la mer, son miroir.
Quand sa quille inconstante
fend la vague écumante
Ah! qu'elle est belle à voir!

Schaut, meine Korvette,
die sich kokett zur Seite neigt
auf dem Meer, ihrem Spiegel.
Wenn ihr wankelmütiger Kiel
die schäumende Woge zerfurcht.
Oh! Wie schön ist sie anzuschau'n!

Moi, ma cocarde est ma couronne.

Für mich ist meine Kokarde
meine Krone.

Tous à bord subissent mes lois.

Alle an Bord gehorchen
meinen Gesetzen.

La Sainte-Barbe est ma patronne,

Die heilige Barbara ist
meine Patronin,

Mon sceptre, c'est mon porte-voix!

mein Sprachrohr ist mein Szepter!

Regardez, regardez
regardez ma corvette
qui s'incline coquette, etc. ...

Schaut, schaut
schaut, meine Korvette,
die sich kokett zur Seite neigt, usw.

J'ai détesté toujours la terre
L'apercevoir fait mon chagrin

Das Festland hab' ich stets verachtet,
schon sein Anblick macht
mir Kummer.

Mon existence est un mystère
Dès le berceau je fus marin.

Meine Existenz ist ein Geheimnis,
schon in meiner Wiege war ich
Seemann.

Regardez, regardez
regardez ma corvette
qui s'incline coquette, etc. ...

Schaut, schaut
schaut, meine Korvette,
die sich kokett zur Seite neigt, usw.

Il faut la voir voler avide

Man muss sie sehen, wenn sie
gierig fliegt,

Lorsqu'elle suit un pavillon
Briser soudain le flot rapide
En traçant un noble sillon.

wenn sie einer Flagge folgt,
plötzlich die schnellen Wogen bricht,
indem sie eine noble Furche zieht.

Regardez, regardez
regardez ma corvette
qui s'incline coquette, etc. ...

Schaut, schaut
schaut, meine Korvette,
die sich kokett zur Seite neigt, usw.

III

Valparaiso - San Francisco

8 Juillet. Celui qui aurait pu vous voir à l'improviste il y a 15 jours, dans notre accouplement du Cap Horn, et qui nous reverrait en ce moment, aurait à coup sûr quelque peine à nous reconnaître. —

Parce que brillants papillons que les premiers rayons du soleil printanier échappent de leur sombre chrysalide, nous venons de relâcher au fond de nos malles la chemise à flanelle rouge, le cache-nez et les chaudes enveloppes. La barbe inculte veut à tomber sous la lame du rasoir et chacun s'est habillé de ce qu'il possède de plus présentable. —

Nous arrivons à Valparaiso!

Le capitaine veut de faire braver vent dessus, vent dedans, la Résolution reste en panne et les matelots vont lancer les ancres. —

Nous sommes mouillés en grande rade, à demi-tour environ de la ville, d'où nous voyons partir, avec la même ardeur que s'il s'agissait de gagner le prix des régates, une douzaine de ces longues embarcations, effilées aux deux bouts, connues sous le nom de baloneros.

Au bout d'un quart d'heure la flotille assésse le

3 Valparaiso – San Francisco

8. Juli: Wer uns vor 14 Tagen unversehens in unserer Kap-Horn-Aufmachung hätte sehen können und uns in diesem Moment wieder sehen könnte, hätte mit hoher Gewissheit einige Mühe, uns wiederzuerkennen. Wie prachtvolle Schmetterlinge, die von den ersten Frühlingssonnenstrahlen aus ihren dunklen Puppen vertrieben werden, hatten wir unsere roten Flanellhemden, Wollschals und sonstigen warmen Hüllen auf die unterste Etage unserer Koffer relegiert. Der verwilderte Bart war der Rasierklinge zum Opfer gefallen, und jeder von uns hatte sich so präsentabel wie möglich neu angezogen. Wir kommen in Valparaiso an!

Der Kapitän kann machen, was er will, die Winde können wehen, woher sie wollen, die «Resolutie» ist havariert, die Matrosen werfen Anker. Wir bleiben ungefähr eine halbe Seemeile vor der Stadt liegen, von wo wir sehen können, wie ein Dutzend langer, an beiden Enden zugespitzter Ruderboote – als Walfangboote bekannt – mit dem gleichen Eifer, mit dem um den Sieg in einer Regatta gekämpft würde, in See stechen. Nach einer guten Viertelstunde belagert die kleine Flotte unser Schiff, und die Boote anerbieten sich, uns an Land zu bringen, die einen verlangen dafür einen ganzen, die andern einen halben Dollar, und die bescheidensten zwei spanische Real. Wie zufällig erhalten die Letzteren den Zuschlag. Ein einziges Walfangboot genügt reichlich, um uns alle aufzunehmen, die anderen elf kehren so leer zurück, wie sie gekommen sind. Im Augenblick, in dem ich an der Reihe war, das Deck der «Resolutie» zu verlassen, nahm mich der Kapitän zur Seite, um mich über seine Absicht zu informieren, am übernächsten Abend, sobald seine Tanks mit frischem Wasser gefüllt wären, wieder aufzubrechen. Da er mit keinem Wort davon sprach, die Vorräte an Lebensmitteln zu erneuern, hielt ich es für nötig, ihm anzukündigen, dass mein erstes Ziel in der Stadt die Behörden sein würden, um ihn, wenn es anders nicht möglich wäre, zu verpflichten, bessere und reichhaltigere Lebensmittelvorräte an Bord zu nehmen. Wir gaben uns beim Abschied zwar die Hand, standen uns aber so nah, dass wir das Weiss im Auge des

anderen sehen konnten, wie zwei Streithähne, die sich vor einem Kampf messen. Eine halbe Stunde später legte ich in Richtung dieses gelobten Landes ab.

Während der Überfahrt machte jeder für sich insgeheim ein kleines Programm, wie er die 24 Stunden freier Zeit verbringen würde. Es zeigte sich, dass jeder sich auf seine Art zu amüsieren gedachte, denn, sobald wir an Land waren, verstreute sich der kleine Trupp in alle vier Windrichtungen. Ich blieb, zusammen mit meinem Freund Tissot, allein am Strand, gegenüber vom Zoll. Der Magen zog uns in die Nähe irgendeines Hotels, vorzugsweise eines französischen Hotels. Unser Wunsch wurde erfüllt. An der ersten Strassenbiegung schwankte das Schild des Hotels Paris graziös im Wind hin und her. Das sanfte Quietschen von Eisen auf Eisen lud uns ein, einzutreten. Zehn Minuten später waren wir bequem an einem mit einem weissen Tischtuch bedeckten Tisch installiert; die Gläser glänzten wie böhmischer Kristall, und eine Flasche «vino tinto», erdig und nicht von schlechten Eltern, schien uns zuzuflüstern: Kostet, und ihr werdet mir Neuigkeiten erzählen. Alles war sauber, lächelte und machte uns Appetit, sogar der Saalkellner und die Serviette, die er unter dem Arm balancierte. Stellen Sie sich unsere Zufriedenheit vor, indem Sie sich daran erinnern, dass wir seit Rio aus Zinntellern gegessen und aus Zinnbechern getrunken hatten, ohne Tischtuch, ohne Servietten und, was noch schlimmer war, ohne Appetit! Jedes Gericht, das man uns servierte, egal ob chilenisch oder französisch, wurde mit dieser erhabenen Zufriedenheit des Mönchs entgegengenommen, dem die strengen Klosterregeln nach der Fastenzeit erlauben, sein Fasten zu brechen. Aber auch bei aller Hingabe an die Tafelgenüsse vergassen wir die Entbehrungen der Vergangenheit nicht, auch nicht diejenigen, die uns die Zukunft versprach, sofern wir uns vor der Abreise nicht vorsorglich darum kümmern würden. Sobald die Mahlzeit beendet war, entnahm ich meiner Brieftasche ein Empfehlungsschreiben für Herrn Rudig, unseren Schweizer Konsul. Ich erkundigte mich nach seinem Haus, das, wie sich herausstellte, keine hundert Schritte vom Hotel entfernt war. Der vornehme ältere Herr empfing uns als Landsleute, hörte unserm Bericht über die erlittene Mühsal aufmerksam zu und versprach, uns am nächsten Tag sofort zum Ortsvorsteher (Alcalde) zu bringen; dem sollten wir unsere Klagen unterbreiten; es war schon sechs Uhr nachmittags, und da wir an diesem Tag nichts mehr erledigen konnten, empfahl uns Herr Rudig, das Theater zu besuchen.

Es handelt sich um ein prachtvolles Gebäude, das eine ganze der vier Seiten des grossen Platzes einnimmt; dieser Platz ist mit seinem riesigen

Springbrunnen im Zentrum und seinem Orangenhain, dicht wie ein Buchenwald und voll goldener Früchte, wenn nicht einer der schönsten, dann mindestens einer der entzückendsten Plätze der Welt.

Wir überquerten diesen Platz, aber statt unserer Absicht, das Theater zu betreten, setzten wir uns auf eine Bank. Dort waren wir auch noch um neun Uhr. Der «sereno», diese Abendbrise, die vom Meer her kam, umspielte unsere Wangen und erfrischte uns. Wir hörten dem Wasser zu, wie es von der Höhe des Springbrunnens in sein Marmorbecken herunterfiel, wir plauderten, träumten, und die Orangenbäume umhüllten uns mit ihrem süssen Duft.

Am nächsten Morgen führte uns unsere erste Besorgung auf die Alameda, die Hauptstrasse von Valparaiso, die sich dem Meerufer entlang ausbreitet und von der aus man die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung entdecken kann. Ehrlich gesagt bekam ich den Eindruck, dass die Lage von Valparaiso, auf Deutsch das Tal des Paradieses, diesen vielversprechenden Namen kaum verdiente. Ohne Zweifel muss derjenige, der diesen Winkel des Globus so taufte, wie wir vom Kap Horn hergekommen sein, hatte wie wir unter Kälte und Sturm gelitten, und wie uns erschien ihm das Land, auch wenn es ausgesehen hätte wie die Steinwüsten Arabiens, wie das Paradies. Das Gebiet, auf dem Valparaiso gebaut wurde, ist, wenn nicht selbst vulkanisch, mindestens häufig unterirdischen Erschütterungen ausgesetzt. Der Hügel, an den sich der grösste Teil der Stadt anlehnt, hat die Form eines Amphitheaters, ist aber an vielen Stellen von tiefen und weiten Spalten zerrissen; trotz der Milde des Klimas, das an einen ewigen Frühling erinnert, erschien mir die Vegetation ohne Saft und Kraft. Der untere Teil der Stadt besteht aus regelmässig gebauten Vierecken, die durch breite und «gut gelüftete» Strassen getrennt sind. Dort wohnen die englischen und ausländischen Handelsherren in ihren prunkvollen Häusern, und es sind auch diese privilegierten Strassen, an denen fast alle öffentlichen Gebäude liegen, von denen sich mehrere durch eine wahrhaftig monumentale Architektur auszeichnen. Dort liegen auch die grossen Geschäftshäuser mit ihren eleganten Schaufenstern und Vitrinen, die so geschmackvoll und reich geschmückt sind, dass man glauben könnte, man befinde sich in den berühmten Galerien des Palais Royal. Das Gelände, auf dem dieser Teil von Valparaiso liegt, ist Schritt für Schritt, Meter für Meter dem Meer abgerungen worden; wenn Sie es aber verlassen, werden Sie sich prompt in den gewundenen, engen und schlecht gepflasterten Strässchen verlieren, die gerade Linien verachten und sich wie Schlangen den Biegungen des Abhangs entlang emporwinden. Dort wohnt, wie in einem riesigen Ameisenhaufen, die chilenische Bevölkerung.



**Valparaiso:
tanzende Chileninnen
und Chilenen.**

Die Chilenen, nüchtern und mit wenig zufrieden, fühlen sich vollkommen wohl in ihren mikroskopisch kleinen Häuschen, die aus Lehm und wenigen Holzbalken gebaut sind; in der Mehrzahl gibt es einen einzigen Raum, der gleichzeitig als Zimmer, als Küche und als Stall dient. Die Häuschen erinnern an die Hütten, aus denen die traurigen Dörfer Böhmens bestehen, wo Mensch, Schwein und Hühner einen gemeinsamen Haushalt bilden. Nur: in Böhmen riecht alles nach Armut und Elend, alles ist schmutzig und scheusslich, während im Gegensatz dazu in Valparaiso alles sauber ist, blitzblank und fröhlich. An den vier mit Kalk geweißelten Wänden hängen Küchenutensilien, die vor Sauberkeit strahlen, der fröhlich farbene Poncho, das Jagdgewehr und das katalanische Messer, das im Licht schimmert. Im Hintergrund des Raums erhebt sich das riesige Bett, dessen vier Säulen mit feinem rosa oder weissem Baumwollgewebe bespannt sind. In einer der Ecken strahlt der «brasero» (*Anmerkung des Übersetzers: Kohlebecken*), auf dem die Chilenin ihre Tortilla mit der goldenen Oberfläche im Fett brutzeln lässt oder ihre so appetitlich duftende «olla podrida» (*Anmerkung des Übersetzers: Eintopfgericht aus verschiedenen Sorten Fleisch und Gemüse*). Vor der Türe spielen die pausbackigen, rotmundigen und kraushaarigen Gören.

In diesem populären Quartier stösst man auf die schönen braunhäutigen Chileninnen, deren grosse schwarze Augen bis zu den Schläfen reichen, mit ihren langen glatten und blauschwarzen Haaren. Tagsüber tragen sie einen weiten Indianerrock und ein weit bis zu den Schultern

ausgeschnittenes weisses Hemd, das rundum mit Blumen- oder Blattmustern geschmückt ist; abends sieht man sie in Samt und Seide gehüllt, mit Goldschmuck behangen, die Taille von einem schwarzen Spizentuch umgürtet; so tanzen sie mit leidenschaftlichen Bewegungen, von denen man sich in Frankreich keine Vorstellung machen kann, diese Fandangos, Boleros und Chillas. Das Orchester besteht aus ein oder zwei Gitarren, die von Staccatostimmen und von Schlägen mit der flachen Hand aufs Tamburin begleitet werden. Je glühender der Tanz wird, desto mehr schlägt der Gesang in Schreien um, die Tamburinschläge erfolgen rascher, über den Köpfen werden Taschentücher geschwenkt, Tänzer und Tänzerinnen, Feuer in den Augen, vereinigen sich nach Luft ringend zu einer auf und ab wogenden Kette, die sich schliesslich durch die Türe in den offenen Innenhof wälzt, wo alle wieder frische Luft einatmen und ein Glas Limonade trinken können, um Augenblicke später wieder von vorne zu beginnen.

Das ist auch die Gelegenheit, bei der aus kurzen Streitereien lange Rachegeleüste aufkommen, das sind die Momente, in denen aus Wortgefechten schreckliche Duelle entstehen, die in einer Bergschlucht mit einem Messerstich ihr Ende finden.

Bereits einige Tage nach unserer Ankunft bekam ich die Gelegenheit, einen solchen Tanzabend zu erleben. Zunächst allerdings, wir hatten gerade im Schatten der Alameda unseren Morgenspaziergang beendet und waren ins Hotel zurückgekehrt, erwartete uns unser Konsul, um uns zum Ortsvorsteher zu bringen. Dieser Würden- und Brillenträger, ernst wie die Ortsvorsteher, von denen schon Cervantes spricht, liess sich unsere Jammergeschichten übersetzen, versank eine Weile in Gedanken, den Kopf in seine beiden Hände gestützt, um uns mit einer väterlichen Geste zu entlassen, und versprach uns, Meister Rolufs vor sein Gericht zu zitieren und ihm höchstpersönlich die Liste der Vorräte zu diktieren, die er einzukaufen hätte, und zu überwachen, dass er den Anordnungen Folge leisten würde. Nachdem dies geregelt war, konnten wir es uns erlauben, uns ohne belastende Gedanken unserem Frühstücksmenü zu widmen. Ich war im Begriff, dieses zusammenzustellen und den Kellner zu rufen, als ich in meinen gastronomischen Überlegungen durch die Ankunft des Segelmeisters unterbrochen wurde; der Kapitän hatte ihn beauftragt, uns zu suchen und zu informieren, dass die «Resolutie» einige zwingende Reparaturen nötig hätte und erst in zehn Tagen wieder in See stechen könne. Im Grunde genommen erschütterte mich dies nicht, aber vage witterte ich, dass unser ehrenwerter Kapitän irgendwelche Betrügereien im Schilde führte. Während der letzten acht Tage hatte unser Schiff nicht mehr Was-

ser gemacht als bei unserer Abreise aus Rio; die Lecks, die das «Geschenk des Meeres» verursacht hatte, waren vom Schiffszimmermann abgedichtet worden, und ich wusste, dass mein Pappenheimer viel zu geizig war, sich derartige kleinste Auslagen zu erlauben, ohne dazu durch eine imperative Notwendigkeit gezwungen zu sein. Nach kurzer Überlegung war mir klar, dass also etwas anderes dahinter stecken musste. Da ich jedoch noch mehr als eine Woche vor mir hatte, beschäftigte mich dies nicht über Gebühr; ich nahm mir nur vor, besonders auf der Hut zu sein.

Den Rest des Tages verbrachten wir damit, zwei weitere Empfehlungsschreiben, die man uns in Rio mitgegeben hatte, ihren Adressaten auszuhändigen und Neuigkeiten über Kalifornien zu beschaffen sowie meinen lieben Eltern in der Schweiz und meinem ehemaligen Patron in Rio zu schreiben. Die Auskünfte, die man uns über Kalifornien gab, waren sowohl gut als auch schlecht, aber so widersprüchlich, dass ich es überflüssig fand, mich deswegen zu beunruhigen oder darüber zu freuen.

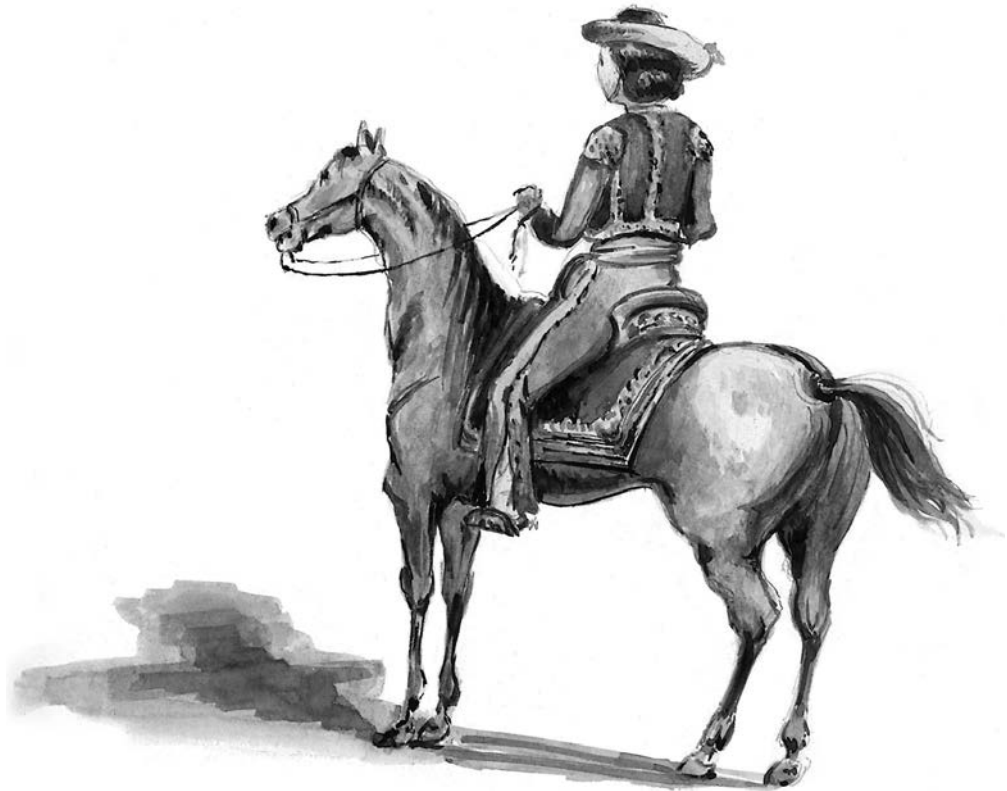
Am übernächsten Tag nach unserer Ankunft ging ich mit Tissot an Bord; gross war meine Überraschung, unser Schiff umgeben von Lastkähnen vorzufinden; diese waren mit Handelswaren vollgestopft, und unsere Matrosen waren gerade dabei, sie an Bord zu bringen. Das war offenbar das Rätsel, das uns zwang, eine volle Woche in Valparaiso zu bleiben. Der Kapitän war drauf und dran, uns an der Nase herumzuführen, und zwar so: Wir waren gegenüber der Firma in Rio, welche die gesamte Fracht der «Resolutie» für die Summe von 8000 Dollars besorgt hatte, für unsere Mission verantwortlich. Dieser Firma gehörte folglich der gesamte Laderaum und das Zwischendeck bis zu unserer Ankunft in San Francisco. Wohl hatte man im Vorschiff einen bestimmten Raum, ungefähr das Volumen von 80 bis 100 Fässern, leer gelassen, aber nur deswegen, weil der Kapitän, der seinen Schlachtplan wahrscheinlich bereits im Kopf hatte, seinerzeit erklärt hatte, er könne nicht mehr laden, weil das Schiff durch das zu grosse Gewicht in seinem Fortkommen behindert wäre. Um allen Schwierigkeiten zuvorzukommen und um im Fall von Hafenaufenthalten jeden Zeitverlust zu vermeiden, hatten die Charterherren im Frachtvertrag sorgfältig stipuliert, dass der fragliche leere Raum im Verlauf der Reise weder durch uns noch durch den Kapitän gefüllt werden dürfe. Am Schluss des Dokuments war schwarz auf weiss festgelegt, dass derjenige, der gegen diese vereinbarten Bedingungen verstossen würde, zugunsten der benachteiligten Partei mit einer Busse von 600 Dollar, das heisst 15 000 Franken, rechnen müsste. In meinen Augen war das ein ziemlich schöner Betrag, um uns gegenseitig vor jedem Vertragsbruch abzuschrecken; aber anscheinend war die Gier von Kapitän Rolufs gross genug, ihn zum Gegenteil

anzustiften. Er hatte sich offenbar vorgestellt, unmittelbar nach seiner Ankunft in Valparaiso einen Schiffsmakler aufzusuchen, um Fracht und Passagiere zu beschaffen. Am gleichen Abend hatte er gefunden, was er suchte: rund 100 Fässer Waren, deren Einschiffung ungefähr eine Woche in Anspruch nahm. Das also war der Grund für die Verlängerung unseres Aufenthalts in Valparaiso.

Als wir auf der Brücke ankamen, bereitete uns der Kapitän, der ohne Zweifel gehofft hatte, seine Frachtmeister erst am Tag der Abreise wiederzusehen, einen sehr kühlen Empfang. Am Vorabend hatte er die Vorladung des Ortsvorstehers erhalten, und er beklagte sich bitterlich über unser Vorgehen. Ich begnügte mich damit, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass uns unsere bisherigen Erfahrungen in Bezug auf seine Grosszügigkeit ziemlich misstrauisch gemacht hatten und dass das, was wir vor unseren Augen hatten, nicht exakt das war, was uns in Bezug auf die Zukunft hätte beruhigen können. Wir gaben ihm den freundschaftlichen Rat, die Luken zu schliessen und die Lastkähne samt Inhalt zurückzuschicken; sollte dies nicht geschehen, bliebe uns nichts anderes übrig, als Zwangsmassnahmen zu ergreifen. Um sein Gewissen zu beruhigen, erinnerten wir ihn an Artikel 12 des Frachtvertrags, der die oben erwähnten Bussen enthält, aber unsere Ruhe bewirkte nichts anderes, als ihn zu irritieren. Er ging so weit, uns als Grünschnäbel zu behandeln, und tobte so herum, dass wir es für klug hielten, den Ort, wo Kapitän Rolufs wie ein Autokrat herrschte, zu verlassen und wieder festen Boden unter unseren Füßen zu gewinnen.

Dort eilten wir sofort zu unserem Konsul und schilderten ihm vertrauensvoll unsere Situation; er riet uns, unseren unvorsichtigen Kapitän machen zu lassen, statt bei der langsamen und teuren Justiz des Landes Hilfe zu suchen. Dafür empfahl er uns, unbedingt vor unserer Abreise beim Konsul der Vereinigten Staaten gegen das, was Meister Rolufs unter Verletzung seiner Verpflichtungen getan habe, zu protestieren. Es schien uns wichtig, diesen Rat zu befolgen. Wir fühlten uns im Recht, und obwohl diese Schikanen nicht dazu geeignet waren, uns fröhlich zu stimmen, waren wir fest entschlossen, unsere acht freien Tage wie Schüler in den Ferien zu verbringen.

Am Abend begegneten wir drei unserer Mitpassagiere, und alle zusammen machten wir den beiden Damen, die im Hotel Zwei Kastilien wohnten, einen Besuch. Sie luden uns ein, am nächsten Tag der Feier der Hochzeit zwischen Herrn Charles Heymann und Fräulein Julie Clairret beizuwohnen und am Hochzeitsessen teilzunehmen. Den Abend verbrachten wir damit, über dies und das zu plaudern, und jeder kannte eine Neuigkeit,



Valparaiso,
Hauptstrasse Alameda:
chilenischer Bauer.

die er den andern mitteilen konnte. So vernahm ich, dass der Sturm vom Monat Juni beim Kap Horn zwei amerikanische Schiffe in die Tiefe gerissen hatte. Sogar hier hatte man die schrecklichen Wirkungen gespürt; mehr als 100 kleine Ruderboote waren im Hafen verloren gegangen, und ein Erdbeben verursachte Risse im Turm des Zollgebäudes. Aus Rio hatte man gehört, dass drei Schiffe an die Küste geworfen worden waren. Ich habe eben erwähnt, dass zwei amerikanische Schiffe am Kap Horn verloren gegangen waren, und dies zur gleichen Zeit, als wir selbst in diesen Gegenden gegen die Heftigkeit der Winde ankämpften. Die Mannschaft des einen dieser beiden Schiffe konnte gerettet werden und wurde von einer englischen Brigg an Bord genommen; sie war einige Tage vor uns hier angekommen, und ihr Kapitän liess im Seejournal von Valparaiso den folgenden Bericht aufnehmen, den ich hier kopiere, um mich später daran zu erinnern, dass wir trotz des Elends, das uns widerfahren war, weniger schlecht davongekommen waren als andere. (...)

(Anmerkung des Übersetzers: An dieser Stelle folgt eine ausführliche und detaillierte Schilderung des Sturms, den dieses amerikanische Schiff – es war die «Moses Taylor» – überlebte. Auf eine Wiedergabe wird hier verzichtet, weil sie den eigenen Erlebnissen de Ruttés nichts substantziell Neues hinzufügt und weil sie mit diesen keinen direkten Zusammenhang hat.)



Valparaiso,
Hauptstrasse Alameda:
elegante Strassenszene.

So lautete der Bericht über den Schiffbruch der «Moses Tyler»; das andere amerikanische Schiff war mit Mann und Maus und 72 Passagieren verloren gegangen. Wir konnten somit Gott danken und uns dafür beglückwünschen, dass wir auf so glückliche Weise den Klauen des Kap Horn entkommen waren.

Ich komme zurück nach Valparaiso.

Was heisst das schon, eine Woche auf unsere Abreise zu warten? Leider sind diese Tage so schnell vorbeigegangen! Viel zu schnell! In unserer Ungeduld machten wir wohl den Eindruck, jeder einzelnen Stunde nachzurennen, aber diese Stunden gingen, ohne sich eine Sekunde lang anzustrengen, völlig gleichgültig ihren gewohnten Lauf; diejenigen am Morgen frisch und quicklebendig, diejenigen am Mittag sengend heiss und schwül, diejenigen am Abend mild und parfümiert.

Mein Lieblingszeitvertreib bestand darin, am Nachmittag auf der Alameda zu promenieren. Dort beobachtete ich die vorbeifahrenden protzigen Kutschen; den vom Rauch seiner Zigarette eingehüllten Spanier; den auf seinem Maultier sitzenden armen Bauern und die unter ihrem schwarzen Spitzentuch halb versteckte Señorita. Ganz besonders bewunderte ich die prächtigen chilenischen Kavaliere mit ihren Samthosen, die Gehschlitze

hatten und vom Schenkel bis zur Stiefelsohle mit Silberknöpfen geschmückt waren und eine zweite feine Leinenhose überdeckten, und mit ihren seiden- oder goldbestickten Westen, dem eleganten und lässig über die Schulter geworfenen Poncho, ihrem spitzen breitrandigen Hut, von dem silberne Litzen auf die Ohren hingen, mit dem vorne an ihre mit blitzenden Farben bestickten Sättel angehängten Lasso und dem im Stiefel steckenden katalanischen Messer. Alle galoppierten auf ihren schönen Pferden, mit denen sie verschmolzen wie Zentauren, vorbei und grüssten mit Gesten die Dame ihres Herzens, die aus ihrem Wagen den Gruss mit einem graziösen Lächeln oder einem Wortschwall erwiderte. Glücklicherweise kann sich eine Republik, deren Unabhängigkeit am 18. September 1810 begründet wurde und die sich so heil und lebendig zu erhalten wusste; fruchtbare Erde, gastfreundliche und grosszügige Menschen – ich werde die zehn Tage, die ich in diesem Land verbringen durfte, niemals vergessen.

Am Vorabend unserer Abreise suchte ich den Zoll auf, wo ich mir als Gegenleistung für eine Unze Gold eine exakte Liste geben liess von allem, was seit der Ankunft der «Resolutie» in Valparaiso an Bord gebracht worden war. Ich liess sie vom Chef des Zolls unterschreiben, und mit diesem Exemplar meines Manifests begab ich mich zum Büro des amerikanischen Konsuls, der auf der Stelle unsern Einspruch formulierte und uns ein Exemplar, welches das Siegel der Vereinigten Staaten trug, übergab.

Wir machten unsere Abschiedsbesuche, wir wünschten dem jungen Paar, das unsere Qualen ebenfalls durchlitten hatte, eine lange und glückliche Ehe. Der Abend ging zu Ende, nachdem wir Einkäufe aller Art getätigt hatten. Ich kümmerte mich darum, meine Tabakvorräte zu erneuern und mich mit einigen Kisten Wein und mit einer gewissen Anzahl von Büchsenkonserven einzudecken; es erschien mir ein Gebot der Vorsicht, diese trotz der Versicherungen des Ortsvorstehers zu besorgen. Der Alcalde hatte uns freundlich wissen lassen, dass Kapitän Rolufs sich seinen Anordnungen gefügt hatte, sich von uns für seine Bemühungen aber auch die massvolle Summe von 50 Franken auszahlen lassen.

Am 18. Juli wurde um neun Uhr morgens der Anker gelichtet, die Segel wurden aufgezo-gen, wir kamen in Fahrt. Der Wind war perfekt, und schon vor dem Einbrechen der Nacht hatten wir die Sicht auf diesen privilegierten Fleck Erde verloren. Im Hafen liessen wir mehrere Schiffe mit Destination San Francisco zurück, die meisten vollgestopft mit Yankees, unter anderm die am Vorabend eingetroffene «Treaty», der wir am Kap Horn begegnet waren.

Ich bemerkte L'Hardy nur einen einzigen Augenblick, er kam genau in dem Moment von Bord, als wir uns einschifften. Ein Händedruck und

ein «auf Wiedersehen in San Francisco» waren so ungefähr alles, was wir während unserer kurzen Begegnung austauschen konnten. Die ersten Tage unserer neuen Etappe verflossen schneller, als ich zu hoffen gewagt hatte. Das Wetter war hervorragend, die Zigarren, die ich gekauft hatte, waren gut, unsere Bibliothek hatte um 15 Bände zugenommen, das Essen war dank der Intervention des Herrn Ortsvorstehers erheblich besser. Dies allerdings auch dank den Bemühungen eines in Valparaiso zugestiegenen weissen Küchenchefs, der unsern Negerkoch ersetzt hatte, weil dieser es vorgezogen hatte, wieder ein freier Mann zu sein. Zwei unserer amerikanischen Matrosen hatten sich ebenfalls so entschieden, und an ihre Stelle waren zwei Chilenen mit olivfarbenem Teint getreten. Neben diesen drei neuen Rekruten hatten wir die Bekanntschaft einer Familie zu machen, die aus Santiago auswanderte, um sich in San Francisco niederzulassen. Der Vater, Herr Clavel, er stammte aus der Picardie, war Maler. Er hatte gerade wichtige Arbeiten über Szenen aus der Hauptstadt von Chile beendet. Seine Frau, die am Fuss der Anden geboren war, musste einmal bemerkenswert schön gewesen sein; davon war aber im Augenblick nichts übrig geblieben ausser einer bleiernen Trägheit. Sie reagierte nicht einmal auf die neckischen Spässe ihrer Kinder, ein fünfjähriger Lausbub und eine vierjährige Tochter, die von ihrem Vater den ganzen Schwung, die Lebendigkeit des Geistes und den Schalk geerbt hatten, mit dem die gallische Rasse auf so glückliche Weise beschenkt ist. Diese Familie richtete sich in den Kabinen ein, die durch das Zurückbleiben von Frau Clairet, ihrer Tochter und Herrn Heymann frei geworden waren.

Ich sagte schon, dass unsere Tage ziemlich schnell und ziemlich gut verliefen, denn abgesehen von den Büchern, den Zigarren und den neuen Passagieren hatten wir uns tausend Dinge zu erzählen. Diese schöne Sonne, dieses Meer, das vom erfrischenden Atem einer Rückenwind-Brise kaum gekräuselt wurde, die Erinnerungen an Valparaiso noch frisch und fröhlich, all dies füllte die Stunden des Tages. Und dann versammelte uns abends Herr Gisselin erneut um den grossen Mast, wir nahmen wieder Gesangsstunden; und sobald unsere Stimmen verstummten, holte Herr Clavel seine Gitarre und stellte sie auf die Knie seiner Frau, die uns eine dieser spanischen Melodien vorsang, die Don Juan unter dem Balkon seiner Geliebten gesummt hatte!

Je weiter wir in tropische Regionen vorstiessen, desto deutlicher wurden für uns die Vorzeichen des Äquators. Die Farbe des Ozeans wurde tiefblau; wir zerrissen breite Bänder aus dem Seetang, den man Sargassum nennt (*Anmerkung des Übersetzers: französisch «raisins des tropiques», abgeleitet von «salgazo»; von portugiesischen Seefahrern aufgrund der Ähnlichkeit mit*

einer in Portugal heimischen Traubenart so bezeichnetes See gras). Die fliegenden Fische schleuderten sich aus dem Wasser; Schwärme von Thunfisch und Goldbrasse schwammen an uns vorbei; die Hitze wurde sehr stickig; es bestand kein Zweifel, wir näherten uns der Äquatorlinie.

Es versteht sich von selbst, dass am Tag, an dem wir sie überquerten, die üblichen Zeremonien gefeiert wurden: ein weissbärtiger Neptun, eine Amphitrite, die mit den Männern schäkerte, und Meeresgötter, die die Äquator-Novizen mit vielen Kübeln Wasser übergossen.

Da ich als erfahrener Reisender die Äquatortaufe bereits erhalten hatte, konnte ich diesem Spektakel aus der Höhe der Galerie, das heisst des Mastkorbs, zusehen. Am Abend wurde das Deck vom schwermütigen Tanz der Matrosen, die von unzähligen kleinen Gläsern Rum und Wacholderschnaps noch schwerfälliger geworden waren, so erschüttert, wie wenn eine Schwadron Husaren darüber hinweggaloppierte.

Die Winde waren uns weiterhin günstig, mit Ausnahme einiger unbedeutender Schauer und einer absoluten Flaute, in die wir in der Nähe des Äquators gerieten. Um die Hand in Übung zu halten und die Langeweile zu bekämpfen, kam Herr Clavel, unser Künstler, auf die Idee, den Vorplatz des Aufbaus des Hinterdecks, die Kabine des Kapitäns sowie unsere zwei Ruderboote zu bemalen. Es versteht sich von selbst, dass der Kapitän, da nun einmal ein ausgezeichnete Handwerker kostenlos und nur zu seinem Vergnügen bereit war, sein Schiff einer Schönheitskur zu unterziehen, gutmütig Pinsel und Farben zur Verfügung stellte; wir selbst, angezogen durch diese mehr amüsante als ermüdende Tätigkeit, wollten dabei gerne lernen, wie man malerisch graue Steine oder Holz imitiert.

Am 18. September, zwei Monate nach unserer Abreise aus Valparaiso, fünf Monate, seit wir Rio verlassen hatten, passierten wir die Breite von Acapulco (Mexiko). Und, oh Wunder, nachdem wir im Atlantik so viele Stürme überstanden hatten, hatte uns bis dahin kein einziger Zwischenfall die Laune verdorben. Wir hatten immer guten Wind, alle Segel gehisst, sogar die Zusatzsegel, machten allerdings nur 4 bis 5 Knoten; das war einfach alles, zu was unser Holzschuh aus Holland fähig war. Ich gebe zu, dass mich dieser Pazifische Ozean, so liebenswürdig und gleichmütig, begeisterte; ich hätte jeden als Verleumder bezeichnet, der es gewagt hätte, in meiner Gegenwart das Sprichwort zu zitieren: «Misstraue stillen Wassern!»

Am 25. September wurde die «Resolutie» von dieser Brise, deren Sanftheit ich eben erwähnte, sanft nach Norden getrieben, um die Mittagszeit plötzlich von einem Stoss geschüttelt. Wir konnten nicht aufgelaufen sein, hatte es doch in dieser Gegend weder Sandbänke noch Riffe; es war vielmehr ein Erzittern, eine Erschütterung, die aus der Tiefe des Wassers

kam und sich einen Augenblick später wiederholte. Man hätte es auch vergleichen können mit dem Zittern eines Pferdes in dem Moment, in dem ihm der Reiter die Sporen gibt, bevor er es ins Kampfgewühl treibt. Der Kapitän war noch am Überlegen, was das bedeuten könnte, als der wolkenlose Himmel sich plötzlich gelblich verfärbte und rasch dunkelgelb wurde. Aus unserer Takelage war ein leichtes feines Pfeifen, Anzeichen des Sturms, zu hören. Dem Kapitän wurde die Unmittelbarkeit der Gefahr sofort bewusst; er befahl, die Segel einzuziehen, aber kaum hatte er den Befehl gegeben, packte uns der Orkan mit seinen Fäusten. In kürzerer Zeit, als man es sagen kann, waren praktisch alle Segel in Fetzen, und ihre Überreste wirbelten durch die Luft. Uns blieben nur noch die Fock und die beiden untern Segel des Vormasts. Da erinnerte sich der Kapitän daran, dass er irgendwo gelesen hatte, dass der Seemann vor der Küste von Mexiko gelegentlich durch eine Art Windhose, unter dem Namen Cordonaço bekannt, angefallen wird.

So etwas dauert nur kurze Zeit, aber nichts, was sich seinem rasenden Vorbeiziehen in den Weg stellt, wird geschont. Die Luft kochte, und die «Resolutie», fast bis zu den Mastspitzen seitlich ins Wasser gedrückt, konnte sich nur mit Mühe wieder aufrichten. Das dauerte eine Viertelstunde, während der das Schiff, völlig den Elementen ausgeliefert, sich dreimal um die eigene Achse drehte. Dann wurde es wieder ruhig, der Himmel nahm wieder seine blaue Färbung an, das Meer beruhigte sich, und wir konnten aufatmen.

Der Segelmeister war so konsterniert, dass man seinen Gesichtsausdruck nur schwer beschreiben kann. Er betrachtete die Masten, die sich soeben noch unter dem Druck ihrer weissen Segel leicht geneigt hatten, sich aber jetzt wie lange Skelette mit ausgezehrten Gliedern aufgerichtet hatten. Zu unserem Glück waren die Segel, deren sich der Cordonaço angenommen hatte, die Sommersegel, und uns blieb unser Satz Wintersegel, die so heldenhaft der Wut des Kap Horn widerstanden hatten.

Als wir uns zum Abendessen ins Zwischendeck begeben wollten, trieb uns ein Ekel erregender, widerlicher und übler Gestank wieder auf Deck. Der Kapitän meinte, dass die Ursache nichts anderes sein könne als ein Posten von 300 Säcken Rohzucker, die sich in der Fracht befanden. Die Hitze und die heftigen Stösse, die das Schiff über sich hatte ergehen lassen müssen, mussten im Frachtraum eine Art Fermentierung ausgelöst haben. In der Tat wurde beim Entladen festgestellt, dass etwa 100 Säcke feucht und warm waren. In der Zwischenzeit waren die Ausdünstungen so unerträglich, dass wir alle es vorzogen, uns während 48 Stunden nur auf Deck aufzuhalten. Erst danach wurde das Zwischendeck, dank häufiger

Belüftung, wieder bewohnbar. Die Wände, die wir unter grosser Belustigung in einem klaren Grauton bemalt hatten, waren gelb geworden, wie wenn man eine Schicht Ockerfarbe aufgetragen hätte; diese Schicht konnte allerdings einem mit Seifenwasser getränkten Schwamm nicht widerstehen.

Am 21. Oktober 1849 rief ein Matrose, der auf der Marsstenge ein Segel festzurte, trotz dichtem Nebel: Land!! Allerdings wurde den ganzen Tag über vergeblich die Bucht von San Francisco gesucht, die wir bereits passiert haben mussten; erst am nächsten Tag glaubte der Kapitän, ihren Eingang zu erkennen.

Die Nebel waren so dicht geworden, dass das Suchen der Einfahrt gefährlich wurde. Wir fuhren wieder aufs offene Meer hinaus, um eine ruhige Nacht zu haben.

Am 22. war der Nebel noch dichter als am Vortag. Dies sollte so bleiben bis zum Abend des 25. Oktober. Sie können sich vorstellen, wie ungeduldig wir waren, vergleichbar nur der Ungeduld des Verlobten am Abend vor der Hochzeit! Von Zeit zu Zeit konnten wir in einer Nebellichtung die Masten anderer Boote erkennen, verirrt wie wir. Diese Begegnungen wurden so häufig, dass der Kapitän es für klug hielt, am äussersten Ende des Vorsegels eine Positionslaterne zu befestigen; er hatte Angst vor einer Kollision, sogar tagsüber. Offenbar stand es geschrieben, dass ich erst am 27. Oktober in die Bucht von San Francisco einfahren könne, am genau gleichen Datum, an dem ich drei Jahre früher in die Bucht von Rio einfuhr, das heisst exakt am Tag meines 23. Geburtstags.

Am Morgen des 26. hatte sich der Nebel wie durch Zauberei aufgelöst, und der Kapitän erkannte, dass uns die Strömungen bis auf die Höhe von Monterey zurückgetrieben hatten. Es galt also, die Küste wieder hochzufahren. Gegen Mittag sichteten wir wieder Land. Es zeigte sich uns wie ein sanft ansteigendes Amphitheater. Bald kam das Schiff näher heran, und man konnte von blosserem Auge Einzelheiten erkennen. Im Vordergrund smaragdgrünes Gras, immens weite Weiden, aber keine Bäume. Auf der zweiten Ebene herrlich hohe und breite Tannen; dann hier und dort massive Bäume, deren breit ausladendes Geäst an Eichen erinnerte. Auf der dritten Ebene die Spitzen der vom Gipfel des Mount Diablo beherrschten Berge. Je näher wir der Bucht kamen, desto seltener wurden die Bäume und um so häufiger die Felsen, die wie die spitzen Knochen eines gigantischen Skeletts die grünen Flächen durchbohrten. Am Abend glitzerte unter den letzten Strahlen der untergehenden Sonne der silberne Sand, der den Strand bedeckte, so weit man sehen konnte. Noch eine Nacht und wir sind am Ziel! Der Abend verlief ernst und schweigsam.

Wohl waren wir zufrieden, aber, was uns erwartete, war uns unbekannt und Anlass, nachzudenken. Wir würden unser leichtes Boot nicht mehr wie in Valparaiso verlassen, um von der Stadt für einige Stunden Zerstreuung zu suchen, sondern um vom Land Arbeit zu verlangen und, etwas viel Schwierigeres, auch den Lohn für die Arbeit. Auch der Ruhigste unter uns hätte gelogen, wenn er behauptet hätte, eine Nacht ohne Unruhe verbracht zu haben. Ich für meinen Teil wachte zehnmal auf und war am 27. vor Tagesanbruch auf den Beinen.

Am Tag konnten wir die Einfahrt in die Bucht erkennen und steuerten unter gutem Seitenwind in sie hinein. Auf unserer rechten Seite tauchten zwei Felsen auf, unten getrennt, aber in ihrer Spitze zu einem Gewölbe vereint. Auf der linken Seite Berge, felsig im untersten Drittel, sattgrün darüber. Auf diesen Bergen weideten Gruppen von Kühen und Ochsen. Ich glaubte mich in die Schweiz versetzt, ans Ufer des Vierwaldstättersees. Die Meeresküste war mit weissem Sand bedeckt, ebenso die angrenzenden Hügel.

Bald hörten wir auf, die Aussicht auf unserer linken Seite zu bewundern, und konzentrierten unsere Aufmerksamkeit ganz nach rechts. Wir näherten uns dem Fort Point und liessen Point Logos und Point Boneta hinter uns. Nachdem wir Fort Point passiert hatten, kamen zwei Inseln in Sicht: Goat Island und Alcatraz Island. Rechts konnte man eine Gruppe von Gebäuden erkennen, die ein grosses Viereck bildeten, in der Mitte eine Grünfläche, aber ohne einen einzigen Baum. Das ist das Presidio, in dem die Mexikaner ihre Truppen und Geschütze kasernieren. Um dieses Viereck herum sahen wir zum ersten Mal Pferde und Maultiere in voller Freiheit. Weiter vorne erhebt sich auf einem Hügel, der höher ist als alle andern, der Telegraf mit seinen langen schwarzen und weissen Armen, die ständig in Bewegung sind, um die Ankunft von Schiffen anzukündigen. Am Fuss des Telegrafen standen einige kleine Holzhäuser und etwa 50 Zelte. Der erste Ankerplatz befindet sich gegenüber dem Telegrafen. Es handelt sich um das Freiluftlazarett, wo man seine Quarantäne absitzt. Sobald die Gesundheitsbeamten erkannten, dass wir kein gefährliches Land angelaufen hatten, erlaubten sie uns, weiterzufahren.

200 Schritte weiter kam das Boot des Hafenskapitäns längsseits, um uns unsern Ankerplatz anzuweisen. Fünf Minuten später hatten wir gegenüber von der Stadt Anker geworfen.

Jetzt ist es geboten, ein Wort über dieses eigensinnige Land zu verlieren, das die einen mit seiner Gunst überhäuft und die andern zur Verzweiflung bringt.

L'arrière des navires, —

Au bas du Thélographe s'élevaient quelques
maisonnettes en bois et une cinquantaine de tentes.

En face du Thélographe est le premier
mouillage. — C'est le lazaret en plein air où l'on
purgé la quarantaine.

Comme nous n'avions touché aucun pays suspect,
une fois reconnus par les officiers de la Santé, on
nous permit de passer outre.

À la distance de 200 pas le canot du
Capitaine du port nous accosta, pour nous désigner
l'endroit où nous devions jeter l'ancre.

Cinq minutes après nous étions mouillés en
face de la ville. —

Un mot sur cette terre capricieuse, qui comblait
les uns de ses faveurs et qui désespérait les autres.

IV

La Californie

Il y a deux Californies : la basse et la haute.

La basse ou la vieille, qui appartient aujourd'hui
encore au Mexique, baignée à l'est par la mer Vermelle,
qui doit ce nom à l'admirable teinte de ses eaux au
lever & au coucher du soleil, à l'ouest et au sud

4 Kalifornien

Es gibt zwei Kalifornien: Ober- und Unterkalifornien (*Anmerkung des Übersetzers: Alta beziehungsweise Baja California*). Das untere oder ältere Kalifornien gehört heute noch zu Mexiko; im Osten badet es im Purpurmeer, das seinen Namen der wunderbaren Verfärbung verdankt, die sein Wasser bei Sonnenauf- und -untergang annimmt; im Westen und Süden ist es durch den Pazifischen Ozean begrenzt, und im Norden ist es mit Oberkalifornien (*Anmerkung des Übersetzers: auch Neukalifornien genannt*) über eine knapp 110 Kilometer breite Landzunge verbunden.

Es war Cortès, der es entdeckt hat. Der abenteuerlustige Hauptmann fühlte sich in der Hauptstadt Mexikos, welche die Spanier am 12. April 1521 in Besitz genommen hatten, eingeengt. Er liess zwei Karavellen bauen und übernahm das Kommando einer Expedition, die am 1. Mai 1535 mit der Aufkundschaftung der Ostküste der grossen Halbinsel begann. Am 3. Mai ging er in der Bucht von La Paz vor Anker und nahm es im Namen von Karl V. in Besitz; auf diesen geht der Name von Kalifornien zurück, den es seit der Zeit seiner Entdeckung trägt. Seine frühere Hauptstadt war Loreto, das heute nur noch etwa 300 Einwohner hat. Die gegenwärtige Hauptstadt ist Real de San Antonio, das etwa 800 Einwohner zählt. Die gesamte Bevölkerung dieser Halbinsel, die gut 800 Kilometer lang ist, weist kaum 6000 Seelen auf.

Das neue wie das alte Kalifornien wurde von den Spaniern entdeckt, oder eher von einem Portugiesen in spanischen Diensten. Dieser Portugiese hiess Rodriguez Cabrillo, er erkundete das Kap Mendocia aus, dem er zu Ehren des Vizekönigs von Mexiko den Namen Mendoza gab. Als er sich bei der Rückfahrt wieder dem 37. Breitengrad näherte, bemerkte er eine grosse Bucht, die er Bucht der Pinien nannte. Diese Bucht ist ohne Zweifel diejenige von Monterey.

Der englische Seefahrer Sir Francis Drake entdeckte 1579, nachdem er in der Südsee eine ganze Menge spanischer Niederlassungen zerstört hatte, die Küste Kaliforniens zwischen der Bucht von San Francisco und der Landspitze von Bodega. Er nahm seinerseits das Land in Besitz, und

zwar im Namen von Elisabeth I., Königin von England, und nannte es Neu-Albion.

20 Jahre später warf Philipp III. seine Augen auf dieses schöne Land, von dem man ihm Wunder berichtet hatte, und gab dem Vicomte von Monterey, Vizekönig von Mexiko, den Auftrag, dort eine Niederlassung zu errichten. Der Vizekönig beauftragte einen der kühnsten und fähigsten Seefahrer seiner Zeit, Sebastian Viscaino, mit dieser Expedition. Am 5. März 1602 stach dieser in Acapulco in See und fuhr der Küste entlang bis zum Kap Mendoza, das er erkundete, fuhr wieder südwärts bis zur Landspitze der Pinien, drang in diese berühmte Bucht ein, die von Cabrillo entdeckt worden war, und nannte den Ort, wo er Land betrat, Monterey, zu Ehren des Vizekönigs, genauso wie es Cabrillo für das Kap Mendoza getan hatte.

Der folgende kurze Auszug aus dem Expeditionsbericht des Generals Viscaino kann heute, 250 Jahre nach seiner Entstehung, als völlig exakt verifiziert werden!

«Das Klima dieses Landes ist mild», berichtet der Admiral von Philipp III., «der grasbedeckte Boden ist äusserst fruchtbar; das Land gut bevölkert, die Natureinwohner sind so menschlich und so gelehrig, dass es sehr einfach sein wird, sie zum christlichen Glauben zu bekehren und aus ihnen Untertanen der spanischen Krone zu machen.»

Der besagte Sebastian Viscaino befragte die Indianer, die er entlang grosser Strecken an den Küsten vorfand, und von ihnen hörte er, dass sich jenseits von ihrem Land mehrere Städte und grosse Mengen von Gold und Silber befanden, was ihn glauben machte, dass man dort grosse Reichtümer entdecken konnte.

Trotz dieses Berichtes verkannte Spanien nach wie vor den immensen Wert seiner Kolonie. Es begnügte sich damit, Gouverneure und Missionare hinzuschicken, die von militärischen Stützpunkten, die auch heute noch «Presidios» heissen, geschützt wurden. Stück für Stück lösten sich die annektierten Territorien vom Mutterland; die einen wurden von den Engländern oder den Holländern erobert; die andern konstituierten sich als unabhängiges Herrschaftsgebiet oder Königreich. So geschah es auch mit der Republik Mexiko, der sich die beiden Kalifornien anschlossen. Die miserable Organisation der mexikanischen Republik führte dazu, dass sie und ihre Provinzen sich entfremdeten. Texas, das 1836 seine Unabhängigkeit erklärt hatte, stellte am 12. April 1844 seinem Kongress den Antrag, sich vertraglich den Vereinigten Staaten anzuschliessen. Dieser Anschluss, zunächst seitens der amerikanischen Staaten abgelehnt, wurde schliesslich von beiden Parlamentskammern am 22. Dezember 1845 vollzogen.

Für Mexiko war diese Zerstückelung seines Territoriums eine sehr schwerwiegende Angelegenheit. So beschloss denn auch die mexikanische Regierung, eine Armee aufzustellen und den Vereinigten Staaten die Oberhoheit über Texas streitig zu machen. Gleichzeitig setzte sich unter dem Kommando der Generäle Taylor und Scott eine Armee von 4000 Mann in Bewegung, um die Rechtshoheit über Texas zu verteidigen. Die Mexikaner ihrerseits brachten 8000 Mann zusammen. Am 7. Mai 1846 stiessen die beiden Armeen in der Ebene von Palo Alto zusammen. Die Mexikaner wurden geschlagen, setzten über den Rio Bravo zurück und flüchteten in die Stadt Malamoros. Am darauffolgenden 18. Mai ergab sich Malamoros. Zur gleichen Zeit sandten die Amerikaner den Commodore John Lloat mit einer Flotte aus, um den Krieg an die Küsten zu tragen, während General Taylor den Krieg im Landesinneren weiterführte. Am 6. Juli 1846 nahm die amerikanische Flotte Monterey, damals die Hauptstadt von Neukalifornien, ein. Zum Jahresende besetzte die amerikanische Landarmee die Provinzen Neu-Mexikos; die Flotte ihrerseits hatte ganz Kalifornien besetzt.

Auf seinem Marsch auf Mexiko erklärte General Taylor die riesigen Provinzen, die er durchquerte, zu Eroberungen seiner Regierung und proklamierte deren Vereinigung mit den Vereinigten Staaten ...

Am 22. Februar 1847 stiessen die beiden feindlichen Armeen erneut aufeinander, und zwar zwischen dem südlichsten Ende der Sierra Verde und den sogenannten Löwenquellen, in der Ebene von Buena-Vista. Die amerikanische Armee hatte eine Stärke von 3400 Infanteristen und 1000 Kavalleristen. Nach zwei Tagen verbissener Kämpfe sahen sich die Mexikaner gezwungen, ihre Kräfte in Richtung San Luiz de Potosi zurückzuziehen; auf dem Schlachtfeld hinterliessen sie 2000 Tote. Die Anzahl Verwundete war beträchtlich, doch war es unmöglich, ihre genaue Zahl festzustellen, da die Mexikaner einen Teil mit sich zurückführten. Die Amerikaner hatten 700 Mann verloren. «Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren.» Es waren ziemlich genau die Worte von Pyrrhus, die General Taylor an den Kongress in Washington berichtete. Der Kongress stimmte zu, neun Regimenter von Freiwilligen aufzustellen, und genehmigte für jeden Freiwilligen, der im mexikanischen Krieg mindestens ein Jahr Dienst leisten würde, entweder 160 Acres Land oder eine Rente von 100 Dollar, verzinsbar zu 6 Prozent.

Am 22. März 1847 begann eine Armee von 12 000 Mann, unterstützt vom Geschwader des Commodore Perry, mit der Belagerung von Veracruz, dem Schlüssel zu Mexiko, und die Bombardierung setzte ein. Die Stadt ergab sich nach einer Kanonade von fünf Tagen. Am 16. April verliess General Scott seine Stellungen und marschierte mit 10 000 Mann Richtung Mexi-

ko-Stadt. Die mexikanische Armee, 12 000 Mann stark und kommandiert von General Santa-Anna, erwartete ihn, zwei Tagesmärsche von Veracruz entfernt, beim Engpass von Cerro Gordo; das sind wahrhaftige Thermopylen, bei denen die mexikanische Armee zerstört werden sollte. Die Strasse war von einem Schützengraben unterbrochen, hinter dem sich eine furchterregende Artillerie anschickte, loszudonnern. Der Berg war vom Fuss bis zum Gipfel nichts anderes als eine gewaltige Festung. Die Amerikaner zauderten nicht, sie griffen an, und gemäss mexikanischen Berichten packten sie den Stier bei seinen Hörnern. Die Kämpfe waren furchtbar, man kämpfte Leib an Leib; Pferde, Reiter, Fusssoldaten stürzten in die Abgründe, fanden den Tod im Sturz, sofern sie nicht bereits an ihren Verwundungen gestorben waren. Die Schlachtereie dauerte vier Stunden. Danach war der Engpass bezwungen, und die Mexikaner hinterliessen in der Hand ihrer Gegner 6000 Gefangene und 30 Stück Artillerie. Am 20. wurde Jalappa eingenommen. Acht Tage später ergab sich die Burg von Perotte. Scott marschierte auf Puebla und besetzte es. Er stand nur noch gut 100 Kilometer vor Mexiko. Am 18. und 20. nahm er die Stellungen von Contre-Bas und Charabusco ein. Am 13. September attackierte Scott die Stellungen von Molinodel-Rei. Schliesslich marschierten am 16. September 1847 die Amerikaner, Sieger aller Gefechte, in die Hauptstadt Mexikos ein.

Am 2. Februar 1848 wurde nach drei Monaten der Friedensvertrag zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten unterzeichnet; er besiegelte die Abtretung von Neu-Mexiko und von Neu-Kalifornien an die Letzteren für eine Summe von 15 Millionen Dollar. *(Anmerkung des Übersetzers: Neu-Mexiko umfasste die heutigen US-Staaten New Mexico, Arizona, Texas, Utah, Nevada und Teile Colorados; Neu-Kalifornien umfasste die damals sogenannte Alta California, in etwa das heutige Territorium des US-Staats California – alles in allem etwa 2 Millionen Quadratkilometer oder die Hälfte des damaligen mexikanischen Territoriums.)*

Am darauffolgenden 14. August beschloss der amerikanische Kongress ein Dekret, das den Völkern Kaliforniens die Wohltaten der Gesetze der Union brachte. Und es war Zeit: England feilschte mit Mexiko über Oberkalifornien, und Mexiko hätte es ihm wahrscheinlich abgetreten, wenn Kalifornien selbst – wir werden es noch sehen – nicht von den Amerikanern besetzt worden wäre.

Während die Generäle Taylor und Scott Mexiko an sich rissen, passierte dort nämlich Folgendes: 1845 hatte sich die weisse Bevölkerung Kaliforniens, die etwa 10 000 Seelen zählte, gegen Mexiko erhoben und einen Kalifornier namens Pico an ihre Spitze gestellt. Drei Spitzenvertreter der ehemaligen Verwaltung hatten sich dieser Bewegung angeschlossen: Valle-

jo, Castro und Alvarado. General Torrena, Mexikos Gouverneur für die Region, marschierte gegen die Rebellen. Am 21. Februar 1845 stiess er auf Castro. Es entstand ein Handgemenge. Der Mexikaner wurde geschlagen. Darauf wurde Pico zum Gouverneur von Kalifornien ernannt, und José Castro übernahm das Kommando der Truppen. Torrena begriff, dass er gegen einen solchen Aufstand machtlos war, und schiffte sich mit denjenigen seiner Offiziere und Soldaten, die ihm folgen wollten, auf einem amerikanischen Boot ein und liess sich nach San Blas fahren. Zu dieser Zeit erging durch den Kongress in Washington der Befehl an Commodore John, Monterey einzunehmen. Die Aufständischen, die jetzt, nachdem sie die Mexikaner vertrieben hatten, das Land als ihre Wohnung betrachteten, beschlossen, es gegenüber den Amerikanern zu verteidigen. Damals befand sich in Neu-Mexiko, an den Ufern des Rio Grande, ein amerikanischer Offizier, der ein Dragonerregiment kommandierte und Stephan W. Kearny hiess. Seine Augen waren auf Neu-Kalifornien fixiert, und er war zunehmend über die gravierenden Belästigungen beunruhigt, denen die amerikanischen Bewohner dieses Territoriums ausgesetzt sein würden, als bei ihm der Befehl des Kongresses eintraf, die Sierra zu überqueren und entlang den Ufern des Rio Colorado flussabwärts vorzudringen, mit seinem Regiment die unbekanntenen Wüsten der Ajoutas-Indianer zu durchqueren, um die Operationen des amerikanischen Geschwaders zu unterstützen und die in der Gegend niedergelassenen Landsleute zu schützen. Es war ein Befehl von der Art, die eine Regierung gern erteilt: von Ortskenntnis strotzend und für den Empfänger gar nicht ausführbar. Es war in der Tat undenkbar, ein ganzes Regiment in diesen gottverlassenen Gegenden herumzuführen, in denen sich ausschliesslich Jäger und Indianer tummelten. Oberst Kearny wählte 100 Mann aus und brach mit ihnen Richtung Kalifornien auf; den Rest seines Regiments liess er an den Ufern des Rio Grande del Norte zurück.

An einem ganz andern Ort, in der Gegend des Pyramidensees, nördlich von Neu-Helvetien, war ein anderer amerikanischer Offizier, Hauptmann Fremont, vom Korps der Ingenieure und Topografen, damit beschäftigt, Kalifornien zu erforschen. Als er mitten in den Aufstand geriet, organisierte er mit einer kleinen Truppe Landsleute Widerstand gegen die feindseligen Anordnungen der Regierung Pico. Also war Amerika bereits an drei Punkten nach Kalifornien eingedrungen, oder es hatte damit begonnen. Mit Commodore John war es in Monterey gelandet. Mit Hauptmann Fremont war es in der Ebene von Trois-Buttes verschanzt. Mit Oberst Kearny und seinen 100 Mann stieg es gerade von den Rocky Mountains herunter und war im Begriff, die Sierra Nevada zu überwinden. Innerhalb

des allgemeinen Aufstandes entstand zur gleichen Zeit ein Teilaufstand. Diese neuen Aufständischen hatten sich den Namen «Bären» gegeben. Ihre Fahne hiess «Bärenflagge». «Die Bären» marschierten auf Sonoma, eine kleine, am äussersten Nordrand von San Francisco gelegene Stadt, und eroberten das Fort. Castro, einer der Anführer des ersten Aufstandes, marschierte ebenfalls gegen Sonoma; im Unwissen darüber, dass Hauptmann Fremont seine Stellungen bei den Buttes aufgegeben hatte, unternahm er die genau gleichen Schritte wie jener. Die kalifornische Vorhut stiess am Fuss des Forts auf die amerikanische Vorhut. Die amerikanische Vorhut war 90 Mann stark, die kalifornische 70. Hauptmann Fremont lancierte den Angriff, schlug den Feind in die Flucht und widmete sich dem Fort, vertrieb «die Bären» und nahm es mit dem gesamten dort gelagerten Material ein. Damit waren die Amerikaner bis zur Bucht von San Francisco vorgestossen. Sie griffen der Stadt, die beinahe vollständig von Amerikanern bevölkert war, unter die Arme. Im Oktober 1846 erfuhr Fremont, dass Commodore Stockton vor San Francisco ankerte. Unverzüglich stiess er mit 140 Freiwilligen zu ihm, im Fort von Sonoma hinterliess er eine Garnison. Commodore Stockton nahm diese kleine Truppe an Bord und brachte sie nach Monterey. Dort rekrutierte sie weitere 220 Freiwillige. In diesem Augenblick wurde der amerikanische Konsul, Herr Larkin, auf dem Weg von Monterey nach San Francisco durch eine dieser kalifornischen Banden, welche die Gegend unsicher machten, entführt. Als Hauptmann Fremont davon erfuhr, machte er sich auf die Verfolgung dieser Bande, fand sie, schlug sie nach einer heftigen Schiesserei in die Flucht und befreite so Herrn Larkin.

Inzwischen hatten Oberst Kearny und seine 100 Mann nach unglaublichen Strapazen, während deren es ihnen oft an allem fehlte, die Rocky Mountains überwunden, die sandigen Ebenen der Navajo-Indianer durchquert, den Rio Colorado überschritten und waren, nach dem Passieren der Gebiete der Mohares-Indianer sowie der Yumas-Indianer, in Aguas-Calientes angekommen. Dort angekommen, stiess er auf eine kleine Truppe von Amerikanern, die von einem Hauptmann Gillespie kommandiert wurde. Dieser konnte ihm sichere Informationen geben über das, was in Kalifornien passierte, sowie darüber, dass er einer Truppe von 700 bis 800 Mann unter dem Kommando von General Andrés Pico gegenüberstand, die versuchte, das Land zu halten. Oberst Kearny zählte seine Leute. Alles in allem waren es 190, entschlossen, gut diszipliniert. Er gab sogleich den Befehl, auf den Gegner zu marschieren. Die Amerikaner und Kalifornier stiessen am 6. Dezember auf der Ebene San Pasqual aufeinander. Das Gefecht war schrecklich: Hätte die amerikanische Truppe verloren, wäre

sie ausgelöscht worden! Aber sie siegte. Oberst Kearny, der sich ab diesem Zeitpunkt den Titel General verlieh, kam mit zwei Verwundungen davon, musste aber den Tod zweier Hauptleute, eines Leutnants, zweier Sergeanten, zweier Korporale und von 10 Dragonern beklagen. Auf der Seite der Kalifornier waren 200 bis 300 Mann gefallen. Am Folgetag stiess ein Detachement von Marinesoldaten zu Kearny; Commodore Stockton hatte es geschickt. Mit dieser Verstärkung setzte er seinen Marsch in Richtung Norden fort und bestand am 8. und 9. Dezember zwei weitere siegreiche Gefechte gegen die Kalifornier.

Zur gleichen Zeit stürzte sich Castro, noch immer auf der Flucht, gegen die Truppe von Hauptmann Fremont, der er sich umzingelt ergeben musste. In den ersten Tagen des Jahres 1847 schloss sich Hauptmann Fremont mit General Kearny zusammen. Die beiden vereinigten Truppen marschierten unverzüglich gegen Los Angeles, sie bekämpften die Aufständischen, und am 10. Januar drangen sie in die Stadt ein. Kalifornien war unterworfen.

Hauptmann Fremont wurde zum Oberst befördert und zum militärischen Gouverneur der Region ernannt. Schliesslich veröffentlichte General Kearny im Verlauf des Monats Februar eine Proklamation, in der er die Kalifornier als frei von ihrem Treueeid auf Mexiko und zu Bürgern der Vereinigten Staaten erklärte. Dies geschah alles einige Zeit nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, gemäss dem die Regierung von Mexiko den Vereinigten Staaten gegen eine Summe von 15 Millionen Dollar Neu-Mexiko und Neu-Kalifornien abtrat.

Die Geschicke Kaliforniens sind ab der Epoche, in der es ein Mitglied der grossen Familie der Vereinigten Staaten wurde, zu eng mit dem Leben eines Mannes verbunden, den ich sehr genau gekannt habe, den ich zu Beginn meiner Erinnerungen schon kurz erwähnt habe und von dem zu sprechen ich noch häufig die Gelegenheit haben werde, als dass ich darauf verzichten könnte, schon hier einzuschieben, was ich erst später aus seinem eigenen Mund erfahren habe. Ich will also jetzt über Hauptmann Johann A. Sutter reden.

Herr Sutter hatte wegen geschäftlicher Misserfolge 1830 seine Heimat, die Schweiz, verlassen, um sein Glück in Amerika zu suchen. Er war in der Tat ein Geschäftsmann und keineswegs Offizier in der königlichen Garde von Frankreich, wie es von der Mehrzahl der kalifornischen Chronisten behauptet wird; den Titel «Hauptmann» verdankte er ausschliesslich dem Rang, den er in der Berner Miliz innehatte. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt im Gebiet von Missouri hatte er 1836 diesen Staat

verlassen, um nach Oregon zu gehen, dessen Ressourcen man zu lobpreisen begonnen hatte. Seit 1832 zogen einige Emigranten dorthin. Sutter schloss sich einer Gruppe kühner Jäger an, deren Heldentaten Cooper uns so farbig schildert, indem er uns an den blutigen Kämpfen teilnehmen lässt, die diese Männer gegen die Rothäute und gegen wilde Tiere zu bestehen haben. Mit seinen Gefährten überwand er die Rocky Mountains; er durchquerte die von den Indianern der Stämme Nez-Percé, Komanchen, Schlangen und Cœurs-d'Alène bewohnten Ebenen und kam im Fort Vancouver an. Von dort setzte er auf die Sandwichinseln über, verbrachte dort einen nur kurzen Aufenthalt und schiffte sich 1838 erneut ein, um die russischen Besitzungen, die südlich der Beringstrasse, zwischen ewigem Eis und Neu-Albion gelegen sind, zu besuchen. In Sitka, wo sich die Residenz des russischen Gouverneurs befand, beschaffte sich Sutter ein Küstenschiff, bewaffnete es mit vier Kanonen und begann die Fahrt nach Süden; er liess sich von etwa 20 Kanaken (Eingeborene der Sandwichinseln) begleiten, die ihm sowohl als Kanoniere als auch als Matrosen dienten. Anfang 1839 kam er schliesslich in der Bucht von San Francisco an.

Seinerzeit ermunterte die mexikanische Regierung zur Kolonisierung des Landes. Sutter nahm Kontakt auf mit Gouverneur Michel Torrena; dieser schenkte ihm Land mit einer Ausdehnung von etwa 120 Quadratkilometern, das auf beiden Ufern des Sacramento lag, bei der Einmündung des American River begann und sich auf der einen Seite bis zu den Buttes-Hügeln erstreckte, auf der andern bis zum Zusammenfluss des Yuba mit dem Feather River. Diese Landschenkung umfasste somit fast das ganze Gebiet, das heute unter dem Namen Sacramento-Tal bekannt ist. Und das ist genau der reichste, fruchtbarste und bestbewaldete Teil von ganz Neu-Kalifornien. Ausserdem stattete die mexikanische Regierung Herrn Sutter für das ganze ihm übertragene Gebiet mit unbegrenzten Vollmachten aus, sowohl was die Verwaltung des Landes betraf, die richterliche Gewalt als auch die Führung aller zivilen und militärischen Angelegenheiten. In einem Wort: Sutter herrschte als absoluter Souverän und konnte seine Untertanen so regieren, wie es ihm gerade gefiel. Es ist allerdings wahr, dass diese sich auf 1000 Indianer begrenzten und dass die Städte der Region nichts anderes waren als einige wenige bescheidene Dörfchen aus einfachen Hütten und «ajoupas» (*Anmerkung des Übersetzers: ein karibisches Wort, mit dem behelfsmässige Buden oder Unterstände bezeichnet werden*).

Sobald Sutter seine Schenkungsurkunde bekommen hatte, verliess er San Francisco, folgte flussaufwärts dem Sacramento und erreichte dessen Zusammenfluss mit dem American River. Dort wählte er zwei Meilen vom Fluss entfernt im Landesinneren einen kleinen Hügel aus, um dort

seinen Wohnsitz zu errichten. Dann machte er ein Geschäft mit einem Stammeshäuptling, der sich verpflichtete, ihm so viele Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen, wie er gerade beschäftigen könne. Mit diesen handelte er seine Verpflichtung aus, sie angemessen zu ernähren und mit Stoffen und Haushaltswaren zu bezahlen. Das sind die Indianer, die Gräben um Sutter's Fort schaufeln, Backsteine herstellen und seine Mauern in die Höhe ziehen werden.

Nachdem das Fort gebaut war, benötigte es eine Garnison; Sutter rekrutierte sie unter den Eingeborenen. 50 Indianer wurden in blaue Gewänder samt rotem Besatz eingekleidet, wohl in Erinnerung an die Berner Uniformen. Der Hauptmann brachte ihnen Disziplin bei, übte sie in Truppenmanövern und vertraute ihnen die Bewachung des Forts an. Er wusste, dass er sich voll und ganz auf ihre Treue verlassen konnte und darauf, dass ihre Wachsamkeit ebenso aktiv sein würde, wie wenn er europäische Soldaten kommandiert hätte. Während das Fort noch im Bau war, liess Sutter aus den Vereinigten Staaten nach und nach alle aus Europa bekannten Obstbäume kommen; er reservierte mehrere Hektaren Land für deren Anbau. Die mexikanischen Missionen lieferten ihm Reben, die gut gediehen und ausgezeichnete Resultate lieferten. Aber zu dieser Zeit, als das Gold noch nicht entdeckt war, bestand sein wirklicher Reichtum in der Aufzucht von Vieh und dem Anbau von Getreide. 1848 besass Sutter 4000 Schafe, 1200 Stück Hornvieh und 800 Pferde. Er hatte 4000 Scheffel Korn geerntet. Unter keinen Umständen hätte er sein Los gegen dasjenige eines deutschen Prinzen getauscht. Aber dann sollte zu seinem grossen Unglück, und noch durch ihn verursacht, eine andere Quelle von beträchtlichem Reichtum entdeckt werden.

Die Entdeckung der berühmten Minen von Potosi (*Anmerkung des Übersetzers: berühmte und unermesslich reiche Silberminen in den Anden von Bolivien*) soll einem Schweizer zu verdanken sein, der in den Bergen einen Stier suchte, der sich von seiner Herde entfernt hatte. Die Entdeckung der Minen von Kalifornien war einem Zufall zu verdanken. Herr Sutter hatte die Idee, innerhalb seines Forts ein Holzhaus bauen zu lassen; dafür benötigte er Planken und Bohlen. Etwa 1000 Fuss über dem Sacramento-Tal, in einer von Mokelumne-Indianern bewohnten Gegend, wächst mit einer bewundernswerten Kraft eine Pinienart, die er für geeignet hielt, ihm das gewünschte Material zu liefern. Er schloss mit einem Mechaniker namens Marshal ein Geschäft ab über den Bau einer Sägemühle, die in der Nähe dieser Pinien liegen und von einem Wasserfall angetrieben werden sollte. Die Sägemühle wurde innerhalb der vereinbarten Frist gebaut. Nur, als man zum ersten Mal Wasser auf das Mühlrad fliessen liess, wurde sofort

klar, dass der Ablaufkanal zu eng war, um die gesamte Wassermenge, die ihm zugeführt wurde, abfliessen zu lassen. Es wäre zu teuer gewesen und hätte zu grosse Verzögerungen verursacht, wenn man diesen Fehler hätte konstruktiv beheben wollen; der Mechaniker fand, es wäre am einfachsten, das Wasser beim Auswaschen des benötigten Durchgangs sich selber zu überlassen. Die Folge davon war, dass sich in wenigen Tagen auf dem Grund des Ablaufkanals ein schöner Haufen Sand und Geröll ansammelte. Als Marshal die Sägemühle besuchte, um herauszufinden, ob sich das Wasser gemäss seinen Erwartungen verhalten hatte, bemerkte er einige glänzende kleine Teilchen, die er einsammelte und schnell als wertvoll erkannte. Diese glänzenden Pailletten waren nichts anderes als reines Gold! Herr Marshal kehrte unverzüglich zum Fort zurück und teilte seine Entdeckung Hauptmann Sutter mit. Beide versprachen sich, die Entdeckung geheim zu halten. Aber diesmal war es das Geheimnis des Königs Midas, und im Säuseln der Schilfhalme, im leisen Rauschen der Bäume, im Murmeln der Bäche konnte man nur folgende Worte erkennen, die bald noch so entfernte Echos wiederholen sollten:

Gold! Gold! Gold!

Zuerst war es nichts als ein vages Gerücht, ein Geräusch ohne Konsistenz. Hauptmann Folsom, dem man ein Goldmuster zeigte, zuckte nur die Schultern und sagte: nichts als Glimmer!

Aber bald tauchten offizielle Berichte auf, von Oberst Mason, vom Ortsvorsteher von Monterey und vom französischen Konsul. Ab diesem Zeitpunkt gab es keine Zweifel mehr, und es war, wie wenn ein Schwindel die Einwohner der Stadt gepackt hätte, die Hafenarbeiter und die Schiffsmatrosen. Die «Goldgrube» war keine Fabel mehr, das Eldorado kein Märchen, das Land des Goldes war gefunden. Und aus jedem Winkel der Welt, wie von einem magnetischen Gebirge angezogen, trafen die Schiffe aller Nationen ein. Der Ortsvorsteher von Sonoma schrieb am 29. Juli: «Das Goldfieber hat hier alles zum Stillstand gebracht; es gibt keine Arbeiter mehr, niemand, der sich um die Felder kümmert, alle Männer der Stadt sind in der Sierra. Jeden Spaten, jede Hacke, Pfanne, Schale, alle Flaschen, Phiolen, Tabakdosen, Fässchen, ja sogar alle Destillierkolben haben sie requiriert und mitgenommen.»

Zur gleichen Zeit beurteilt Herr Larkin, amerikanischer Konsul, den Anstieg der Emigration als so schwerwiegend, dass er sich verpflichtet sieht, dem Aussenminister Buchanan in Washington einen Bericht zu schreiben, in dem man lesen kann: «Alle Grundstücksbesitzer, Anwälte, Ärzte, Inhaber von Läden, Mechaniker und Arbeiter sind in die Minen gefahren. Die Zeitung, die hier herausgegeben wurde, hat ihr Erscheinen eingestellt, da sie keine Redaktoren und Drucker mehr hat. Viele Soldaten

des Regiments aus New York sind desertiert. Die Schiffe, die in der Bucht vor Anker liegen, verlieren ihre Mannschaften. Ich kann überhaupt nicht sagen, was Oberst Mason vorkehren könnte, um die Truppe, die er kommandiert, zusammenzuhalten.»

In der Tat, acht Tage später schreibt Oberst Mason selbst: «Während einiger Tage sah es so schlimm aus, dass ich befürchtete, die gesamte Garnison von Monterey desertieren zu sehen. Man muss anerkennen: Die Versuchung ist gross; die Gefahr, gefasst zu werden, ist klein; es winkt die Aussicht, in einem einzigen Tag mehr zu verdienen als ein Soldat in drei Monaten. Wer pro Tag 100 Dollar verdient, kann sich den Luxus eines Domestiken leisten, der seinerseits nicht für weniger als 20–25 Dollar pro Tag arbeitet.»

Der französische Konsul in Monterey berichtet: «Nie, in keinem Land der Welt, hat es je eine solche Unruhe gegeben. Frauen und Kinder werden auf den abgelegendsten Farmen im Stich gelassen, denn entweder werden sie von ihren Herren mitgenommen oder machen sich auf eigene Faust auf die Goldsuche. Alle Wege (*Anmerkung des Übersetzers: in die Sierra*) sind von Menschenmassen, Pferden und Wagen verstopft, nur die Städte und Dörfer sind verlassen.»

Wenn man sich eine Vorstellung dieser Verlassenheit machen will, muss man nur die einsame Brigg begleiten, die unter dem Kommando von Kapitän Munray in Richtung San Francisco segelt. Das Schiff kommt aus Arica (*Anmerkung des Übersetzers: Hafenstadt im Norden von Chile*). Munray hat Waren für San Francisco an Bord, die noch vor der Entdeckung des Goldes bestellt wurden. Er glaubt sich auf seiner routinemässigen jährlichen Handelsfahrt. Von den Ereignissen seit seinem letzten Besuch in San Francisco hat er keine Ahnung. Widrige Winde zwingen ihn zu einem Zwischenhalt in San Diego, wo er sich nach Neuigkeiten aus Kalifornien erkundigt. Man erzählt ihm, alles sei wunderbar, die Stadt sei von 20 bis 30 Häusern inzwischen auf 300 bis 400 angewachsen und er würde bei seiner Ankunft einen gleich lebhaften Betrieb antreffen wie Telemach in Salento. Mit diesen guten Nachrichten sticht er wieder in See, voller Hoffnung, dass er angesichts dieses stürmischen Wachstums nicht nur seine Fracht gut verkaufen kann, sondern darüber hinaus mit einer Flut von Aufträgen und Kommissionen rechnen darf.

Das Wetter war prächtig, der Mount Diablo glänzte lichtüberflutet, und die Brigg steuerte geradewegs auf den Ankerplatz vor Hierba Buena zu (*Anmerkung des Übersetzers: ursprünglicher Name von San Francisco*). Nur eines verstand Kapitän Munray überhaupt nicht: Er sah keinen einzigen Kahn auf dem Meer, keinen einzigen Menschen am Ufer. Was war wohl

aus dem Betrieb geworden, von dem man ihm in San Diego erzählt hatte? Im Gegensatz dazu hätte man eher sagen können, dass er ins Reich von Dornröschen eindringe. Aber nicht einmal Schlafende waren zu sehen. Er glaubte zu träumen. Immerhin, weder ein Krieg noch ein Brand noch eine Attacke von Indianern konnte diese Stille und Einsamkeit verursacht haben. Die Stadt war schliesslich noch vorhanden, die Häuser waren intakt, und im Hafen, vor den Toren der Lagerschuppen, türmten sich vor den Augen seiner staunenden Mannschaft ganze Berge von Handelswaren aller Art. Munray versuchte vergeblich, mit einigen Schiffen, die vor der Stadt ankerten, Rufkontakt aufzunehmen. Alle waren verlassen und genauso still wie der Hafen und die Häuser. Nur das Echo vom Telegraph Hill warf ihm seine eigenen Rufe zurück. Plötzlich fiel ihm eine schreckliche, aber die einzig plausible Erklärung ein. Die Bevölkerung San Franciscos musste durch die Cholera, das Gelbfieber, den Typhus oder durch irgendeine andere Epidemie ausgelöscht worden sein. Weiterzufahren wäre in hohem Mass unklug gewesen. Kapitän Munray gab den Befehl zu wenden. Als er einen kleinen mexikanischen Schoner passierte, schien ihm, dass sich an Bord etwas wie eine menschliche Gestalt bewegte. Er rief ihr laut zu. Ein alter mexikanischer Matrose, den Kopf völlig eingebunden, richtete sich auf die Knie auf. «Olé, du auf dem Schoner! Was ist aus den Einwohnern von San Francisco geworden?», rief Munray. Der alte Mexikaner rief zurück: «Die sind alle ins Land des Goldes abgehauen.» «Und wo ist dieses Land?», fragte Munray lachend zurück. «An den Ufern des Sacramento; da hat es Berge, da hat es Täler; du musst dich nur bücken und das Gold auflesen; wenn ich nicht krank wäre, wäre ich nicht hier, dann wäre ich auch dort unten mit allen andern.»

Zehn Minuten später war die Brigg von Kapitän Munray genauso leer wie alle andern Schiffe. Seine Matrosen waren an Land gegangen und hatten sich bereits mit Begeisterung auf den Weg zum Sacramento gemacht. Der arme Kapitän blieb allein zurück, warf Anker und machte seine Brigg in der Nachbarschaft der andern verlassenen Schiffe fest, so gut er konnte.

Damit zurück zum Aufschrei «Gold!» Alle waren zu den Fundorten hingestürzt und sahen keinen andern Weg mehr, zu Geld zu kommen, ausser Gold zu ernten. Und in der Tat wühlte jeder in der Erde herum, mit Hilfe von Werkzeugen, die er sich beschaffen konnte; die einen benutzten Hacken, die andern Spaten, wieder andere Hakenstangen, nochmals andere arbeiteten mit Feuerschaufeln. Es gab auch solche, die nichts Derartiges besaßen und die Erde mit ihren Fingernägeln bearbeiteten. Dann wuschen sie die Erde in Tellern, in Platten, in Bratpfannen, in Strohhüten. Und von allen Seiten trafen Männer hoch zu Pferd ein, Familien auf Kar-

ren, arme Teufel, die 100 Meilen zu Fuss gerannt waren, um ja nicht ihren Teil der Beute zu verpassen. Und jedem, der die Berge von jungfräulichem Gold sah, die bereits gewonnen worden waren, wurde schwindlig, jeder sprang vom Pferd, von seinem Wagen und begann unverzüglich die Erde umzuwühlen, um keine einzige wertvolle Sekunde zu verlieren. Diese Art Verrücktheit nahm von Tag zu Tag zu. Wer immer sein Haus verliess, zog los in der Absicht, Bergarbeiter zu werden, zu suchen, zu wühlen und so viel wie möglich von diesem Edelmetall zu gewinnen. Und trotzdem, von allen Spekulationen war das die unsicherste, die zerbrechlichste, diejenige, die sich ohne jeden Zweifel am schnellsten wieder in Luft auflösen würde. Die wirkliche Quelle von Reichtum in Kalifornien, da bin ich mir ganz sicher, wird in der Zukunft die Landwirtschaft sein und der Handel, der in der einen Richtung mit Dampfschiffen bis nach Indien und China reichen wird und in der andern Richtung mit der Eisenbahn bis nach New York und New Orleans.

Und jetzt, will jemand wissen, in welchen enormen Proportionen sich die Bevölkerung an den Gestaden des Pazifiks entwickelt hat, quer durch die Wüste und über die Berge? Der Gelehrte Humboldt hat 1802 die Kalifornier gezählt. Er fand 1300 weisse Siedler und 15 000 zum Katholizismus bekehrte Indianer. 1842 zählte Herr de Mofras erneut; die Zahl der weissen Siedler war von 1300 auf 5000 gestiegen. Im gleichen Zeitraum war die Zahl der im Landesinneren verstreuten Indianer auf geschätzte 40 000 angestiegen. Zu Beginn des Jahres 1848 erreichte die weisse Bevölkerung die Zahl 14 000; die eingeborene Bevölkerung blieb konstant. Am 1. Januar 1849 umfasste die weisse Bevölkerung 26 000 Seelen; am 11. April waren es 33 000; am 1. August 52 000. Innert weniger Wochen vermehrten sich die 52 000 Seelen um 3000 Mexikaner, die auf dem Landweg aus der Provinz Sonora eintrafen; um 2500 Emigranten aus Texas und den Südstaaten, die über Santa Fe anreisten; 30 000 weitere überquerten die nördlichen Prärien und überwandern die Rocky Mountains. Schliesslich besteht bei unserer Ankunft die Bevölkerung von Kalifornien aus 120 000 Seelen. Allein die Stadt San Francisco umfasst etwa 25 000 bis 30 000, und mehr als 400 Schiffe ankern im Hafen.

V

San - Francisco

1844

J'ai dit que nous étions arrivés le 27 Octobre à 11 h. du matin.

À midi le canot du Capitaine nous conduisit à terre. Il fallait avant tout s'occuper de l'entrée du navire en Douane et en notre qualité de subrécargues ce soin nous concernait spécialement, mon ami. Fossil et moi. -

nous ne savions à nous deux que quelques centaines de mots d'Anglais, péniblement appris pendant la traversée dans un manuel de phraséologie anglaise et française - mais fort heureusement nous avions sous la main notre Allemand Mr Kasten, qui parlait assez couramment l'idiome anglo-japon. -

L'un portant les papiers du navire, l'autre une sacoche en cuir toute remplie d'onces espagnoles, nous nous dirigeâmes vers la place ou "Northmouth Square" au fond de laquelle s'élevait une grande maison en adobe.

Le pavillon américain, flottant sur son toit, ne nous laissa aucun doute, que c'était bien là le gouffre, qui devait engloutir notre or. -

Après les formalités d'usage, le Directeur de la Douane nous fit lever la main pour jurer sur une Bible, attachée par une charrette à son pupitre, que tout ce que nous venions de déclarer était conforme à la vérité, puis il nous remit contre une pile d'onces

5 San Francisco

Wie ich schon erwähnte, wir sind am 27. Oktober um 11 Uhr angekommen. Mittags brachte uns das Beiboot des Kapitäns an Land. Zuallererst mussten wir uns um die Zollabfertigung des Schiffes kümmern, und für Tissot und mich als Supercargo (*Anmerkung des Übersetzers: im Auftrag der Eigentümer verantwortlich für die Beaufsichtigung und den Verkauf der Fracht*) hatte dies oberste Priorität. Zu zweit kannten wir nur ein paar Hundert englische Wörter, die wir während der Reise aus einem Handbuch für französisch-englische Ausdrücke gelernt hatten. Glücklicherweise stand uns Herr Karsten, unser Deutscher, der ziemlich fliessend englisch sprach, hilfsbereit zur Seite. Einer von uns trug die Schiffspapiere, der andere eine Ledertasche voll spanischer Münzen. So gingen wir in Richtung des Portsmouth Square, an dessen anderem Ende ein grosses Gebäude stand. Die amerikanische Flagge, die auf dem Dach wehte, liess keinen Zweifel, dass dies unser Ziel war. Nach den üblichen Formalitäten liess uns der Zolldirektor schwören, mit der Hand auf einer Bibel, die mit einer Kette an seinem Pult festgemacht war, dass alles, was wir gerade deklariert hatten, wahr war. Dann gab er uns im Austausch gegen einen Haufen Münzen, der unsere Ledertasche beinahe leerte, ein Blatt Papier, das der «Resolutive» das Recht verlieh, auf ewige Zeiten im Hafen von San Francisco zu ankern.

Danach ging es darum, ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen zu bekommen. Gewiss fehlte es nicht an Gasthäusern; aber die meisten hatten sich darauf beschränkt, vier Pfosten in den Boden zu schlagen, diese mit einer Blache zu umspannen und das Ganze mit einem Aushängeschild zu krönen, das zwar pompös, aber wenig Vertrauen einflössend war. Es dauerte indes nicht lange, bis Karsten bei einem seiner Landsleute ein bequemer Quartier fand. Wir mieteten uns in einer Estrichmansarde ein, in der es weder Stuhl noch Tisch noch Betten gab. Am Abend installierten wir uns dort mit unseren Matratzen und Kabinenkoffern. Ganz in der Nähe liessen wir uns bei einem chinesischen Wirt per Malpinsel auf die Liste der regelmässigen Gäste seines Stammtisches eintragen. Das

Menü bestand stets aus Linsensuppe, Roastbeef, Kartoffeln und einer Tasse Tee. Die Rechnung belief sich jedoch auf nur zwei Dollar pro Mahlzeit. Wir trafen dort zwei andere Supercargo aus Rio de Janeiro, die zwei Wochen vor uns angekommen waren. Diese Herren standen unmittelbar vor dem Ankauf eines Stückes Land für 12 000 Dollar. Sie schlugen uns vor, die Hälfte davon zu übernehmen und darauf gemeinsam Lagerräume zu erstellen, die genügend gross wären, um den grössten Teil unserer beiden Frachten darin unterzubringen. Wir hatten das Bauholz mitgebracht, was uns fehlte, war nur ein Bauplatz. So gefiel uns der Vorschlag, und am nächsten Tag inspizierten wir gemeinsam das fragliche Terrain. Am Abend waren wir Mitbesitzer von 3600 Quadratfuss Sand an der Spring Street mit einem Wert von etwa 60 000 Franken, zahlbar in drei und sechs Monaten.

Anhand dieses Beispiels kann man sich eine Vorstellung machen, welchen Wert dieser bisher leere Küstenstreifen, 18 Monate nach der Entdeckung des Goldes, bekommen hatte. Die um sich greifende Spekulation hatte alle Grundstücke fest im Griff. Die Preise, die uns bereits erschreckend hoch erschienen, stiegen in einem täglichen Crescendo. Zwei Wochen nach unserer Akquisition kaufte ein Spanier in unserer Nachbarschaft ein Stück Land mit 50 Fuss Strassenfront und 100 Fuss Tiefe zum Preis von 110 000 Franken, zahlbar über zwei Jahre. Acht Tage später vermietete er es für 18 Monate zum Preis von 75 000 Franken, mit der Bedingung, dass danach alle Gebäude, die der Mieter errichtete, ihm gehören sollten. Ein Grundstück von 100 Fuss im Quadrat, das einige Monate vor unserer Ankunft von der Regierung praktisch gratis abgetreten wurde, kostete Anfang 1850 bereits 140 000 Franken. Am Portsmouth Square stand ein Spielkasino mit vier Etagen, das berühmte Eldorado. Sein Bau hatte 5 Millionen gekostet und brachte jeden Monat Mieteinnahmen von 625 000 Franken. Um das zu verstehen, muss man wissen, dass drei Monate vor meiner Ankunft 1000 Fuss Bauholz 3000 Franken gekostet hatten, der Tagelohn eines Erdarbeiters 50, eines Maurers 80 und eines Zimmermanns 100 Franken.

Die Proportionen stimmten im Übrigen von kleinen bis zu grossen Dingen. Die Brotpreise variierten zwischen 2 und 3 Franken pro Pfund, zuvor hatte es 1 Dollar gekostet. Für ein Pfund Rindfleisch zahlte man 4 Franken. Zwiebeln kosteten 2 Franken das Stück. In San Francisco kursierte eine Geschichte von zwei Laiben Gruyère-Käse. Da es sich um die einzigen Gruyère-Käse handelte, die hier je an Land gekommen sind, gehörten sie zur Käsearistokratie und verkauften sich nicht unter 13 Franken pro Pfund! Für Kartoffeln wurden pro Sack 60 Franken verlangt, und unter den Gemüsen herrschte nur bei der Puffbohne aus Chile ein solcher

Überfluss, dass sie nicht nur zu einem Spottpreis verkauft wurde, sondern dass Haufen von Säcken die Strassen pflasterten.

Ich sagte bereits ein Wort zu den Löhnen der Arbeiter, die für Bauten unerlässlich waren. Was aber noch mehr erstaunte, war, dass ein lausiger Geiger pro Abend 150 Franken verdienen konnte oder dass einem mehr als mittelmässigen Klavierspieler nicht einmal das Doppelte genügte, um die Ohren seiner Zuhörer von sechs Uhr nachmittags bis Mitternacht zu martern. Es war in der Tat so, dass sich die Musik in den Spielhöhlen heimisch gemacht hatte und dass ausserhalb der Spielsalons der grosse Paganini höchstpersönlich an Hunger gestorben wäre.

Da wir schon bei den Preisen sind, wollen Sie wissen, was 1849 einfachste Kleidungsstücke kosteten? Ein Kurzmantel aus Wolle kostete 200 bis 300 Franken, ein breitrandiger Filzhut 60 Franken, ein rotes Flanellhemd 70 Franken, ein paar Matrosenstiefel, die über die Knie hinaufreichten, 200 bis 250 Franken. Dieses Requisit war allerdings zwingend notwendig, um sich bei Regen in den Strassen der Unterstadt zu bewegen, und ich kaufte einem unserer Matrosen von der «Resolutie» ein gebrauchtes Paar ab, das er mir für den Freundschaftspreis von 180 Franken überliess.

Für einen kleinen Lagerraum von 20 auf 40 Fuss zahlte man eine Monatsmiete von 3000 Franken. Ein Zimmer von 8 Fuss im Quadrat kostete 500 Franken, wohlverstanden gegen Vorauszahlung. In San Francisco tummelten sich zahlreiche Ärzte, in ihrer Mehrheit allerdings unverschämte Scharlatane. Drei oder vier von ihnen, die besonders in Mode waren, liessen sich für jeden Besuch mit einer Unze Gold entschädigen. Der einfachste Ratschlag eines Advokaten kostete 200 Franken. Ein Prozess verschlang ein Vermögen. Ein Zahnarzt zog einen Backenzahn für dessen Gegengewicht in Gold, und sogar die Stiefelputzer hatten einen festen Tarif von 2 Franken pro Paar festgelegt. Im Übrigen musste man, um leben zu können, einfach verhältnismässig viel verdienen, und das Sprichwort: «Es gibt kein dummes Handwerk!» ist wohl ganz besonders für Kalifornien geprägt worden. Ich habe Ärzte als Strassenwischer gesehen und Rechtsanwälte als Tellerwäscher. Gestandene Bankiers arbeiteten als Kellner in Cafés, und Töchter aus bestem Haus boten ihre Dienste als Lastenträger im Hafen an. Man kannte sich, man gab sich die Hand, und man lachte – manchmal schnitt man auch eine Grimasse. Jeder, vom Ersten bis zum Letzten, wird in diesem Land des ständigen Wechsels zum Philosophen. Vermögen werden gewonnen und wieder verloren, und dies mit einer so ausserordentlichen Geschwindigkeit, dass derjenige, der gestern seinem Freund noch 1000 Piaster geliehen hat, diesen heute um einen halben Dollar anbettelt, um seine Tagesration Brot bezahlen zu können.

Wie gesagt, in Kalifornien war es sehr hilfreich, die Philosophie zu pflegen, und ich bekam sehr schnell die Gelegenheit, für mich davon einen Vorrat anzulegen: Kaum hatten wir unser Schiff verlassen, begannen die Widerwärtigkeiten auf uns einzutrommeln wie dichter Hagelschlag. Zwei Tage, nachdem wir uns in unserer Pension eingerichtet hatten, sah ich die ganze Mannschaft der «Resolutie» bei uns ankommen. Unsere braven Matrosen hatten sich darauf geeinigt, zu desertieren, und der Wortführer der Gruppe verlangte von uns eine Anstellung. Da wir starke Arme brauchten, um auf unserem Grundstück den Aushub zu machen und unser Haus zu bauen, entschieden wir uns für den Bordzimmermann und den Segelmeister, zwei kräftige Holländer, die damit einverstanden waren, uns ihre Kräfte und ihr Können für 50 Franken pro Tag zur Verfügung zu stellen. Der Lehrling und ein Matrose aus Hamburg sollten sie als Hilfskräfte für 30 Franken pro Tag unterstützen; dieses Quartett richtete sich unverzüglich auf unserem Land unter dem schützenden Dach eines Zeltes ein.

Am nächsten Tag machte ich mich auf die Suche nach einem Lastkahn (ein Wasserfahrzeug mit einem flachen Boden, das Platz für 10 bis 30 Fässer bietet), um mit dem Ausladen unseres Bauholzes zu beginnen. Zu dieser Zeit war das ein sehr seltenes und unheimlich teures Gut. Ich fand zwei Schiffer, die samt ihrem Lastkahn für 620 Franken für acht Stunden gemietet werden konnten. Wir schlossen mit einem dieser zwei ab und schickten ihn mit unsern vier Matrosen an Bord. Diese Letzteren hätten das Bauholz aus dem Bauch des Schiffes auf Deck bringen sollen, während die amerikanischen Schiffer dieses dann auf ihrem Gefährt verstaut hätten. Ich war bass erstaunt, als ich bereits mittags unsern Segelmeister, völlig ausser Atem, wiedersah. Er informierte uns, dass unser Kapitän die Männer und den Lastkahn wieder zurückgeschickt habe, unter dem Vorwand, dass er keinen dieser Schlingel von Deserteuren je wieder an Bord empfangen würde! Für uns war das nicht nur ein herber Verlust von 620 Franken, sondern ein wahrscheinlich viel schlimmerer Rückschlag, denn jeden Tag kamen im Hafen fünf oder zehn mit Waren vollgestopfte Schiffe an, vor allem mit Bauholz, dessen Wert in der Folge deutlich nachgab. Mein Freund Tissot begab sich unverzüglich an Bord, um sich mit dem Kapitän zu verständigen, der ihm dann auch versprach, seine rebellierenden Untertanen am nächsten Tag zu empfangen. Der nächste Tag brach an, und er brachte uns eine Enttäuschung, die derjenigen des Vorabends in nichts nachstand. Das war zu viel! Unser letztes Geld schmolz dahin, und wir waren absolut darauf angewiesen, verkaufen zu können, um unsere Auslagen zu decken; zusätzlich ermahnte uns ein kleiner Schauer, Vorläufer der Regenzeit, das Ausladen zu beschleunigen. Wenn die Weige-

rung des Kapitäns, unsere Matrosen zu empfangen, wahrhaftig damit begründet gewesen wäre, dass sie von seinem Schiff desertiert waren, hätte ich nicht gezögert, irgendjemanden hinzuschicken; aber es war offensichtlich, dass er vor dem Ausladen unseres Holzes die 100 Fässer, die er in Valparaiso betrügerisch an Bord genommen hatte, an Land bringen wollte. Da jedoch diese 100 Fässer auf dem Vorderdeck gelagert waren, konnte ihn nichts als seine Bequemlichkeit daran hindern, unsere Waren gleichzeitig auszuladen.

Am gleichen Abend ging ich selbst an Bord und hielt Kapitän Rolufs eine Kopie unserer Protestnote unter die Nase, die wir vor dem amerikanischen Konsul in Valparaiso erstellt hatten. Ich bedeutete ihm, dass ich mich an die Justiz wenden würde, sofern er mir nicht am Folgetag zur Mittagszeit 20 Fässer an Land übergeben würde, und dass ich, über die Wiedergutmachung des bereits verursachten Schadens hinaus, von ihm als Entschädigung die Summe von 600 Pfund Sterling verlangen würde, wie es in unserem Frachtvertrag vereinbart worden war. Für mich war das Ergebnis unserer Auseinandersetzung so negativ, dass ich mich an das Gericht wenden musste. Schon während der Gerichtssitzung prüfte der Richter unsere Rechtsansprüche, die er als rechtmässig und billig beurteilte. Er schickte in amtlicher Mission einen Lastkahn mit einer Kapazität von 40 Fass zur «Resolutie»; die dafür anfallenden Kosten von 200 Franken pro Tag belastete er dem Kapitän. Insgesamt brachte uns dieser Prozess 1000 Unannehmlichkeiten und Belästigungen. Der Kapitän wurde verurteilt, uns die oben erwähnte Entschädigung zu zahlen, und verlor so durch seinen Vertrauensbruch und durch seine Sturheit beinahe die Hälfte seiner Fracht. Der Prozess und das Ausladen unserer Waren dauerten sechs lange Wochen, die ich nie vergessen werde, selbst wenn ich das Alter Methusalems erreichen sollte.

20 Tage nach unserer Ankunft brachen heftige Regenfälle aus, der Boden saugte sich voll, die Flüsse traten über die Ufer. Wir hatten erst etwa einen Drittel ausgeladen, die Räder der Karren versanken im Schlamm bis zur Achse, die Pferde verschwanden bis auf Brusthöhe. Jede Fuhre kostete 30 Franken, und um überhaupt eine zu ergattern, musste man sehr früh aufstehen. Der Bau unseres Hauses machte nur langsame Fortschritte; wir mussten alles, was wir nicht direkt beim Ausladen verkaufen konnten, unter Planen oder in provisorischen Lagerhallen schützen. Die Anhörungen vor Gericht, die teuren Beratungen mit dem Anwalt, die schlechte Nahrung, bei der es nicht lange dauerte, bis wir Durchfall bekamen, dieser immer graue Himmel, die Strassen voller Schlaglöcher, in denen man bei jedem Schritt zu ertrinken riskierte, die Sorgen und Ärgernisse, die den

Schlaf von meinem Kopfkissen vertrieben, all dies schien sich zu verbünden, um mir dieses an sich so privilegierte Land auf Zeit und Ewigkeit zu verleiden. Allerdings kannten diese gewichtigen Tage manchmal auch ihre Aufhellungen. Unser Bauholz verkaufte sich ziemlich leicht zu 1500 Franken pro 1000 Fuss. Unsere Geldsorgen waren damit überwunden, und einige erfolgreiche Spekulationen vor Ort schienen uns eine bessere Zukunft vorherzusagen.

Unsere deutsche Pension hatten wir verlassen, und während wir auf den Bezug unseres Hauses warteten, hatten wir am Fuss des Telegrafenhügels ein kleines Zimmer von 12 Fuss im Quadrat für 600 Franken monatlich gemietet; es diente uns gleichzeitig als Büro und als Schlafgelegenheit.

Eines Abends erfuhr ich, Hauptmann Sutter sei in der Stadt, auf dem Rückweg von Monterey, wo er an der verfassunggebenden Versammlung teilgenommen hatte. Ich ging mit meinen Empfehlungsschreiben zu ihm. Er empfing mich als Landsmann, das heisst als Freund, und versprach mir seinen Schutz und einen Besuch für den Folgetag. Ich verliess ihn, hocherfreut über seine Freundlichkeit und glücklich, den berühmtesten, wenn nicht einflussreichsten Mann Kaliforniens als Gönner zu haben. Leider musste ich es in der Folge oft bereuen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Dieser Mann hatte gewiss ein ausgezeichnetes, zweifellos ein zu gutes Herz, denn er liess sich von jedem Erstbesten ausnützen. Schmeicheleien war er wehrlos ausgeliefert; wer es verstand, seine Eitelkeit geschickt zu kitzeln, fand bei ihm immer eine offene Tür. Versprechungen kosteten ihn nichts, sie waren wohl auch ehrlich gemeint; aber Hauptmann Sutter fragte nie danach, ob er sie auch einhalten könne. Er liebte grosse Ansammlungen von Menschen. Die abscheuliche Unsitte der Amerikaner, auf Schritt und Tritt Spirituosen zu trinken, hatte sich seiner bemächtigt. Immer wieder passierte es ihm, dass er seinen klaren Verstand auf dem Boden seines Glases liegen liess. Die Yankees profitierten davon, indem sie ihn Landabtretungen oder Viehverkäufe unterschreiben liessen. In einem Wort: sie plünderten ihn aus. Sobald der Hauptmann in den Strassen San Franciscos auftauchte, war er von lachenden Gestalten umgeben; keinen Schritt konnte er machen, ohne von Bekannten, Bittstellern oder Händlern aufgehalten zu werden. Er wurde wie ein Prinz behandelt, und jeder bemühte sich darum, ihm vorgestellt zu werden.

Am Tag nach meinem Besuch kam Hauptmann Sutter zu uns in unser Zimmerchen. Um ihn würdig zu empfangen, hatten wir eine Mahlzeit vorbereitet mit Westfälischem Schinken und Heidsieck-Champagner, den uns ein Deutscher, der unseren Gast unbedingt sehen wollte, geschenkt hatte. Unsere Kabinenkoffer dienten als Tische und unsere zu-

sammengerollten Matratzen als Sitzgelegenheiten. Herr Sutter widmete uns einen schönen Teil seines Tages. Wir plauderten über die Schweiz; er erzählte uns, wie er in dieses Land gekommen war und durch welchen Zufall das Gold entdeckt worden war. Schliesslich wurde er so zutraulich, dass er uns von seinen Hoffnungen erzählte, Gouverneur von Kalifornien zu werden. Die Wahl sollte im Januar stattfinden. Der Wahlkampf zwischen ihm und zwei oder drei anderen Kandidaten würde unverzüglich beginnen. Sutter wollte sich durch die Bewohner der Stadt Sacramento und des Sacramento-Tals portieren lassen und musste sich unverzüglich dorthin begeben. Er nahm mir das Versprechen ab, ihn so bald wie möglich wieder aufzusuchen. Als er uns verliess, waren wir, wohl auch dank einiger Flaschen Champagner, so gut wie alte Freunde.

Bis dahin war trotz meiner Vorliebe für das Pittoreske meine Zeit so vollständig mit Arbeit ausgefüllt, dass ich noch keinen einzigen Augenblick der Musse gefunden hatte, um eine Geländeerhöhung aufzusuchen, von der ich hätte einen Blick auf das Panorama werfen können, in dem ich mich pflichtschuldig hin und her bewegte. Aber am Weihnachtsabend – der liebe Gott hatte an diesem Tag die Wolken aus seinem Himmel vertrieben, wie wenn er mit den Menschen die Geburt des Erlösers hätte feiern wollen – erstieg ich den Telegrafenhügel. Ich fand mich auf dem kleinen Plateau allein vor dieser Bucht, die bezüglich Grossartigkeit mit derjenigen von Rio rivalisiert (ausgenommen die tropische Vegetation). Ich streckte mich auf einer kleinen rasenbedeckten Erhöhung aus, um ganz nach meinem Belieben die Schönheit der Landschaft zu geniessen.

Um mich herum war alles ruhig; ruhig, weil dieser Tag der Ruhe geweiht war, ruhig aber auch, weil die Sonne gerade unterging und die Dämmerung die Natur mit feenhaften Farbtönen zudeckte. In der reinen Luft, im bleichen Schimmer und mit den dunkelbraunen Schatten präsentierten sich mir die Details dieser grandiosen Szenerie in ebenso zarter Vollendung wie in einem Gemälde von Greuze. Jenseits der Bucht, auf der Ostseite, hinter der Insel Hierba Buena, erstrecken sich die fruchtbaren Hügel von Contra Costa, bestreut mit Siedlungen, die in Gruppen von Steineichen halb versteckt waren, und weiter entfernt am Horizont zeigen sich unregelmässig bewaldete Berge. Das Fährschiff, das San Francisco und Contra Costa miteinander verbindet, legt am Quai von Oakland gerade ab und kommt lautlos und mit übermässig viel Rauch voran. Zu meinen Füßen breitet sich diese schon imposante Stadt aus, die einem armen mexikanischen Pueblo entschlüpft ist wie eine Eiche aus der Eichel, um Zeugnis abzulegen weniger für die wundersame Macht des Goldes, sondern vielmehr für die unwiderstehliche und fruchtbare Expansion eines freien Vol-

kes. Die primitive seichte Bucht von Hierba Buena existiert bereits nicht mehr, sie ist mit Sand aus den benachbarten Hügeln aufgefüllt worden, um die Ausbreitung der Stadt zu ermöglichen. Die Spitze von Northcorne gegenüber der sichelförmigen Küstenlinie ist mit Rincon über eine Linie von gigantischen Piers verbunden; sie erstrecken sich auf Rammpfählen über die Bucht und verlängern jeden transversalen Quai. Eine Vielzahl von Schiffen, die schönsten und feinsten der Flotte der Welt, sind dort über ihre ganze Länge vertäut.

Gegen Süden bietet sich ein ganz andersartiger Anblick: Sumpfgebiete schliessen sich sattgrünen Ebenen an, die bis zu den ersten Hängen der kargen Sierra de San Bruno ansteigen. In der Mitte der Ebene erhebt sich das kleine Dorf der Mission, mit seinem alten massiven Glockenturm, der an eine andere Zeit und eine andere Zivilisation erinnert. Früher bildete die Mission Dolores, 1776 gegründet, zusammen mit dem Pueblo von San Francisco von Assisi und dem Presidio die obligatorische Triade jeder spanischen Niederlassung – ein sinnreiches Symbol einer Gesellschaftsordnung, in der die Vertreter der göttlichen sowie der königlichen Macht sich gegenseitig dabei unterstützen, bis ans äusserste Ende der Welt über die waffenlose Bevölkerung zu wachen.

In der Mitte der Bucht, wo die Wasser friedlich schlafen, liegen eine Anzahl sogenannter «Storeships», Pontons, die als Lagerhäuser dienen; mit ihrer schwarzen Masse dominieren sie eine Flotille von Barken und Lastkähnen, die dort ebenfalls ankern. Der Blick, der über die immense Grösse der Bucht gleitet, verliert sich links wie rechts, im Norden wie im Süden, wenn er den kapriziösen Zuckungen der Küstenlinie folgt, im weit entfernten Horizont. Das alles ist herrlich, und ich hätte gerne die Worte von Faust wiederholt: «Verweile, du bist so schön!» Die Nacht brach herein, und die Stadt erschien mir wie eingehüllt in diesem hellen Dunst, der den grossen modernen Städten eigen ist und einen unbestimmten und geheimnisvollen Hintergrund bildet, vor dem sich schwarz die Masten der 1000 Schiffe abheben. Die Brise, die über diesem menschlichen Bienenstock hinwegstrich, trug das vage Brummen des Lebens und der Bewegung zu mir; in der Weite marmorisierte sie das Meer mit einem phosphoreszierenden Zittern. Die Abendglocke der katholischen Kirche erinnerte mich daran, dass es an der Zeit war, wieder herabzusteigen und sich unter die Gläubigen zu mischen.

Ich kehrte nach Hause zurück und dachte nicht daran, dass in wenigen Stunden die Hälfte der Stadt, die ich gerade bewundert hatte, nur mehr ein Häufchen Asche sein könnte. In der Nacht vom 25. auf den 26. Dezember 1850 erwachte ich um ein Uhr vom Schrei «Feuer!». Dieser

Ruf, schrecklich für eine Stadt wie San Francisco, nur aus Holz und Segeltuch gebaut, erfüllte die Luft und verbreitete sich rasch von Strasse zu Strasse. Schon mehr als einmal hatte ich den hastigen und düsteren Klang der Feuerglocke gehört, denn Brände gab es in San Francisco häufig. Aber was ich jetzt erleben sollte, war ein wahrhaftiger Monsterbrand, ein Flammenmeer von 300 Häusern. Es hatte zwischen Clay und Sacramento Street begonnen, im Quartier der Wein-, Gemüse- und Holzhändler: Alkohol und Bauholz, das gierigste Feuer konnte nichts Besseres verlangen. Von einem kräftigen Nordwind getrieben, kamen die Flammen mit Riesenschritten voran. Seit acht Tagen wohnten wir in unserem eigenen Haus an der Spring Street; ich sass auf unserem Dachfirst und beobachtete, wie das Feuer näher kam. Es war ein sowohl grandioser als auch schauderhafter Anblick. Mit jedem eroberten Rum-, Schnaps- oder Weingeistlager verdoppelte das Feuer seine Intensität und veränderte gleichzeitig seine Farbe. Man hätte von einer prachtvollen Beleuchtung mit rotem, gelbem oder blauem bengalischem Feuer reden können oder von einem gigantischen Punch, den der Satan angezündet hatte und der unaufhörlich von seinen Höllenassistenten wieder angefacht wurde. Hinzu kam die beim Brand eines ganzen Quartiers angewandte amerikanische Praxis, Pulverfässchen mitten in die Feuerglut zu werfen, um Häuser niederzureissen und das Feuer zu isolieren. In der Tat stürzten die Häuser ein, aber zu häufig rollten brennende Trümmer auf die andere Strassenseite und setzten Häuser vis-à-vis ebenfalls in Brand, die, aus Holz gebaut und durch die nahen Flammen erhitzt, sich wie Streichhölzer entzündeten. Wenn das Unheil die Proportionen dieses 25. Dezembers annahm, gab es eigentlich keinen Grund, warum es einhalten sollte. In der Stadt fehlte es an Wasserreservoirs, und mit einem bemerkenswerten Instinkt wählte das Feuer, wenn es sich ausbreiten wollte, immer einen Zeitpunkt, in dem gerade Ebbe herrschte. Es gibt jedoch, wenn es schon an Wasser mangelt, zum Trost derjenigen, die brennen, ein perfekt organisiertes Feuerwehrcorps. Das sind Freiwillige aus allen Gesellschaftsschichten, vom Bankier bis zum Lastenträger, die sich mit bewunderungswürdigem Opfergeist und Mut für das Wohl ihrer Stadt einsetzen. Sobald ein Brand signalisiert wird, stürzen sie sich mit fantastischen Pumpen an den Schauplatz. Und wenn ihnen das Wasser ausgeht, bekämpfen sie die Plage mit Staub und Sand, mit der Hacke und mit Hakenstangen.

Die Feuersbrunst breitete sich in Windrichtung von Norden nach Süden aus; gegen drei Uhr morgens kam sie bis auf Strassenbreite zu uns heran, aber diese Strasse war die California Street, die breiteste von ganz San Francisco, und es gelang dem Feuer trotz aller Anstrengung nicht,

diese zu überqueren. Von unserem Dach aus beobachtete ich ein aus Eisen gebautes Haus, das direkt gegenüber von uns stand. Es war in England gebaut worden und galt als feuersicher; mit grossen Kosten verbunden, hatte man es hierher gebracht. Deshalb trug, rollte, stiess jeder dort hin, was er an Wertvollem besass, um es dort zu horten: die Kapitalisten ihr Gold, die Schmuckhändler ihre Juwelen und die Tuchhändler ihren Samt und ihre Seidenstoffe. Unglücklicherweise stand das Eisenhaus mitten in einem Block von Holzhäusern, die sich vom Feuer bereits glutrot färbten. So dauerte es nicht lange, bis die Flammen die Eisenmasse vollständig einhüllten, sie mit ihrer glühenden Zunge beleckten, und das Eisen verfärbte sich rot, begann sich zu krümmen, in seinen Halterungen zu schreien, nicht mehr und nicht weniger als das Holz der Nachbarhäuser, und von dieser gewaltigen Schatzkammer und allen Reichtümern, die sie beherbergte, blieb nichts mehr übrig als eine Art unförmiger Käfig, eingegangen, zusammengeschrumpft, sodass es unmöglich gewesen wäre, seinen ursprünglichen Verwendungszweck zu erkennen. Endlich, es ging schon gegen sechs Uhr morgens, war das Feuer bezwungen; die Feuersbrunst hatte fünf Stunden gedauert, 290 Häuser vernichtet, eine Unmenge von Zelten und Kramläden, und sie hatte unermessliche Verluste verursacht.

Wie kam es, dass San Francisco in seinen Anfängen so häufig von einer vollständigen Zerstörung bedroht war? Ich bin weit davon entfernt zu sagen, die Brände wären immer durch Verbrechen oder Boshaftigkeit verursacht worden. Aber immerhin gab es unter seiner Bevölkerung so viele Menschen, die daran interessiert waren, dass San Francisco brennt, dass man schon auf gewisse Vermutungen kommen kann. Zum Beispiel kann man feststellen, dass an diesem Tag die Holzfirmen und die Weinhandlungen verbrannten. Das Unglück ruinierte diejenigen, die seine Opfer waren; umgekehrt machte es die Wein- und Holzhändler reich, die im Nachbarquartier zu Hause waren, noch ohne die Ausrüster, Eigentümer oder Verkaufskommissäre von Frachtschiffen zu zählen, die in der Bucht auf ihre Entladung warteten. Am Tag nach der Feuersbrunst waren die Weinpreise um 20 Prozent gestiegen, die Holzpreise um 30 Prozent, was offensichtlich ein ganz schöner Profit war für diejenigen, die das Unglück verschont hatte.

Umgekehrt konnten die Unglücklichen, die das Feuer heimgesucht hatte, ihr Inventar auf null abschreiben. Sogar diejenigen, denen es gelungen war, noch rechtzeitig umzuziehen, hatten es kaum besser. Zuerst mussten sie den Transporteuren, die ihre Möbel und Waren von der Unterstadt in die höher gelegene Quartiere brachten, 100 Franken pro Wagen

bezahlen. Deshalb war es ihnen lieber, dass ihnen alles verbrannte, als dass sie sich um Zügelwagen bemüht hätten, genau gleich wie Kranke, die lieber starben, als nach einem Arzt zu schicken. Im Übrigen glänzte die Polizei durch Abwesenheit. Und in San Francisco war man sehr hilfsbereit, zu hilfsbereit vielleicht: Jeder wollte helfen, jeder griff dem anderen unter die Arme, und es war ein Wunder, wie Hab und Gut in den Händen derjenigen, die es forttrugen, dahinschmolz!

Nach dieser so aufregenden Nacht hatte ich Schlaf dringend nötig, und ich wachte erst gegen Mittag auf. Sobald ich aufgestanden war, eilte ich zum Schauplatz des Desasters. Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als ich mehr als 100 kleine Häuser, Läden und Schuppen sah, die aus den Brandruinen herauswuchsen. Der Boden, überall bedeckt mit Balken und rauchendem Bauschutt, war immer noch heiss wie ein Backofen. Aber die Energie des Amerikaners zusammen mit seiner Liebe für ein gewinnbringendes Geschäft hatte über alle Hindernisse triumphiert. Besonders zeichneten sich die Juden aus, Händler von Konfektionskleidern und Möbeln; ihnen folgten die Wirte, dann die Besitzer von Spielhäusern, dieser Schande der zivilisierten Welt!

1849, wenn ein Goldgräber von den Minen zurückkam, drängte er sich, noch bevor er etwas ass oder seine verdreckten Kleider wechselte, in eine der zahlreichen Spielhöllen. Er hatte Gold gescheffelt, alle Taschen voll, und brauchte jetzt unbedingt eine Gelegenheit, es wieder los zu werden. Spielen war die bevorzugte Methode. Die innere Organisation dieser öffentlichen Spielhöllen war etwas Seltsames. In ganz San Francisco gab es davon etwa 50, aber die am meisten frequentierte und reichste war das sogenannte Eldorado. ... Im grossen Saal dieses Etablissements befanden sich 60 Spieltische, von denen jeder jeden Abend 60 Dollar Miete zahlen musste. Am beliebtesten waren Roulette, «lansquenet» und «trente-et-quarante». Auf einer Estrade am Ende des Saals spielte ein Orchester mit zehn Musikern von morgens zehn bis nachts um zehn Uhr. Wenn die Musik aufhörte, hinderte das die süchtigen Spieler keineswegs, sich in kleinen Grüppchen die Nacht um die Ohren zu schlagen und sich gegenseitig auszuweiden. Gegenüber der Türe und an jeder Seitenwand standen von einem zum andern Ende des Saals zwei lange Theken, über die Heerscharen von Barkeepern starke alkoholische Getränke für eineinhalb Franken ausschenkten. Diejenigen, welche die Banken hielten, spendierten ihren Spielern alle Augenblicke auf eigene Kosten Runden von kleinen Gläsern, um die Verlierer zu trösten und um die Zauderer zu animieren. Auf jeder Seite jedes Spieltisches stand eine Waage, mit der Nuggets oder Goldstaub gewogen werden konnten. Wer keine Nuggets oder Goldstaub mehr hatte,

setzte seine Uhr, Uhrenkette, Schmuck – alles konnte gesetzt werden, für alles gab es eine Schätzung, alles hatte seinen Preis. Sogar um das eigene Leben wurde gelegentlich gespielt, und mehr als ein Unglücklicher hat sich nach dem Verlassen des grünen Filztischs am Ende der Strasse eine Kugel durch den Kopf geschossen. Im Übrigen geht man in diese Lokale wie in den Kampf: Messer in der Tasche und Revolver im Gürtel. In so einem Glutofen, angeheizt durch die abscheulichste Leidenschaft, genügt ein Widerspruch, ein Wort, manchmal ein Blick, um ein tödliches Duell zu provozieren. Auch Unbeteiligte müssen auf der Hut sein. Jeder Revolver fasst sechs Kugeln, und es passiert ganz selten, dass die eine oder andere nicht die Haut eines unschuldigen Zuschauers ritzt. Bei jedem Streit kommt es zu einem allgemeinen «Rette dich, wer kann!», nur der Croupier bleibt tapfer auf seinem Posten; er schützt seinen Schatz und riskiert eher sein Leben als sein Gold. Unter allen Spielern fällt der Mexikaner besonders auf, sowohl durch seine Verbissenheit, zu gewinnen, als auch durch seinen Gleichmut, wenn er verliert. Sie können ihm zusehen, wie er seinen ganzen Sack voll Goldstaub auf eine Karte setzt und, wenn er gewinnt, seinen Einsatz und Gewinn stehen lässt, bis er alles verzehnfacht hat; wenn er verliert, zündet er sich stoisch eine Zigarette an, nimmt, ohne ein Wort zu sagen, einen tiefen Zug und erhebt sich vom Tisch, ohne zu klagen oder zu fluchen, um einem andern Spieler Platz zu machen. Er geniert sich auch nicht, den Croupier um einen Dollar zu bitten, um ein Stück Brot zu kaufen. Am nächsten Tag wird er in die Minen zurückkehren, um die gleiche Schau zu wiederholen, sobald er wieder genug Gold für einen respektablen Einsatz gewonnen hat. Diese Spielhöllen waren ein schrecklicher Ort. Den ganzen Tag über zog eine Prozession von ruinierten oder reichen Spielern ein und aus; sie zeigten die beiden Gesichter der menschlichen Befindlichkeit, das Gesicht, das weint, und das Gesicht, das lacht. Für den unbeteiligten Beobachter war es wahrhaftig eine Studie in praktischer Philosophie. Der eine kam von den Minen und verlor in wenigen Stunden die Früchte seiner sechsmonatigen Arbeit, um anschliessend in einem benachbarten Restaurant seine Taschen umzukehren und nachzusehen, ob noch genügend Goldstaub für eine bescheidene Mahlzeit da wäre. Der andere, eben erst ausgeschifft, setzte seinen einzigen Dollar aufs Spiel und verliess den grünen Spielteppich mit einem Gewinn von 20 000 oder 30 000 Dollar. Allerdings, die meisten kamen pfeifend oder singend herein und gingen fluchend hinaus ...

dans quelques heures le fruit de la moisson de Labours et allait ensuite retourner ses poches dans le restaurant voisin, pour chercher s'il y avait assez de poudre d'or pour payer un modeste repas. Tel autre, nouveau de l'argus, risquait son unique Dollar et quittait le tapis vert riche de dix ou vingt mille francs. -

Mais le plus grand nombre entraient en sifflant ou en chantonnant et sortaient en blasphémant.

VI
Sacramento

Le matin du nouvel-an 1850 - notre installation deux Spring Street était complètement terminée et bonne partie de la cargaison réalisée, j'i m'embarquais à bord du Steamer, "Senator" pour me rendre à la ville de Sacramento, où nous avions l'intention d'établir une succursale. Je commençais à parler assez couramment l'anglais pour pouvoir me passer d'interprète, car il n'y a de meilleur professeur pour s'identifier avec une langue, que la nécessité absolue de la parler. -

Le temps était froid et humide et pendant le trajet j'eus tout le loisir de penser au passé. Ce jour du nouvel-an me rappelait mille souvenirs de ma jeunesse. Sans doute pendant que j'essayais de me réchauffer en me promenant sur le pont parmi cette foule d'inconnus & d'indifférents, ma famille était réunie dans la vieille cure autour d'une table chargée de repas traditionnel; ma mère chérie, entourée de mes frères & de mes sœurs parlait de l'absent, et

6 Sacramento

Am Neujahrsmorgen 1850, wir waren inzwischen an der Spring Street vollständig eingerichtet und unsere Fracht war weitgehend verkauft, schiffte ich mich auf dem Dampfer «Senator» ein. Mein Ziel war Sacramento, wo wir eine Filiale einrichten wollten. Ich konnte bereits genügend fließend englisch sprechen, um mich als Dolmetscher auszugeben, denn um sich mit einer Sprache vertraut zu machen, gibt es keinen besseren Lehrmeister als die absolute Notwendigkeit, sie zu sprechen.

Das Wetter war kalt und feucht, und während der Reise hatte ich alle Musse, an die unmittelbare Vergangenheit zu denken. Dieser Neujahrstag weckte in mir tausend Erinnerungen. Während ich mich auf Deck mit einem Spaziergang unter der Menge von Unbekannten und Gleichgültigen aufzuwärmen versuchte, war meine Familie ohne jeden Zweifel im alten Pfarrhaus um einen Tisch versammelt, der mit der traditionellen Mahlzeit übertoll war. Meine liebe Mutter, umgeben von meinen Brüdern und meiner Schwester, sprach vom Abwesenden, und mein Vater tröstete sie, indem er auf meine Ehre anstieß. Es war das vierte Mal, dass ich nicht dabei sein konnte. Im Vorjahr trennte mich der Atlantik von meinen Lieben, dieses Mal lagen zwei Ozeane zwischen ihnen und mir. Die Traurigkeit packte mich. Warum nur hatte ich mich 20 000 Kilometer von denen entfernt, die mich liebten und die ich am liebsten an meine Brust gepresst hätte? Gott möge über sie wachen und sie mir erhalten. Der Tag wird kommen, der alles wieder gutmachen und uns erneut vereinen wird. Diesem Tag werden wir alle dankbar sein.

Inzwischen kam die «Senator» bei der diagonalen Überquerung der Bucht gut voran und näherte sich der Mündung des Sacramento. In Gedanken immer noch bei meiner Familie, begann ich, mich umzusehen. Dort, wo der Fluss, der durchaus den Namen Strom verdienen würde, sich in die Bucht ergießt, begegnet man mehreren flachen und bewaldeten Inseln, umgeben von unpassierbaren Lagunen; diese sind von röhrenartigen Pflanzen überdeckt, eine Vegetation, die man in allen tief liegenden und feuch-

ten Gebieten des Landes antrifft. Vogelliebhaber hätten hier ihre wahre Freude, denn die Lagunen sind von Enten, Kormoranen, Eisvögeln, Tausenden von Arten, in Tausenden von Farben bevölkert. In seinem Verlauf bewässert der Sacramento Ebenen von einer bewundernswerten Fruchtbarkeit; sie sind heute überfüllt von wilden Kräutern und ganz besonders von Senfstauden, deren glänzend gelbe Blüten sich funkelnd vom dunklen Blätterwerk des Stechginsters und der Eichen abheben. Von Zeit zu Zeit bemerken wir kleine Hügel, die von einem Moosteppich überzogen sind; sie werden kontinuierlich kleiner, ab Benicia sind es nur noch Geländewellen, und bald liegt vor uns nur noch die unendlich weite Prärie mit ihren langen Gräsern. Dort weiden in voller Freiheit kleine Gruppen von Rindern und von zahllosen wilden Pferden. Der kurvige Verlauf des Flusses wird durch eine Umrandung aus Eichen und Lorbeersträuchern markiert. Manchmal erreicht der Sacramento eine Breite von einer halben Meile; normalerweise ist er 10 bis 12 Fuss tief, was Schiffen mit einer Frachtkapazität von 300 bis 400 Fässern erlaubt, bis zur Stadt Sacramento vorzustossen. Während der Schneeschmelze steigt der Wasserpegel um 8 bis 9 Fuss; die ganze Umgebung wird dann überflutet, was man an den Schlickspuren, die an den Baumstämmen hängen bleiben, leicht konstatieren kann.

Im Sacramento gibt es eine gewaltige Menge von Lachsen, die er grosszügig in alle seine Zuflüsse verteilt. Die Lachse verlassen im Frühling das Meer und steigen in Schwärmen 1000 Meilen flussaufwärts; dabei folgen sie zunächst dem Hauptlauf, wo sie keine Hindernisse antreffen. Weiter oben aber, ob sie nun dem Sacramento folgen oder sich in die Nebenflüsse hineinwagen, stossen sie auf Stakenzäune, die von Indianern errichtet wurden, oder auf Stauwerke, die von Farmern für Bewässerungszwecke gebaut wurden. Dort kann man beobachten, welche unglaublichen Anstrengungen diese Fische unternehmen, um die Hindernisse zu überwinden. Wenn sie beispielsweise einen Baumstumpf oder Felsvorsprung antreffen, der ihnen als Stützpunkt dienen könnte, nähern sie sich ihm, springen hinauf, bleiben darauf liegen, spannen ihren Körper in einem Bogen und schnellen heftig in die Höhe, manchmal 10 bis 12 Fuss hoch und ebenso weit. Dabei ist ihr Sprung immer so berechnet, dass sie in den höher gelegenen Teil des Flusses hineinfallen, den sie erreichen wollen.

Unter starkem Einsatz von Dampf näherten wir uns unserem Ziel. Welche Einsamkeit herrschte auf diesen brachliegenden Prärien! Kein Lärm störte das Schweigen der Natur, ausser dem Murren der wilden Rinder, dem Vogelgeschrei sowie dem spitzen Pfeifen unseres Dampfschiffs, das vor jeder Biegung die andern Schiffe auf dem Fluss warnte. Am Horizont zeichnete sich keine einzige Siedlung mit ihren fröhlichen Rauchfah-

nen ab. Manchmal zeigte ein Dutzend aneinandergereihte Hügelchen am Flussufer an, dass dort ein Indianerstamm gelagert hatte. Eine Erhöhung, die etwas höher war als die andern, sagte uns, dass unter ihrem Moos die Gebeine derjenigen ruhten, die zu ihren Ahnen zurückgekehrt waren. Dann wurde alles monoton; die mit grauen Nebeln geladene Atmosphäre schien die Ebene mit einem riesigen Leichentuch einzuhüllen. Ich dachte an die Zeit der Schöpfung, als der Geist Gottes über der unbewohnten Erde schwebte.

Gegen fünf Uhr abends waren wir am Ziel, und ich packte mein Bündel und meine Decke und machte mich auf den Weg zur einzigen staubigen Strasse, die die Stadt bildete. Es gab erst etwa 250–300 Häuser, aber täglich erhoben sich 20 neue Bauten. Es war leicht vorauszusehen, dass die Stadt Sacramento, dort angelegt, wo der Fluss, der ihr seinen Namen gegeben hat, das Wasser des American River aufnimmt, in kurzer Zeit das Versorgungszentrum der nördlichen Minen werden würde wie Stockton für die Minen im Süden.

Ich folgte dem Gedränge von Amerikanern, die mit mir gereist waren; es waren bestimmt 250, und als ich sah, wie fast alle in ein grosses Brettergebilde, das mit Segeltuch bedeckt war, hineingingen, tat ich es ihnen nach. Ich war darauf eingestellt, dort ein Restaurant vorzufinden; aber als ich eintrat, bemerkte ich nur einen Tresen, hinter dem ein Yankee Schinken, Brot und Schnaps verkaufte. Die lange Halle enthielt kein anderes Möbel, nicht einmal einen Plankenboden; trotzdem sah ich hier und dort auf dem Boden ausgestreckte menschliche Formen, die in rote Decken eingehüllt waren. Ein Schild, das über der Theke angebracht war,klärte mich auf, dass ich mich in einem riesigen Schlafsaal befand, wo jedermann gegen einen Dollar Mahlzeiten einnehmen und sich auf dem feuchten Boden ausbreiten konnte. Sehr einladend war das nicht, aber die Nacht brach herein, und ich hatte Hunger und war müde. Ich tat es also den Amerikanern gleich, und nachdem ich noch stehend meine Portion Schinken, Brot und etwas Schnaps verzehrt hatte, wickelte ich mich, so gut es ging, in meine Decke ein, streckte mich auf den Boden aus und benutzte dabei meinen Arm als Kopfkissen. Ich schlief ein, aber ständig wurde ich von Neuankömmlingen wieder geweckt. Bald war die Halle randvoll; ich spürte, wie links und rechts, bei meinem Kopf und zu meinen Füßen Körper sich ausstreckten und hineindrückten. Es kam mir vor wie eine Lage von Heringen, die, auch wenn sie kaum besser als echte Fische rochen, einen mit Sicherheit weniger beruhigenden Eindruck machten, denn bevor sich diese Lümmel hinlegten, nahmen sie ihre Revolver und Messer aus ihren Gürteln, zogen ihre Stiefel aus, stopften ihre Waffen in

den Schaft und placierten das Ganze unter ihren Köpfen. Um neun Uhr blies der Mann am Tresen sein Licht aus und verriegelte die Türe. Kurz danach liess mich ein gigantisches Schnarchen, mit hundertfachem Widerhall, in einen tiefen Schlaf fallen.

Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch, weckte mich ein lärmendes allgemeines Durcheinander. Ich sah, wie Schatten sich erhoben, sich der Theke näherten, ihren Morgentrunk verschlangen, um sich dann ebenso schweigsam, wie sie gekommen waren, davonzumachen. Noch einmal machte ich es ihnen nach. In der Strasse angekommen, sah ich sie Richtung Fluss gehen, und da ich wusste, dass bei diesen Leuten jeder Schritt ein Ziel hat, folgte ich ihnen. Sie stellten sich am Ufer des Sacramento wie eine Reihe Kormorane auf, dann tauchten sie ihre Hände ins Wasser, rieben sich Augen und Gesicht genauso, wie wenn der Fluss ein einfaches Waschbecken gewesen wäre. Ich tat es ihnen gleich, und während ich meine Nachtgenossen zurückliess, fing ich an herumzuspazieren. Dabei wartete ich darauf, dass die Läden aufgingen oder auf eine barmherzige Seele zu treffen, die mir freundlich sagen könnte, wo ich Hauptmann Sutter antreffen würde. Ich war gerade am Überlegen, wo ich wohl etwas zum Frühstück finden könnte, als ich eine kleine Flotte von Fischerbooten landen sah, von denen jedes mit vier Männern bemannt zwar. Es waren Lachsfischer, die vom Nachtfang zurückkamen. Er war sehr reichhaltig gewesen, denn jedes Boot war so voll, wie es nur sein konnte. Damals zählte die Stadt Sacramento nur rund 1500 Einwohner, aber da waren über 1500 Fische, von denen jeder 6 bis 8 Pfund wog; selbst wenn jeder Einwohner gezwungen wäre, einen Fisch pro Mahlzeit zu verzehren, stellte sich mir die Frage, was man wohl mit dem Rest machen würde. Dieses Rätsel löste sich mir prompt auf, als ich sah, wie eine Gruppe von Männern eintraf, die mit Fässern und Salzsäcken ausgerüstet waren. Sie machten sich unverzüglich daran, die Fische auszuweiden und zu putzen, sie einzusalzen und Lage für Lage in den Fässern zu verstauen. Sobald die Fässer zugenagelt waren, wurden sie auf einen Wagen verladen, der sie zu den Minen brachte, wo das rosa und zarte Fleisch des Lachses sehr geschätzt wird. Einige Schankwirte aus der Stadt stiessen dazu, um sich ihren Vorrat an frischem Fisch zu holen. Unter ihnen erkannte ich einen jungen Kanadier, der in unserem chinesischen Restaurant in San Francisco als Kellner gearbeitet hatte. Da jeder Kanadier ebenso leicht französisch wie englisch spricht, sprach ich ihn an und vernahm mit Genugtuung, dass es in Sacramento ein Hotel mit einem französischen Restaurant gab und dass Hauptmann Sutter dort wohnte und sich am Vorabend nach mir erkundigt hatte. Für mich waren das zwei wertvolle Neuigkeiten, aus denen ich sofort Nutzen

ziehen wollte, indem ich den Kanadier, der dort als Küchenchef arbeitete, unverzüglich ins Hotel de France begleitete. Während ich auf das Erwachen des Hauptmanns wartete, genoss ich ein ausgezeichnetes Frühstück à la française, das erst vom Gouverneur in spe unterbrochen wurde. Er war in Begleitung eines Holländers, «Vater» Cordua, der sich nach 20 Jahren Indienaufenthalt in Kalifornien als Farmer etabliert hatte.

Hauptmann Sutter schlug vor, mir die ganze Stadt, wo jeder Bauplatz ihm gehörte, zu zeigen; aber er hatte nicht mit seiner Popularität gerechnet. Kaum hatten wir die Schwelle des Hotels erreicht, nahm ihn eine grosse Menschenmenge in Beschlag, wie in San Francisco. Hier waren es Wähler, die ihm ihre Stimme versprochen, dort waren es Interessenten für Grundstücke. So zog man von Bar zu Bar, und in jeder Bar wurden wieder neue Runden für einen halben Dollar das Glas ausgeschenkt. Natürlich zahlte der Hauptmann, und da jede Runde durchschnittlich 40 Gläser ausmachte, wenn es einfache Portionen waren, und etwa 80, wenn doppelt eingeschenkt wurde, kostete jede Runde 150 bis 200 Franken. Diese Trinkrunden nahmen erst beim Einbruch der Nacht ein Ende. Am Abend, der sich meistens bis gegen vier Uhr morgens ausdehnte, hielt der Hauptmann im unteren Saal des Hotel de France Hof; er nannte das sein Wahlquartier. Jeder war willkommen. Champagner, feine Weine und starke Schnäpse flossen in Strömen, und ohne Unterbrechung wurden patriotische Reden geschwungen. Die gleichen Szenen wiederholten sich während zehn Tagen und Nächten. Als der Hotelier dem grosszügigen Hauptmann die Rechnung präsentierte, belief sie sich auf 11 100 Dollar. Es bedurfte wahrhaftig einer eisernen Konstitution, um das alles auszuhalten. Aber nicht jeder soll Gouverneur werden können! Hauptmann Sutter rechnete wohl damit, sich von seinen Anstrengungen auf einem grünen Fauteuil im Kapitol erholen zu können.

Unterdessen, während er seine Wähler mit Spirituosen stimulierte, zog John Burnett, ein einfacher Mann, nüchtern und ohne Vermögen, vormals Anwalt, dann Soldat und schliesslich Kaufmann in Sacramento, von Nord nach Süd durch alle Minen; seine einzige Empfehlung für die höchste Würde im Staat war sein Einsatz im Krieg gegen Mexiko und die Befreiung eines Trupps Soldaten, der in einen Hinterhalt geraten war. Er hatte somit, zusätzlich zu einem bemerkenswerten Rednertalent, alle Veteranen der Mexiko-Armee auf seiner Seite. Wir werden bald sehen, welcher der beiden Johns, John Burnett oder John Sutter, den Sieg davontragen würde.

Während sich der Hauptmann mit Leib und Seele um seine Freunde kümmerte, besuchte ich die Stadt und das Fort, das nur etwa eine halbe

Meile davon entfernt ist. Ich erkundigte mich über die Grundstückspreise, und für 8000 Dollar kaufte ich ein Grundstück an der I-Strasse; ich hatte vor, zwei Drittel davon zu verkaufen und den letzten Drittel, auf dem ein Gebäude stand, zu behalten, um dort unsere Filiale einzurichten. Die I-Strasse war die neunte Strasse von Sacramento, so wie der Buchstabe I der neunte des Alphabets ist. Die Amerikaner hatten die Buchstaben des Alphabets verwendet, um die Strassen zu bezeichnen, die, ausgehend vom Flussufer, gegen das Landesinnere liegen, während ihnen Ziffern dazu dienten, die Querstrassen zu bezeichnen. So war H-Strasse der Name der vor der I-Strasse liegenden Strasse. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt nur die I-Strasse bewohnt, und die andern waren nur auf den Stadtplänen eingezeichnet. Der Platz, den ich gekauft hatte, lag an der I-Strasse zwischen der vierten und fünften Strasse.

Hauptmann Sutter hatte sein Fort an eine Emigrantengesellschaft verkauft, die es in eine Karawanserei verwandelt hatte. Er nahm mir das Versprechen ab, ihn nach Hock Farm (*Anmerkung des Übersetzers: Der Autor spricht von der «Stockfarm»; da in der gesamten übrigen Sutter-Literatur von «Hock Farm» die Rede ist, wird diese Bezeichnung auch hier durchwegs verwendet.*) zu begleiten, ein riesiges Gut am Feather River, etwa 16 Quadratkilometer, das ihm gehörte. Dort hatte er seine Rinderherden, Pferde und Schafe zusammengezogen, nachdem die Einwandererströme sein Fort und dessen Umgebung in Beschlag genommen hatten. Ich freute mich auf diesen Ausflug wie ein Schüler auf die Ferien und setzte mich mit allen Kräften dafür ein, so rasch wie möglich abzureisen.

Hauptmann Sutter kündigte mir am 11. Januar an, dass seine Schlappe soeben von der Hock Farm eingetroffen war und wir am nächsten Tag abreisen sollten. Ein deutscher Arzt, Herr Wetzel, und «Vater» Cordua sollten uns begleiten. Die Nacht vor unserer Abreise war schlaflos. Unsere braven Wähler hatten sich in den Kopf gesetzt, dass sie sich erst in der allerletzten Minute vom Mann ihrer Wahl trennen würden, das heisst erst dann, wenn dieser und seine Geldbörse nicht mehr verfügbar wären. Schliesslich gingen wir um neun Uhr morgens an Bord, und die Ruder schläge von sechs kräftigen Indianern brachten uns schnell weg von diesen Ufern, von wo aus die Yankees uns unaufhörlich dreifache Hurrarufe für den *alten Hauptmann Sutter* zuriefen!

Wir zählten darauf, an diesem Tag bis nach Vernon vorstossen zu können; das ist ein kleiner «rancho» mit drei Hütten, der von seinem Eigentümer in den Rang einer Stadt befördert wurde und ungefähr 40 Meilen von Sacramento entfernt liegt. Das, was der Mexikaner Rancho nennt, ist nichts anderes als ein Bauernhof, der den Namen rancheria

bekommt, wenn ihm ein paar einfache Hütten zugesellt werden, sodass daraus ein kleiner Weiler wird. In der Tat war es damals so, dass jeder Besitzer eines Rancho, sofern sein Land unmittelbar am Fluss lag, beabsichtigte, dort eine Stadt zu gründen. Er wandte sich an einen Ingenieur, gab ihm den Auftrag, den Plan einer Stadt zu zeichnen, etwa 100 Strassen auf Papier anzuordnen, ohne dabei ein halbes Dutzend öffentlicher Plätze zu vergessen, sowie die Kais und Anlegestellen zu markieren, wo die Dampfschiffe die zukünftigen Bürger an Land bringen könnten. Dann kündigte der Rancherio seine Stadt in den Zeitungen an, so wie in Europa ein Besitzer sein Haus zum Verkauf ausschreibt. Manchmal hatte er Erfolg, dann war sein Vermögen gemacht; aber manchmal scheiterte er, und es blieb ihm nichts ausser den Kosten für Pläne und Inserate. 1850 zählte man entlang dem Sacramento-Fluss, von der Stadt gleichen Namens bis zur Einmündung des Tuba-Flusses (*Anmerkung des Übersetzers: gemeint ist wohl der Fluss Yuba*), also auf einer Strecke von 60 Meilen, zehn Städte, von denen eine einzige, Marisville (*Anmerkung des Übersetzers: heute heisst die Stadt Marysville*), überlebte und sich rasch bevölkerte. Von den andern neun konnten fünf, Vernon, Sutterville, Niclauscity, Elisa und Tubacity, während einiger Monate hoffen, sich zur Metropole zu entwickeln. Denn jedem ihrer Gründer war es dank einiger Werbung gelungen, seinen Rancho mit 15, 20 und sogar 30 behelfsmässigen Behausungen zu umgeben. Zu ihrem Unglück waren jedoch die Eigentümer dieser Behausungen selbst Spekulanten, die ihre Häuser nicht schnell genug abreißen und das Baumaterial anderswohin transportieren konnten, sobald sie bemerkten, dass der Emigrant nicht anbeissen wollte und seinen Weg fortsetzte, anstatt sich niederzulassen.

Ich erwähnte bereits, dass wir die Hoffnung hatten, vor dem Einbrechen der Nacht in Vernon einzutreffen; aber um die Mittagszeit liess ein sturzflutartiger Regen den Fluss anschwellen, und die Strömung wurde so stark, dass wir nicht mehr vorankamen und gezwungen wurden, bei einem kleinen Indianerdorf anzuhalten. Es waren Leute, die von Hauptmann Sutter abhängig waren; er kannte sie alle beim Namen, und es ging jetzt darum, welcher von diesen tapferen Rothäuten uns seine Unterkunft anbieten könne, wo wir die Nacht verbringen konnten. Natürlich bekam der Häuptling des kleinen Stammes, ein vorzügliches Exemplar dieser häufig verderbten Rasse, den Vorzug. Während der Fahrt hatte ich verschiedene Male unsern Ruderern geholfen, ich war somit erschöpft und hatte ein so grosses Schlafbedürfnis, dass ich mich nicht mehr um die Beobachtung von Sitten und Gebräuchen unserer Gastgeber kümmern konnte; allerdings nahm ich mir vor, sie später zu besuchen. Ich realisierte

gerade noch, dass man, um in die Unterkunft des Häuptlings zu gelangen, sich flach auf den Bauch legen musste und dann in eine kreisrunde Vertiefung, eine Art Höhle, die das Innere bildete, kriechen musste. Antonio, so hiess der Häuptling, machte ein Feuer, dessen Rauch durch eine Öffnung im Dach entweichen konnte, und seine Frau, die entzückende Antuquita, bereitete uns ein Gebräu von Eicheln, das, vermischt mit einer Pinte Rum, unsere steifen Glieder sehr schnell aufwärmte. Dann rollte sich jeder in seine Decke und streckte sich am Boden aus, die Füsse gegen das Feuer.

Am nächsten Tag weckte uns Antonio bei Tagesanbruch, indem er dreimal den Schrei «Tschamak! Tschamak! Tschamak!» ausstieß. Ich stellte mir vor, dass der Häuptling seine Götter anrief, aber der Hauptmann klärte mich auf, dass Antonio ein guter Katholik sei, durch den ehrwürdigen Jesuitenpater der Mission von San José getauft, und dass das Wort Tschamak eine Einladung zum Essen bedeute. Während wir schliefen, hatte der gute Mann ein Frühstück vorbereitet, das aus grilliertem Fisch, aus ebenfalls grillierten Eicheln und aus Fladen, deren Mehl aus steinharten Nüssen gewonnen worden war, bestand. Das alles enthielt kein einziges Korn Salz, und zu meiner Schande muss ich gestehen, dass mir die indianische Küche noch abscheulicher vorkam als diejenige, mit der uns Meister Rolufs während der Passage ums Kap Horn verwöhnte.

Der ganze Stamm, der aus ungefähr 100 Personen bestand, hatte sich in der Nähe unserer Schaluppe versammelt; bevor wir uns einschiffen konnten, musste der Hauptmann jedem Einzelnen, vom Greis bis zum vierjährigen Kind, die Hand drücken. Sie nannten ihn «Vater», und beim Vergleich unserer Abreise vom Vortag mit derjenigen von heute fragte ich mich, ob der Hauptmann nicht besser dran wäre, wenn er sich damit begnügen würde, der Vater des armen Indianers zu sein, statt danach zu streben, Gouverneur des stolzen und unersättlichen Amerikaners zu werden.

Das Wetter war wieder schön, der Wasserstand des Flusses gesunken, und wir konnten hoffen, am Nachmittag bei Nicolasis anzukommen, einem deutschen Bauern, der seinen Rancho auf dem Papier auch aufgestückelt hatte, um daraus eine Stadt zu machen. Auf halbem Weg, wir passierten gerade mühsam einen neuen Arm des Flusses, kam uns ein indianisches Kanu entgegen; es war von einem einzigen Mann besetzt, steuerte direkt auf uns zu und legte längsseits bei. Der Hauptmann drückte dem Unbekannten die Hand, und auf dessen Einladung – er schien ihm eine wichtige Mitteilung machen zu wollen – stieg er zu ihm ins Kanu. Während die beiden miteinander sprachen, und dies ganz leise, konnte ich in aller Ruhe diese einzigartige Persönlichkeit, die sich ganz allein auf einem Baumstamm in den Wassern des Sacramento herumtrieb,



**Antuquita, Frau des
Indianerhäuptlings
Antonio.**

näher in Augenschein nehmen. Trotz der Armseligkeit der Kleider war es eine der bemerkenswertesten Gestalten: Der Kopf war schön und nobel, wie der Kopf eines Denkers; im Gegensatz dazu hätte der Aufzug einem spanischen Bettler Schande gemacht. Er hatte seinen grauen Filzhut abgelegt, der war durchlöchert und ganz steif. Und von seiner grossen Stirne, die von einem Kraushaarschopf gekrönt war, schwarz wie das dichte Haar eines Negers, konnte man die Verbindung von Intelligenz und Tapferkeit ablesen. Aus seinem lebendigen Auge funkelte ein so eindringlicher Blick, dass, als er zufällig seine Augen auf mich richtete, es mir schien, wie wenn

er mich von oben bis unten einhüllte. Seine Kleider waren, wie ich schon erwähnt habe, in Fetzen. Er trug ein rotes Hemd, das an Ellbogen und Unterarmen zerrissen war, eine schwarze Hose, die an den Knien weit ausgebeult war und deren Unterteil, mit Fransen bedeckt, seine grossen Bergmannsstiefel umflatterte. Entweder war dieser Mann ganz arm dran, oder er kam gerade von einem Kampf mit Bestien, Menschen oder der Natur! Nach einer Viertelstunde gab ihm der Hauptmann die Hand und kam auf unser Boot zurück. Der Unbekannte packte seine Ruder und verschwand in der Biegung, die wir soeben passiert hatten. Hauptmann Sutter kam unserer Neugierde zuvor und erklärte uns, ohne auf unsere Fragen zu warten: «Ich wette darauf, meine Freunde, dass ihr nie erraten würdet, wer der Mann ist, mit dem ich mich unterhalten habe. Trotzdem, so zerlumpt er ist, wird die Geschichte seinen Namen neben meinen stellen – mehr noch, in einem Jahrhundert wird man vielleicht den Hauptmann Sutter vergessen haben, während Amerika den Namen dieses Mannes, der amerikanischer Bürger ist, in seinen Annalen bewahren wird. Ja! Dieser Reisende ist niemand anders als John Marshall, der Gleiche, der beim Bau meiner Mühle das Gold gefunden hat. So wie ihr ihn jetzt gesehen habt, irrt er seit her von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht, auf der Suche nach neuen Minen, die er wieder aufgibt, um sofort neue zu suchen ... Das ist seine Manie, man könnte sagen: seine Verrücktheit – wenn seine Intelligenz nicht so in Ordnung wäre, so lebendig und fruchtbar wie diejenige von Galilei, diesem erhabenen Spinner, der aus der Bewegung des Pendels die Erdrotation entdeckt hat. Im Übrigen, fügte der Kapitän hinzu, ist die Leidenschaft, die Marshall verzehrt, die Gleiche, die sich gut der Hälfte aller Goldsucher bemächtigt hat. Sehr wenige unter ihnen sind mit einer anständigen Ader zufrieden, fast alle sind süchtig auf die Goldgrube, in der sie nur noch mit ihren Händen in einen Berg von Gold eintauchen können. Wie der Ewige Jude, der hinter sich einen Engel hat, der ihm unaufhörlich wiederholt: «Marschier! Marschier!», ist der Goldsucher vom Teufel besessen, der ihm zuschreit: «Such! Such!»

Es war fünf Uhr abends, als wir bei Nicolaus von Bord gingen. Der Bauer, ein Deutscher, alter Freund des Hauptmanns und grosser Jäger, kochte für uns ein ausgezeichnetes Abendessen. Zum ersten Mal hatte ich die Gelegenheit, Bärenfleisch zu essen, und ich muss sagen, dass dieses Gericht, in Europa so hochgelobt, mir seinen Ruf keineswegs zu verdienen schien. Das Bärenfleisch ist zu fett und so zäh, dass man zum Verdauen ein erstklassig starkes Gebiss und einen mit Eisen gepanzerten Magen braucht. Es ist allerdings so, dass das Tier, von dem man uns den Schinken servierte, ein Graubär mit einem Gewicht von 7 bis 8 Doppelzentnern war,

ohne Zweifel von einem respektablen Alter, den Nicolaus am Vorabend mit eigener Hand erlegt hatte.

Ein schöner Vollmond veranlasste uns, nach dem Abendessen unsere Fahrt fortzusetzen. Gegen acht Uhr brachen wir auf und hofften, am nächsten Morgen frühzeitig auf Hock Farm einzutreffen. Bis gegen 23 Uhr ging alles gut. Meine Begleiter schliefen, und ich verfolgte im Wasser den silbernen Widerschein der Nachtgestirne. Ganz plötzlich raste ein gewaltiger Windstoss über die Wasseroberfläche; gleichzeitig sah ich, wie sich von Westen her schwere, Unheil verheissende Wolken näherten. Der Indianer, der am Steuerruder war, weckte sofort den Hauptmann, und dieser sah einen heftigen Regen voraus und ordnete an, an Land zu gehen. Der Ort, an dem wir unseren Fuss an Land setzten, war bewaldet und, gemessen an der Mühe, die wir hatten, 20 Schritte am Ufer vorzudringen, mussten wir uns in einer Art Urwald befinden. Die Nacht war frisch, unsere Indianer machten ein Feuer, aber schon begannen schwere Tropfen auf die Blätter zu trommeln, und sie drohten jeden Augenblick das Feuer auszulöschen. Der Hauptmann empfahl, uns so gut wie möglich in unsere Decken einzuwickeln und uns auszustrecken, um etwas Ruhe zu finden. Jeder suchte sich einen Platz, auf meiner Seite lag «Vater» Cordua. Ich glaube, dass ich vergessen habe zu erwähnen, dass dieser würdevolle Holländer unsern Bären mit seinen 700 Pfund hätte aufwiegen können, er war so riesig und fett. Ich brachte mich hinter seinem breiten Rücken in Schutz, und bald hörte ich ihn schnarchen wie einen Orchesterbass. Ich war ebenfalls am Einschlafen, als ich aus der Ferne ein klagendes und lang anhaltendes Hundegekläff hörte. Einen Augenblick später waren verschiedene Schreie, den ersten ähnlich, zu hören, nur waren sie diesmal viel näher. Ich begann ein wenig zu zittern und rückte näher an «Vater» Cordua, den ich so gut und stark mit dem Ellbogen anstiess, dass er schliesslich aufwachte. Ich machte ihn auf die Geräusche aufmerksam, die mich erschreckten, aber der alte Farmer regte sich darüber nicht mehr auf als über das Wimmern eines Neugeborenen, und seine Reaktion war nur: «Das sind Kojoten!», und er machte sich daran, jetzt noch schöner zu schnarchen. Nun ist der Kojote nichts anderes als ein Präriewolf, harmlos und ängstlich im Sommer, wo er immer etwas findet, um seine Gier zu befriedigen, aber kühn und gefährlich im Winter, wenn er in Rudeln vom Berg herunterkommt, um in der Ebene sein Futter zu suchen. Diejenigen, die mich wach hielten, kamen zweifellos von den Buttes, von denen wir nur noch etwa 50 bis 60 Meilen entfernt waren. Ihr Heulen war noch lange zu hören, aber schliesslich entfernten sie sich, und es schien mir, dass sie dem Ufer des Sacramento folgten, um in irgendeinem benachbarten Rancho einem Kalb oder

einem verirrtten Pferd die Kehle durchzubeissen. Der Rest der Nacht war ziemlich ruhig, aber ich schlief nur mit einem Auge, der Regen hörte zeitweise auf, setzte wieder ein, gejagt von Windstössen. Wir waren durch und durch nass, und noch nie fühlte ich mich so erleichtert, als ich an diesem Morgen die Dämmerung begrüssen konnte! Ein Schluck Branntwein belebte unsere steifen Gliedmassen. Während wir wieder an Bord gingen, flogen zahllose Gruppen von Enten und Wildgänsen über unsere Köpfe, wobei sie mit ihren Flügeln die Luft durchwirbelten und mit ihren disharmonischen Schreien unsere Ohren betäubten. Gegen Mittag kamen wir schliesslich auf Hock Farm an, wo uns der älteste Sohn von Hauptmann Sutter und Herr Ritschard, sein Verwalter, erwarteten.

Hock Farm besteht aus vier Gebäudekörpern, die aus Lehm gebaut und mit Ziegeln gedeckt sind. Das Hauptgebäude, auf den Fluss ausgerichtet, ist für Hauptmann Sutter und seine Familie bestimmt, die nach einer Trennung von 15 Jahren im Verlauf des Sommers wieder zu ihm stossen soll. Gegenüber diesem Haus befinden sich die Stallungen für die Haustiere, links davon dient ein anderes Gebäude als Unterkunft für die Familie Ritschard, und der rechte Flügel wird vom Gärtner und von den Angestellten der Farm bewohnt. Der Hauptmann brachte mich in seinem eigenen Zimmer unter, das im Übrigen nur zwei Gurtbetten enthielt, einige Stühle und eine grosse Truhe. Eine Bibliothek gab es nicht, an ihrer Stelle befand sich ein perfekt ausgestatteter Flaschenschrank. Der Hauptmann vertrat den Standpunkt, dass ihm eine alte Flasche zehn Buchbände wert war, selbst wenn sie mit Goldschnitt geschmückt wären.

Acht Tage, aufgewühlt von intensiven Jagderlebnissen, Tafelfreuden und langen Ausritten, gingen rasch vorbei. Fünf Minuten von der Farm entfernt lag ein Indianerdorf, in dem 400 bis 500 Eingeborene lebten. Dorthin begab ich mich jeden Morgen vor dem Frühstück. Ich fand Zugang zu ihren Hütten, die die Form einer umgekehrten Tasse hatten; zur Hälfte waren sie in die Erde eingegraben, und die andere Hälfte, das Dach, war mit Zweigen und Binsen bedeckt und mit einer dicken Lehmschicht verputzt. Die ganze Möblierung dieser Löcher bestand aus einem Schlafplatz aus trockenem Gras, aus zwei polierten Steinen, mit denen die Eicheln zerstampft werden konnten, sowie aus einigen Gegenständen aus gebranntem Ton. An zwei Pflöcken hingen die Fangnetze, der Bogen und die Pfeile. Diese Pfeile sind befiederte Schilfrohre, etwa 3 Fuss lang; 6 Zoll von ihrer Spitze entfernt, steckt ein kleineres Stück Schilf im grösseren. Wenn man den Pfeil aus dem Körper eines Menschen oder eines verwundeten Tieres herausziehen will, bewirkt dies, dass der bewegliche Teil in der Wunde stecken bleibt und sich nur der grössere Teil herauslösen lässt. Die Spitze des

beweglichen Teils besteht aus einem gezackten und scharfen Stück Glas; es kommt sehr selten vor, dass ein solcher Fremdkörper nicht zum Tode führt, denn es ist fast unmöglich, ihn aus einer Wunde zu extrahieren.

Manchmal begleitete ich die Indianer zum Fischen, oder ich schaute ihren «squaws» zu, wie sie die Fangnetze flickten, aus Eicheln Mehl machten oder wie sie um das Feuer herumtanzten wie die Hexen aus Macbeth, denen sie in Bezug auf Hässlichkeit und Dürftigkeit in gar nichts nachstanden.

Aber mein unbestrittener Lieblingszeitvertreib war, bei der Zähmung der Pferde zuzusehen. Ich erwähnte schon, dass dem Hauptmann 800 Stück gehörten, alle waren mit dem Brandzeichen JAS markiert. Diese 800 Pferde waren in vier Herden zu je 200 eingeteilt. Jeden Abend wurde alternierend eine dieser vier Herden zur Farm zurückgetrieben; während 24 Stunden blieben sie im Korral eingesperrt. Das war eine grosse Einfriedung, eingezäunt mit Pflöcken, die mit Riemen aus Kuhhaut miteinander verbunden waren. Am Ende dieser Zeitspanne wurde die Herde wieder auf die Prärie getrieben, und eine andere ersetzte sie.

Gewöhnlich war es morgens gegen zehn Uhr, wenn die indianischen Hirten (vaqueiros) zu acht aufbrachen, um die verstreuten Tiere in der Ebene zusammenzutreiben und zum Korral zu führen. Jeder Hirte war für 25 Pferde verantwortlich, und es war packend zuzusehen, wenn sie abends bei Sonnenuntergang im Galopp zurückkehrten, angeführt von ihren wilden Schwadronen. Wenn die Tiere ankamen, schlugen sie wild aus und machten vor dem Eingang zum Korral, wo ihnen Indianer zu Fuss mit Hindernissen den Weg versperren und sie mit ihren Handzeichen und ihren Sprüngen daran hinderten, ausubrechen, hohe Luftsprünge. Zweimal pro Woche machten es sich die Hirten zur Aufgabe, diejenigen Pferde auszuwählen, die kräftig und alt genug waren, um gezähmt zu werden.

In dieser Absicht dringen drei Indianer zu Pferd in die Umzäunung ein, bewaffnet mit dem schrecklichen Lasso. Der eine zeigt mit seinem Blick auf das Pferd, das eingefangen werden soll; dann, wie wenn das Tier durch eine Vorahnung gewarnt wäre, stürmt es in den dichtesten Teil der Herde. Der Hirte folgt ihm, und augenblicklich bilden die 200 erschreckten Pferde nur noch ein schreckliches Durcheinander. In einem Augenblick drängen sich alle eng aneinander, im nächsten löst sich die Masse unordentlich und in alle vier Ecken des Korral auf, sie fliehen vor dem Mann mit dem Lasso, der aber das Tier seiner Wahl keine Sekunde aus den Augen lässt. Unter den Pferdehufen zittert die Erde, und das Gewieher zeugt von der Angst der Tiere. Das dauert so lange, bis es dem einen oder andern Hirten gelingt, in eine gute Position zu gelangen, um seine Schlinge um den Hals des armen Pferdes zu werfen, das, in seinem Lauf

plötzlich aufgehalten, sich versteift, sich auf seinen Hinterbeinen aufrichtet und sich dann schwer auf den Boden fallen lässt. Im gleichen Augenblick fesseln die beiden andern Dompteure mit ihren Lassos ein Vorder- und ein Hinterbein, dann geben alle drei ihren drei Tieren die Sporen und schleppen den Gefangenen aus dem Korral hinaus. Dort verbindet man seine Augen, verhüllt seine Ohren und bindet ihn fest an einem Baum an, wo er 24 Stunden bleibt, ohne zu trinken und zu essen zu bekommen. Am dritten Tag gibt man ihm Augen und Gehör wieder frei, sattelt ihn auf mexikanische Art und verlängert das Seil, mit dem er angebunden ist. Dann zwingt man das Pferd, den Baum während zwei Stunden zu umkreisen. Erst wenn das arme Tier vom im Kreis Herumlaufen abgestumpft und durch den Futtermangel geschwächt ist, hält man es für genügend gefügig, dass der Hirte aufzusteigen wagt. Das Pferd, sobald es losgebunden ist, bäumt sich auf, und häufig lässt es sich zur Seite fallen, aber erst, wenn es davon überzeugt ist, dass es kein Mittel hat, seinen Bezwinger abzuwerfen, rast es im dreifachen Galopp davon in die weite Ebene. Aber die Ebene erstreckt sich, so weit das Auge reicht, und der Reiter muss nichts unternehmen, um den Schwung des Tieres aufzuhalten, bis dieses, von Müdigkeit zerschlagen, von selbst langsamer wird und sich freiwillig mit Hilfe eines einfachen Zaumzeugs ohne Trense führen lässt. Am nächsten Tag wird das Ganze wiederholt, und es dauert normalerweise acht Monate, bis die täglichen Drills ein wildes Pferd vollständig zähmen.

Das erste Mal, als ich diesem bewegenden Schauspiel beiwohnte, hatte Antonio, der Chef der Vaqueiros, eine schöne isabellfarbene Stute ausgewählt, die der Sohn von Herrn Sutter für seinen eigenen Gebrauch gezähmt haben wollte. Sie war mir schon am Vorabend aufgefallen, als die Herde, die sie anführte, ankam. Ein wunderschöner schwarzer Hengst begleitete sie. Ohne Zweifel war sie sein Liebling, denn die beiden Pferde wichen keinen Schritt voneinander, und jedes Mal, wenn ein anderer Hengst Anstalten machte, sich ihnen anzunähern, verjagte sie der schwarze Hengst mit wildem Beissen und Ausschlagen. Als am nächsten Tag die isabellfarbene Stute gefesselt aus dem Korral geschleppt und am Baum angebunden war, blieb der schwarze Hengst während des ganzen Tags am gleichen Platz stehen; er streckte seinen schönen Kopf durch die Stangen der Umzäunung hindurch und wieherte der armen Gefangenen klagend zu.

Am häufigsten ging ich nachmittags gegen vier Uhr mit Dr. Wetzel auf die Jagd nach Eichhörnern und Haubenrebhühnern. Eines Abends, wir schimpften gerade über das Ausbleiben jeglichen Wilds, bemerkten wir etwa ein Dutzend schwarzer Geier, die in der Luft seltsame Flugbewegungen machten. Sekündlich wurde der Schwarm grösser, bald waren es



**Antonio,
Chef der Vaqueiros
auf Hock Farm.**

20 oder 25. Es schien, als ob sie in ihrem Flug einem menschlichen Wesen oder Tier folgten, das gezwungen war, seinen Marsch von Zeit zu Zeit zu unterbrechen. Dann hielten sie selber an, stiegen hoch, liessen sich wieder sinken, einige bis zum Boden, um sich wie erschreckt wieder zu erheben. Es war offensichtlich, dass sich, etwa eine Viertelmeile von uns entfernt, etwas Ausserordentliches ereignete. Wir fixierten unsern Standort an einem Eichenhain, aus dessen Zentrum eine hohe Pinie herausragte, packten unsere Gewehre und schlichen in die Prärie. Um uns unserem Ziel zu nähern, brauchten wir nur die Augen zu erheben, der Flug der Geier führte uns. Dieser Flug wurde immer aufgeregter; aus verschiedenen Himmelsrichtungen stiessen immer wieder neue Tiere der gleichen Art

pfeilschnell dazu. Es war wunderschön, diesem kraftvollen Flug zuzusehen; und es sah so aus, dass die Vögel, einmal im Flug, keine Bewegung, keinen Flügelschlag mehr unternehmen mussten, um schnell wie eine Gewehrkugel voranzukommen. Wenn ein neuer Geier die eigentliche Ansammlung erreichte, schien er die gleiche Neugierde zu erfahren und hatte ebenfalls das Bedürfnis, sich seinerseits am dramatischen Geschehen, was immer es sein oder daraus werden mochte, zu beteiligen. Die Geier, nachdem sie einmal zusammengefunden hatten, kamen nicht schnell voran; sie umkreisten sich hauptsächlich selbst, während sie immer wieder hochstiegen und sich wieder absinken liessen; deshalb kamen wir ihnen sichtlich immer näher. Plötzlich kamen ihre Bewegungen zum Stillstand, sie wurden stationär; sie stießen spitze Schreie aus, schlugen mit ihren Flügeln und kamen nicht mehr zur Ruhe. Wir waren kaum noch 100 Schritte von dem Ort entfernt, wo es schien, dass sie sich jeden Moment niederlassen könnten. Als wir nur mehr etwa 50 Schritte vom Ort des Geschehens entfernt waren, entsicherten wir unsere Gewehre und machten uns bereit, bei Bedarf sofort feuern zu können. Nachdem wir etwa 20 Schritte zurückgelegt hatten, schien es uns, ein jammerndes Klagen zu hören, dann das Geräusch eines Kampfes; gleichzeitig stiegen die Geier wieder hoch, drehten sich und stürzten sich mit wütendem Geschrei in die Tiefe. Man hätte sagen können, dass ein unerwarteter Dieb sich daran machte, ihnen ungerechterweise die Beute zu stehlen, mit der sie fest rechneten und die sie mit allem Recht als die ihrige ansahen. In Anbetracht des Lärms und des Klagens, das uns sehr nah vorkam, verdoppelten wir unsere Vorsicht. Ich gestehe, dass ich mich nicht sehr wohlfühlte; aber ich bewegte mich an der Seite des Doktors vorwärts. Wenig später schätzte ich, dass wir von den Akteuren des Kampfs, wer immer sie sein mochten, nur noch etwa zehn Schritte entfernt waren. Wir bogen das letzte Hindernis zur Seite, duckten uns und erreichten eine kleine Graslichtung. Ein Tier, dessen Art ich auf den ersten Blick nicht erkennen konnte, lag zehn Schritte vor uns in den letzten Zuckungen des Todeskampfes. Zwei riesige Koyoten wühlten mit ihren blutigen Schnauzen in den Eingeweiden des Opfers. Mit einem Auge beobachtete ich dieses Blutbad, mit dem andern betrachtete ich fragend meinen Kompagnon. Mit einem Zeichen bedeutete er mir, keine Bewegung zu machen, richtete seine Waffe auf einen der Koyoten und deckte diesen mit einer Ladung Schrot ein; leider war diese zu wenig angriffig und konnte auf dem dichten Fell nichts anderes als ein unangenehmes Kitzeln bewirken. Der Knall hatte somit keine andere Wirkung, als die beiden Banditen in die Flucht zu jagen, die nicht einmal den Kopf drehten, um herauszufinden, was da los war, und mit einem Sprung

im hohen Gras verschwanden. Ich gestehe, dass mir diese beschämende Flucht eine sehr traurige Vorstellung vom Mut der Wölfe im Allgemeinen und der Präriewölfe im Besonderen vermittelte. Dann näherten wir uns dem am Boden liegenden Tier, das sich nicht mehr bewegte und nichts anderes als ein armes, vier bis fünf Monate altes Kalb war.

«Ich dachte mir so etwas», sagte der Doktor zu mir, während er seine Waffe nachlud, «diese Feiglinge greifen immer nur Opfer an, die keine Verteidigungsmöglichkeiten haben; aber bitte jagen Sie diesen Schreihäl- sen eine Ladung Schrot nach.» Und er zeigte auf die Geier, die über unse- ren Köpfen ihre ganze Wut austobten. Ich richtete meinen Schuss auf den grössten unter ihnen, und ein getroffener Geier stürzte kreisend zu Boden. Sogleich stiegen die andern höher, um ausser unserer Reichweite zu gelan- gen, verloren dabei aber die Beute, die wir ihnen überlassen mussten, kei- nen Augenblick aus den Augen.

(Anmerkung des Herausgebers: Die folgende Episode ist ein Beispiel für den manchmal saloppen Umgang de Ruttés mit den geschichtlichen Fakten. Hier spielt sie sich im Januar 1850 ab; in Tat und Wahrheit muss sie in der zwei- ten Hälfte November 1849 stattgefunden haben. In der Einführung wurde bereits daraufhingewiesen.)

Während meines Aufenthalts auf Hock Farm kamen fast täglich Besucher vorbei, vor allem Schweizer, die auf ihrem Weg zu den Minen ihren berühmten Landsmann sehen wollten. Eines Tages erhielt Haupt- mann Sutter einen Brief von Herrn Frey-Herosé, Präsident der Schweizeri- schen Eidgenossenschaft *(Anmerkung des Übersetzers: Friedrich Frey-Herosé war von 1848 bis 1866 Mitglied des Bundesrates, 1850 war er Chef des Handels- und Zolldepartements und 1854 erstmals Bundespräsident.)*, mit der Bitte, eine in San Francisco residierende Person vorzuschlagen, die geeignet wäre, das Amt eines schweizerischen Konsuls für Kalifornien und Oregon zu übernehmen. Offenbar hatte er seine Lösung bereits im Kopf, denn zu meiner grossen Kränkung schloss er mich vom sofort beginnenden Getu- schel aus und forderte mich höflich auf, am Fluss einen Spaziergang zu machen. Bei meiner Rückkehr waren meine Landsleute um ein Fässchen Porto gruppiert. Man präsentierte mir einen randvoll gefüllten Becher, dann nahm der Hauptmann eine Rednerpose ein und begann einen Toast auf den hier anwesenden zukünftigen Schweizer Konsul auszubringen. Ich schaute um mich und versuchte den glücklichen Gewählten ausfindig zu machen, als ich hörte, wie der Hauptmann meinen Namen nannte und hinzufügte, dass ihn alle auf Hock Farm anwesenden Schweizer einmütig beauftragt hätten, dem Bundesrat zu beantragen, mich auf diesen Posten zu berufen. Ich war zu bewegt, um würdig auf diesen Beweis der Wert-

schätzung zu antworten, eine Wertschätzung, die ich vor allem der Freundschaft von Hauptmann Sutter zu verdanken hatte. Im Übrigen blieb mir gar keine Zeit dazu, denn sofort erklangen die Gläser beim Anstossen, und alle stimmten die berühmte Nationalhymne der Schweiz an. (*Anmerkung des Übersetzers: Der Schweizer Psalm war 1841 entstanden, wurde 1843 erstmals am Eidgenössischen Sängerkongress gesungen und von der Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen.*)

Am Vorabend meiner Abreise von der Farm bekam ich eine weitere Gelegenheit, zu erfahren, wie sehr mein Gastgeber mich verwöhnte. An diesem Tag, wir waren gerade beim Abendessen, kündigte man uns die Ankunft des amerikanischen Generals Green und von Oberst McDugall an. Die beiden Persönlichkeiten, deren Namen mir in Sacramento häufig begegnet waren, waren direkt aus dieser Stadt angereist, mit der wenig liebenswürdigen Absicht, Hauptmann Sutter mitzuteilen, dass er die Wahlen verloren hatte und dass John Burnett zum Gouverneur Kaliforniens gewählt worden war und Oberst McDugall, einer der beiden Boten, zum Vizegouverneur. Die Neuigkeit von seiner Niederlage schien die Verdauung des Hauptmanns keineswegs zu beeinträchtigen. Erst abends, als man sich zur Ruhe begab, wollte er, trotz meines Insistierens und meiner peinlichen Situation, absolut nicht zulassen, dass ich den beiden Würdenträgern mein Bett überliess. Diese waren gezwungen, sich auf dem Bretterboden auszubreiten, nur in ihre Decken eingehüllt. Das war eine kleine Lektion, die der Hauptmann seinen Gästen geben wollte, denn er kannte ihre Einstellung gut genug, um zu wissen, dass sie sich zugunsten seines politischen Widersachers eingesetzt hatten.

Am nächsten Morgen, am 26. Januar 1850, verabschiedete ich mich von meinem Gastgeber und von allen Bewohnern der Hock Farm, einschliesslich der Indianer des nahe gelegenen Dorfes, mit denen ich gute Bekanntschaft geschlossen hatte. Flussabwärts reiste ich auf einer Miniatur von Schaufeldampfer, der zwischen Vernon und Marysville als Schlepper diente. In Sacramento unterbrach ich die Fahrt nur so lange, wie es notwendig war, um den Kauf meines Grundstücks regulär beurkunden zu lassen, und nach einem Monat Ferien kehrte ich am 1. Februar nach San Francisco zurück.

Bevor ich zu Hause ankam, musste ich einen ziemlich hohen Sandhügel überqueren, der sich von der Montgomery-Strasse bis hinter unser Haus ausdehnte und den oberen Teil der California-Strasse blockierte. Aber an diesem Abend suchte ich meinen Hügel vergebens, er war wie durch Zauberei verschwunden. Ich hatte so sehr die Orientierung verloren, dass ich zu befürchten begann, mein Haus könnte das Schicksal des

Hügels geteilt haben, als ich es schliesslich in der Mitte eines Gewirrs von Baustellen entdeckte, von denen bei meiner Abreise keine einzige bestanden hatte.

Ich klopfte, und als ich meinen Freund Tissot wiedersah, war meine erste Frage, was aus unserem Mont-Blanc geworden sei. Er klärte mich auf, dass am Tag nach Neujahr ein Planierungsunternehmer erschienen sei und hinter dem Haus, an der Ecke Spring- und California-Strasse, einen Dampfbagger aufgestellt und dass er mittels einer Eisenbahn innert weniger als 14 Tagen den ganzen Sandhügel in die Bucht transportiert habe, worauf er, weil er nichts mehr zu tun hatte, wieder verschwunden sei, um andere Hügel zu planieren und andere Strassen auszubrechen.

Die Wunderleistungen dieses Unbekannten, den man «Steamtug» nannte, erstaunten mich so sehr, dass ich ihm am nächsten Tag meinen ersten Gang widmete. Es handelte sich um eine Art Lokomotive mit der Kraft von 18 Pferden, die eine riesige Eisenschaufel mit den Dimensionen von 4 Fuss Breite auf 5 Fuss Länge bewegen konnte. Diese Schaufel war mit einem Zylinder verbunden, der als Hebel funktionierte. Stieg der Dampfdruck im Zylinder, drückte er die Schaufel in den Hügel, dann führte er sie mit Sand gefüllt zurück; dann, genau wie bei einem Kran, wurde der bewegliche Zylinder mit Hilfe von vier Ketten in die Höhe gezogen und liess sich neben die Wagen dirigieren, in die dann der Inhalt der Schaufel geschüttet wurde. Drei Schaufelfüllungen genügten, um einen Wagen randvoll zu beladen. Sobald zehn Wagen voll waren, nutzte man das leichte Gefälle aus, um sie zur Bucht hinunterrollen zu lassen; gleichzeitig zogen diese mit ihrem Gewicht einen leeren Zug in die Höhe, der dann ihren Platz beim Steamtug einnahm. Jetzt verstand ich, dass etwas, was 1000 Arbeiter nicht einmal in einem Monat hätten fertigbringen können, der Steamtug in 14 Tagen vollbracht und überdies dem Unternehmer beträchtliche Gewinne eingefahren hatte; dies umso mehr, als dieser es geschafft hatte, sich gleichzeitig von der Stadt, für die er die Strassen planierte, und von den Eigentümern der sogenannten «waterslots», deren Unterwasser-Grundstücke er auffüllte, zahlen zu lassen.

Bevor ich nach Sacramento zurückkehren konnte, um dort unsere Filiale einzurichten, musste ich mich über den Stand unserer Geschäfte ins Bild setzen. Ein schöner Teil unserer Fracht war verkauft, allerdings verblieben uns einige Posten praktisch unverkäuflicher Waren. Das Holz war verkauft oder verbaut. Der Zucker, der Kaffee, die Konserven, in einem Wort: die Lebensmittel hatten einen profitablen Absatz gefunden. Nur die weder essbaren noch trinkbaren Waren blieben uns übrig. Wir hatten beispielsweise ein grosses Los belgischer Nägel eingeführt, aber der Amerika-

ner will keine geschmiedeten Nägel, er will solche mit so scharfen Spitzen, dass man sie mit einem einzigen Hammerschlag bis zum Kopf einschlagen kann. Zeit ist Geld, sagen sie. Es wäre viel gescheiter gewesen, unsere 100 mit Nägeln gefüllten Fässer in der Bucht zu versenken, und wir bedauerten sehr, dies nicht vor der Landung gemacht zu haben, denn dann hätten wir Zoll- und Transportkosten sparen können. Gleich verhielt es sich mit einer gewissen Menge von Schaufeln und Hacken, die leider nicht die Form hatten, die vom amerikanischen Bergmann gewünscht wird. Schliesslich hatte unser Haus in Rio, vom Wunsch geleitet, Ladenhüter loszuwerden, die ihre Lagerhäuser versperrten, unserer Ladung eine Unmenge von Posamenten, Eisenwaren und Kurzwaren hinzugefügt, die in diesem Land völlig unverkäuflich waren. Denn hier war der Mensch zufrieden, wenn er als einziges Möbelstück eine Woldecke besass; und zum Anziehen genügten ihm Filzhut, Wollhemd, ein Paar Hosen und ein Paar Stiefel. Aber der übelste Teil unseres Sortiments bestand ohne Zweifel aus Schundwaren, die einzig und allein für die weibliche Bevölkerung von San Francisco bestimmt waren. Da gab es etwa 20 Kisten mit Schultertüchern, Seidenröcken, Musselinstoffen, Wäscheartikeln, Frauenstrümpfen, Strumpfbändern und dem ganzen Kram, den man sonst in Modeläden finden kann. 1849/50 waren die Frauen in Kalifornien jedoch etwa so selten, wie sie in Europa zahlreich waren, so selten, dass, wenn in San Franciscos Strassen eine auftauchte, jedermann anhielt und sich umdrehte, um sie so lange wie möglich anzugaffen!

Wohl gab es hier und dort einige Frauen von Emigranten, die über die Prärien gekommen waren und die Rocky Mountains zu Fuss überquert hatten; aber das waren couragierte und beherzte Familienmütter, die nur mit dem Allernotwendigsten ausgerüstet waren und denen alles, was nicht strikt unerlässlich war, als überflüssig erschien. Es gab auch eine gewisse Zahl von Chinesinnen mit schräg geschlitzten Augen und olivfarbenem Teint, aber diese trugen ihr Nationalkostüm: die Bluse aus blauer Damastseide und die Hose aus schwarzer Baumwolle; ihre kleinen nackten Füsse waren anstatt in Schuhe in Aschenputtelschlappen eingezwängt, und als Frisur trugen sie zufrieden ihre langen dunkelblauen Haare in voller Freiheit.

Zwei französische Schiffe, die «Cachalot» und die «Suffren», hatten ihrerseits etwa 20 Pariserinnen herübergebracht, die neugierig darauf waren, an diesem irdischen Paradies zu schnuppern. Aber nie hätte eine Französin zugestimmt, sich mit veralteter Mode aus Rio de Janeiro auszustaffieren. Es trifft zu, dass die männliche Bevölkerung, die es überdrüssig war, sich selbst überlassen zu sein, häufig von Schiffen redete, die aus San Francisco aufgebrochen waren, um Frauenhandel zu betreiben. Schon

in den ersten Januartagen war eine volle einschlägige Ladung eingetroffen, und weitere wurden täglich und sehr ungeduldig erwartet.

Die Geschäftserwartungen dieser neuartigen Sklavenhändler, deren Geschäft im internationalen Vertrag über das Besuchsrecht nicht vorgesehen war, liefen auf Folgendes hinaus: Sie gingen an den am häufigsten besuchten Orten der Westküste Südamerikas vor Anker, und dort richteten sie sich an alle hübschen Frauen, deren Abenteuerlust darauf erpicht war, das Glück in Kalifornien zu suchen. Nun ist es so, dass in diesem Teil des Globus verführerische Frauen, die spanisch Süssholz raspeln können, nicht selten sind. Der Schiffskapitän handelte mit ihnen und offerierte für die Summe von 60 Piaster pro Kopf Passage und Vollpension. In San Francisco angekommen, konnte jeder unter den Liebhabern, die von der Fracht angezogen herbeirannten, auswählen. Der auserwählte Glückliche zahlte gerne 300 bis 400 Dollar, sodass der schönen Chilenin oder Peruanerin nach Abzug der 60 Piaster, die sie dem Kapitän hatte zahlen müssen, ein anständiger Gewinn blieb; die Frauen ihrerseits wurden damit, nachdem sie selbst Spekulationsobjekte gewesen waren, ein Teil davon.

Inzwischen war uns unser unverkäuflicher Firlefanz sehr lästig geworden. Wir reservierten einen Teil davon für die Filiale, für die wir ein Sortiment von Gütern einzukaufen hatten, die geeignet waren, die Bedürfnisse der Bergleute zu befriedigen. Für diese Einkäufe benötigten wir rund zwei Wochen, und am 20. Februar schiffte ich mich erneut auf dem Dampfer «Senator» ein, um mich auf meinen Posten zu begeben.

L'heureux élu, payait volontiers de 30.000 dollars, de sorte que, les Copraters remboursés au capitaine, il restait encore un honnête bénéfice à la belle Chilienne ou Breuvienne, qui, après avoir été l'objet de la spéculation, finissait par y être asservie.

En attendant, nos colifichets in vendables nous embarrassaient beaucoup; nous en réservâmes une partie pour la succursale pour laquelle il fallut acheter un appartement d'objets appropriés à l'usage & aux besoins des mineurs. - nous

Il fallut consacrer ^{nous} près de quinze jours à ces achats et le 20 février j'embarquai de nouveau sur le Steamer "Senator" pour me rendre à mon poste.

VII.

Un an dans l'intérieur

En Californie, l'année se divise en deux saisons seulement: la saison sèche & la saison des pluies.

La saison des pluies embrasse depuis Octobre jusqu'à Mars. La saison sèche depuis avril jusqu'à Septembre.

Il y a peu de jours froids en hiver; les vents du Sud-est, qui soufflent alors, adoucent la saison.

Il en est de même pendant les grandes chaleurs; les vents du nord-est tempèrent les rayons trop ardents du soleil.

7 Ein Jahr im Landesinneren

Das kalifornische Jahr kennt nur zwei Jahreszeiten: die Trockenzeit und die Regenzeit. Die Regenzeit dauert von Oktober bis März; die Trockenzeit von April bis September. Im Winter gibt es wenig kalte Tage; die Winde aus Südost, die dann vorherrschen, mildern die Temperatur. Während der grossen Hitzeperioden ist es ähnlich: Die Winde aus Nordost mässigen die zu heissen Sonnenstrahlen. Wenn die Regenzeit anfängt, regnet es jeden Tag, wobei die Regenfälle von Oktober bis Januar zunehmen und von Februar bis April abnehmen.

Wir befanden uns also noch in der Periode zunehmender Regenfälle, seit zwei Monaten hatten sich Regenschauer pausenlos abgelöst. Der Wasserstand des Flusses war um 5 bis 6 Fuss gestiegen, und die alteingesessenen Einwohner sagten eine Überschwemmung voraus. Bei unserer Ankunft in Sacramento war ich überrascht, eine Hundertschaft von Männern zu sehen, die entlang der Landungsstege am Bau eines Deichs arbeiteten. Hauptmann Sutter hatte diese Vorsichtsmassnahme empfohlen, und man wird bald sehen, dass dieser Ratschlag gut begründet war.

Während ich noch auf die Ankunft meiner Waren wartete, die mir ein Frachtkahn in etwa acht Tagen bringen sollte, bezog ich im Hotel Frankreich Quartier. Am 22. Februar, nur zwei Tage nach meiner Ankunft, bekam ich ein heftiges dreitägiges Wechselfieber (*Anmerkung des Übersetzers: so wurde früher die Malaria genannt*), das mich abwechselungsweise heftig frieren liess und dann wieder zu unerträglichen Schweissausbrüchen trieb. Trotzdem ging ich am nächsten Tag bei Nachteinbruch zu den Herren Corillaud und Fajard, um ihnen den Kaufpreis für das Gelände zu zahlen, das ich ihnen bei meiner ersten Durchreise in Sacramento für die Summe von 8000 Dollar abgekauft hatte. Als ich San Francisco verliess, hatte ich 10 000 Dollar bei mir, davon 9000 in neun kleinen Paketen Goldstaub, die sorgfältig in gelbes Papier eingewickelt waren. Der letzte Tausender war in mexikanischen Piastern, die in einen Leinensack genäht und verschnürt waren. Ich wagte es nicht, dieses Geld im Hotel zu lassen, und

trug alles auf mir. Ich war gerade dabei, diesen Herren acht der neun Pakete zu übergeben, als ein gewaltiges Geschrei die Strassen erfüllte. Zuerst dachte ich, es sei eine Feuersbrunst, aber als ich genauer aufpasste, hörte ich anstelle des schrecklichen «Feuer! Feuer!» den nicht weniger unheilvollen Ruf «Wasser! Wasser!». Ich rannte zur Türe des Lagerhauses, und dort bot sich meinen Augen eine unbeschreibliche Aussicht: Wie von Schwindel gepackt, rannten die Einwohner der Stadt in allen Richtungen durcheinander, der eine trug ein Bündel, der andere eine Geldkassette, und die meisten schrien, gestikulierten und rannten wie Irre umher. Man hätte sagen können, dass es aussah wie ein Ameisenhaufen, in den ein Bösewicht gerade die Spitze seines Gehstocks hineingestossen hatte.

Im Übrigen gab es tatsächlich gute Gründe, den Kopf zu verlieren. Es war indessen nicht der Sacramento, von dem man befürchtet hatte, er werde sein Bett verlassen – es war sein Zufluss, der American, der in direkterer Linie aus den Bergen herunterfloss und die Unmenge von Wasser, die er mit sich brachte, nicht mehr halten konnte. Das schreckliche Element drang ausserdem nicht von vorne, sondern von hinten und von der Seite in die Stadt ein. Von der Türe aus, wo wir standen, konnte ich die erste Welle herannahen sehen; gleich wie die steigende Flut machte sie kleine Sprünge, wand sich in langen Bändern, sammelte sich wieder und wälzte sich unglaublich schnell vorwärts, gefolgt von einer Legion weiterer Wogen, die es genauso eilig hatten wie die erste. Noch war das Wasser 20 Schritte von uns entfernt, eine Minute später brach es sich bereits an der Bretterwand des Lagerhauses. Dann begann es, mit jenem trübsinnigen Plätschern von Wasser, das sich irgendwo verfängt, durch die Türe einzudringen. Bis zur Mitte meiner Beine stand ich bereits im Wasser, und es kam für mich nicht mehr infrage, in mein Hotel zurückzukehren. Zwar tauchten bereits einige Barken und Ruderkähne auf, die von mutigen Rettern pilotiert wurden – aber, was sie retten wollten, waren nicht Menschen, sondern Waren.

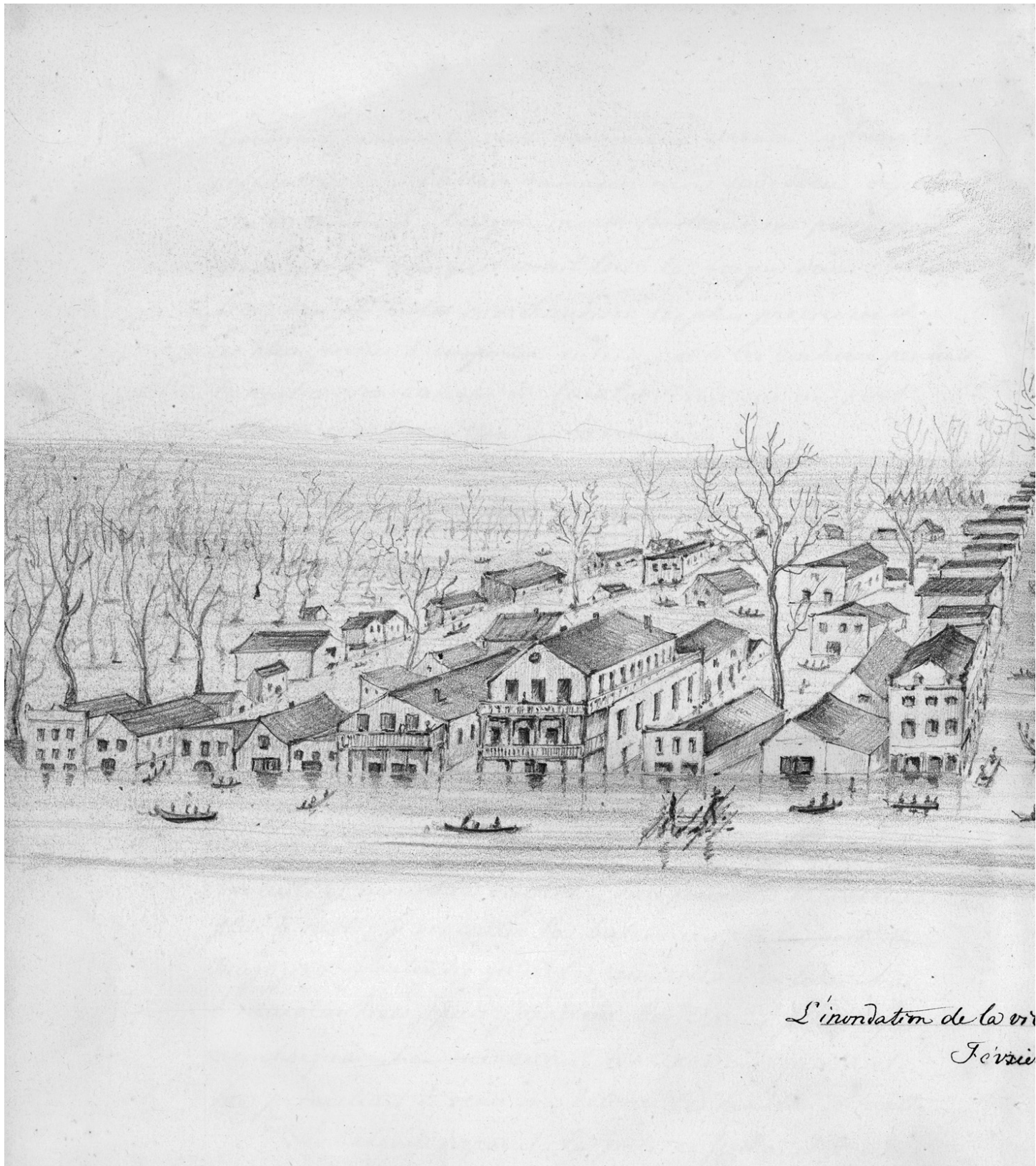
Die Nacht fiel herein und begann diese schreckliche Szene mit ihrem dunklen Tuch einzuhüllen. Im Wasser konnte man halb versunkene Schatten erkennen, die mehrheitlich versuchten, zu einer kleinen Erhöhung am äussersten Ende der I-Strasse zu gelangen oder eine kleine Anhöhe von etwa 300 Quadratfuss zu erreichen, welche die Aussicht bot, über das Wasserniveau herauszuragen. Das waren Archen Noahs, und jeder versuchte, dorthin zu flüchten.

Herr Corillaud winkte eine der Barken herbei, gerade als sie dicht an seinem Lager vorbeifuhr, er versprach ihrem Führer 100 Dollar – und siehe da, der Mann legte an! Ich sah mich schon gerettet. Mein Fieber, ohne Zweifel gleichermassen durch meine Gefühle wie auch durch das eiskalte

Wasser, das meine Beine umspülte, provoziert, hatte mich wieder gepackt und schüttelte mich so, wie der Herbstwind einen blattlosen Zweig schüttelt. Ich war schon dabei, meinen Münzbeutel, den ich auf der Ladentheke deponiert hatte, einzusammeln, als mich Herr Corillaud auf die Seite nahm und mir anvertraute, dass er die Barke mit der Absicht gemietet hatte, seine wertvollsten und am leichtesten transportierbaren Waren wegzubringen und sie während der Nacht auf seinen Rancho Caralos zu bringen, der sich auf einer Anhöhe etwa 30 Meilen oberhalb von Sacramento befand.

Mir armem Teufel zeigte er im hinteren Teil des Lagerhauses ein Gestell mit drei übereinanderliegenden Etagen, die aussahen wie die Betten an Bord von Schiffen, und in Anbetracht meines Zustands und der Unmöglichkeit, zum Hotel zu gelangen, riet er mir, mich auf der obersten dieser drei Etagen für die Nacht einzurichten. Da ich keine Zeit hatte, lange zu überlegen, befolgte ich seinen Rat und stieg auf meine Bettstatt, nachdem ich mein letztes Paket Goldstaub im Tresor meines Gastgebers eingeschlossen hatte. Man warf mir einige Decken zu, eine Büchse Biscuits und meinen Leinensack mit den Münzen. Dann kümmerte sich niemand mehr um mich. Ich sah, wie die Barke durch die Tür ins Lagerhaus hineinfuhr, ich konnte hören, wie sie in aller Eile mit Waren beladen wurde, dann konnte ich sehen, wie Corillaud und Fajard sich einschifften, während sie mir zuriefen, mir keine Sorgen zu machen, und mir versprachen, mich am nächsten Morgen zu erlösen. Das Boot verschwand, die Türe wurde wieder verschlossen, und ich blieb in der Dunkelheit zurück.

Als ich nun allein war, war mein erster Gedanke, mir Klarheit über meine Situation zu verschaffen. Ich war die Geisel eines ziemlich gefährlichen Feindes, sodass es mir wichtig war zu wissen, bis zu welchem Punkt ich vor ihm Angst haben musste. Aber um dieses Ziel zu erreichen, musste ich sondieren können. Zuerst ertastete ich die Anzahl der Decken, die man zu mir hinaufgeworfen hatte; ich kam auf vier, und da ich annahm, drei wären genug, um mich warmzuhalten, begann ich die dünnste zu zerreißen, um daraus meine Sonde zu fabrizieren. Ich löste die Schnur, die meinen Münzbeutel umschloss, leerte diesen bis auf ein halbes Dutzend Piaster, die den Sack beschweren sollten, und knüpfte ihn fest an das eine Ende der Decke. Dann liess ich meine Sonde aus dem Bett gleiten, musste aber feststellen, als ich das Ende erreichte, dass sie nicht lang genug war, um den Boden zu erreichen; ich musste sie verlängern, indem ich meinen Arm ausstreckte. Die Wolldecke war ursprünglich, soweit ich das durch Abmessen mit meinem Vorderarm hatte feststellen können, etwa 5 Fuss lang gewesen. Indem ich die Länge des Beutels und meines Arms hin-



*L'inondation de la ville
Février*



*View of Sacramento,
1850 - page 177*

**Überschwemmung
der Stadt Sacramento
(Winter 1849/50).**

zufügte, berechnete ich, dass ich auf einer Höhe von ungefähr 9 Fuss über dem Fussboden lag. Jetzt wollte ich noch wissen, wie viel von diesen 9 Fuss mich vom Wasser trennten. Ich zog meine Sonde wieder hoch und konnte an der Länge der Sonde, die nass geworden war, abschätzen, dass das Lagerhaus 3 bis 3,5 Fuss unter Wasser stand. Dieses Resultat beruhigte mich in der Tat unendlich, denn es war kaum wahrscheinlich, dass das Wasser über Nacht um 4 bis 5 Fuss ansteigen würde.

Da ich mich von da an nicht mehr mit dem beschäftigen musste, vor dem ich am meisten Angst hatte, wickelte ich mich so gut wie möglich ein. Die Fieberschauer liessen meine Zähne klappern, meine Füsse waren eiskalt. Aber bald begann wieder der Wechsel von Kälte zu Hitze, der solchen intermittierenden Fieberanfällen eigen ist, und so schief ich schweissgebadet ein. Aber was für ein Schlaf! Welche Albträume! Und ganz besonders was für eine Nacht!

Immer wieder rissen mich schreckliche Träume aus dem Schlaf, mein Körper glühte, mein Kopf war in Flammen. Bald träumte ich, dass ich in einem Teekessel voll dampfenden Wassers ertrank, bald fühlte ich, wie ich von einem hohen Berg in einen glühend heissen Abgrund stürzte. Das Lagerhaus war voll von Mehlsäcken, die den Wänden entlang gestapelt waren, und ich sah, wie diese weissen Säcke sich vor dem schwarzen Hintergrund wie jenseitige Phantome abzeichneten. In einem dieser Augenblicke, während deren ich gegen meine Hirngespinnste ankämpfte, hörte ich unter mir ein merkwürdiges Geräusch: Es war ein Plätschern, wie wenn grosse Regentropfen ins Wasser fallen; was aber nicht zu dieser Erklärung passte, waren leise klagende Schreie, spitze Pfiffe, die vom gleichen Ort herkamen. Ich begann mich zu fragen, ob ich Besuch von bösen Geistern bekäme oder von Fischen aus einem bösen Traum, als ich ganz deutlich hörte, wie etwas entlang der Stütze zu meiner Bettstatt hochkletterte und dann auf meine Decken sprang. Ich fuhr auf und spürte im gleichen Augenblick, wie ein haariger und warmer Körper mein Gesicht streifte. Schliesslich hörte ich ein dumpfes Geräusch, wie wenn ein Dutzend Kieselsteine ins Wasser gefallen wären. Jetzt hatte ich keine Zweifel mehr, es waren Ratten! Diese Riesenratten, die das Sacramento-Tal verseuchten und die das Wasser fraglos in die Stadt getrieben hatte, wo sie sich zu retten suchten, indem sie auf alles kletterten, was nicht überschwemmt war.

Ich gebe zu, dass ab diesem Moment diese schrecklichen Viecher, gegen die ich schon immer eine grosse Abneigung hatte, mich mehr beschäftigten als alles andere. Um sie loszuwerden, gedachte ich meine Münzen zum Klingen zu bringen. Ich nahm eine Handvoll und liess sie Stück für Stück auf meine Liege fallen. Dieses Geräusch vertrieb die Ratten

in der Tat, aber nach 20 Minuten musste ich mit meinem Glockenspiel aufhören, denn ich war so schwach, dass diese Arbeit, so einfach sie war, für mich die grössere Tortur war als das Vorbeihuschen der Ratten. Da ich nichts Besseres wusste, vergrub ich meinen Kopf unter den Decken, mit dem Risiko, dabei zu ersticken, und immer, wenn wieder ein Rudel Ratten über mich hinweglief, raffte ich mich zu einer genügend heftigen Bewegung auf, um sie ins Wasser abzuschütteln.

Es versteht sich von selbst, dass dieser neue Feind den Schlaf aus meinen Lidern vertrieben hatte; dafür verschlang mich ein heftiger Durst. Ich entschied mich, meine Sonde zu gebrauchen, um ihn zu lindern. Mit der Decke holte ich jedes Mal mehr Wasser, als ich brauchen konnte, und ich musste sie nur gegen meine Lippen drücken, um den Durst zu löschen. Im gleichen Zug konnte ich feststellen, dass das Wasser stetig anstieg, allerdings so mässig, dass ich deswegen keine ernsthaften Befürchtungen haben musste.

Die Nacht erschien mir ewig lang. Von Zeit zu Zeit hörte ich von draussen Ruderschläge, Männerstimmen, die sich gegenseitig zuriefen und antworteten. Dann herrschte wieder absolute Stille, wenn es nicht das Geräusch des an Hindernissen vorbeiströmenden Wassers gegeben hätte und die Pfiffe der Ratten, die nach manchen fruchtlosen Versuchen darauf verzichtet hatten, meinen Liegeplatz anzugreifen, und die, wie es aussah, schliesslich auf den Mehlsäcken eine gastfreundlichere Zuflucht gefunden hatten.

Endlich wurde es wieder Tag! Durch Spalten in den Bretterwänden drangen einige Lichtstrahlen ins Gebäudeinnere und schufen eine bleiche Helligkeit, die mir erlaubte, auf 8 bis 10 Fuss Entfernung einzelne Gegenstände zu erkennen. Das Wasser war bis zur zweiten Etage meines Gestelles gestiegen, sodass ich es mit meinen Fingerspitzen leicht erreichen konnte, wenn ich mich aus meinem Bett beugte. Aber das spielte jetzt keine Rolle mehr, denn in ein bis zwei Stunden sollte ich ja befreit werden. Da ich inzwischen kein Fieber und somit auch keinen Durst mehr hatte, konnte ich tief schlafen. Ich war so kaputt, dass ich im Halbschatten wahrscheinlich bis zum Abend geschlafen hätte, wenn nach einer gewissen Zeitspanne, deren Länge ich unmöglich präzisieren kann, mich nicht ein fürchterlicher Lärm geweckt hätte.

Als ich meine Augen wieder öffnete, glaubte ich von Neuem unter dem Einfluss von Halluzinationen zu stehen: Die Beige von Mehlsäcken schien sich zu bewegen, es sah aus, wie wenn die Säcke aneinanderstossen und in die Luft springen würden. Sie sprangen, wie wenn sie von Stahlfedern angestossen worden wären, einer nach dem andern, dann spritzten

sie ins Wasser und verschwanden mit dem Geräusch eines schweren Körpers, der auf eine ebene Fläche fällt. Innert weniger als einer Minute war die Hälfte der Säcke versunken, und der Rest purzelte ihnen in aller Schnelligkeit nach. Von etwa 300 gestapelten Säcken blieben nur wenige kleine Inseln übrig, auf denen sich die verschreckten Ratten zusammendrängten. Ich verstand jetzt, was passiert war: Das Wasser hatte die Basis einer Beige unterspült, und nachdem diese zusammengefallen war, musste zwangsläufig der gesamte Stapel einstürzen.

Nachdem nun kein Anlass zur Furcht mehr bestand, sammelte ich meine Gedanken. Es schien mir, dass ich eine lange Zeit geschlafen hatte, und es erstaunte mich, dass meine Befreier mir noch nicht zu Hilfe gekommen waren. Mein Gehirn, jetzt nicht mehr von so grossen Gefühlen geplagt, stellte alle möglichen Überlegungen an, und wie es häufig vorkommt, wenn man sich von Himmel und Erde verlassen fühlt, übertrieb ich die Gefahr, in der ich mich befinden könnte, indem ich Hypothese auf Hypothese kumulierte. Ich fragte mich, ob Corillaud und Fajard in dieser so gefährlichen Nacht Schiffbruch erlitten hätten und ob ich in diesem Fall in diesem dunklen Gehäuse, das ich mit einem riesigen Sarg verglich, wohl lebendig begraben bleiben würde. Ich erinnerte mich der Schiffbrüchigen der «Medusa» und aller Unglücklichen des Mittelalters, die in der Tiefe eines feuchten Kerkers vermodert waren, ständig von Ratten und Reptilien gebissen und häufig Glied für Glied verschlungen. Je mehr Stunden verflossen, desto mehr gab ich mich der Angst hin: Schliesslich vernahm mein aufmerksames Ohr ein Geräusch, wie wenn jemand versuchte, an der Tür des Lagerhauses zu rütteln. Ich richtete mich auf, mein Herz schlug hoffnungsvoll. Zu diesem Zeitpunkt schien die Nacht bereits nahe zu sein, denn die Helligkeit des Tages war zunehmend in Zwielflicht übergegangen; immerhin konnte ich noch alles klar erkennen, was sich in einem Umkreis von fünf bis sechs Schritten befand. Das Geräusch hörte auf, aber einen Augenblick später hörte ich, wie heftig an der Tür geklopft wurde, und es wurde mir klar, dass der Angreifer, wer immer er war, versuchte, die Tür mit seinem Ruder oder mit einer Keule aufzubrechen. Etwa zehn Schläge genügten, die Tür knarrte, dann gab sie nach, wobei das Wasser, das einen Durchgang suchte, half, und sie öffnete sich weit. Die vollständige Dunkelheit, die mir bisher diesen Teil des Ladens verborgen hatte, wich einem Halblight, das mir erlaubte zu sehen, wie ein kleines Boot, das aus vier oder fünf Brettern gebaut war, hereinfuhr. Ein Neger von robuster Statur steuerte es mit einer langen Stange. War das ein Dieb oder ein Retter – ein Freund oder ein Feind? Der Schwarze schaute, während er sein Schiffchen in meiner Richtung vorwärtssties, nach links und

nach rechts, wie wenn er in dieser Sintflut ein bestimmtes Objekt suchen würde. Schliesslich stiess er gegen ein kleines Fass, das im Wasser schwamm, er prüfte es, hob es hoch und hievte es in sein Gefährt. Bis dahin hatte ich kein Lebenszeichen von mir gegeben, obwohl sich das Ganze höchstens sechs Schritte von meiner Liegestatt entfernt ereignet hatte. Der Neger, mit seinem Fund zufrieden, wendete und machte Anstalten, dorthin, wo er hergekommen war, wieder zu verschwinden. Ich begriff, dass sein Einbruchdiebstahl kein anderes Ziel hatte, als für sich selbst und seine Freunde auf günstigste Weise eine gewisse Menge Schnaps zu besorgen. Nachdem er gefunden hatte, was er suchte, wollte er sich davonmachen, ohne nach mehr zu verlangen. Nachdem ich mir seiner Absichten sicher war, besiegte der Gedanke, dass dieser Mann, obwohl ein Dieb, mich meinem traurigen Schicksal überlassen könnte, alle Bedenken, die ich ihm gegenüber zu Recht haben konnte. Ich rief ihm zu und sagte, dass ein Kranker seine Unterstützung benötigte. Der arme Teufel erschrak so über meine Stimme, dass er seine Stange fahren liess. Ich nutzte die Situation aus, und während er versuchte, sie wieder aus dem Wasser zu fischen, schlug ich ihm vor, mich gegen eine gute Belohnung zum Hotel Frankreich zu bringen. Und ich versprach ihm, mich nie an seine Piraterie zu erinnern, deren er sich vor meinen Augen schuldig gemacht hatte. Meine Rede schien ihn zu beruhigen, aber der Neger ist bössartiger als ein Affe. Meiner misstraute der Sache; er fand erst den Mut, das Gespräch aufzunehmen, nachdem er entdeckt hatte, wo ich mich befand und dass es mir völlig unmöglich gewesen wäre, ihm näher zu kommen, und nachdem er an meinem Akzent erkannt hatte, dass ich keiner dieser schrecklichen Yankees war, die die schwarze Rasse so krass misshandeln und verachten.

«Mein Herr», sagte er zu mir, «Sie sehen sehr wohl, dass mein Boot nie und nimmer zwei Männer gleichzeitig tragen könnte, aber wenn der Herr einem armen Neger etwas geben will, wird der arme Neger zum Hotel Frankreich gehen und dort melden, man möge den Herrn holen.»

Per saldo war ich von einer nächtlichen Wasserspazierfahrt nur halb begeistert, allein mit diesem zweifelhaften Afrikaner; umso mehr als ich, wenn ich sie gemacht hätte, gezwungen gewesen wäre, mein Geld liegen zu lassen oder beim Zusammensuchen Begehrlichkeiten zu wecken. Da häufig vom Dieb zum Mörder nur ein einziger Schritt liegt, beeilte ich mich, seinen Vorschlag anzunehmen. Deshalb band ich den schweren Teil meiner Sonde los, versprach, ihm später viel mehr zu bezahlen, und warf ihm den Sack mit den fünf oder sechs Piaster, die er enthielt, zu. Der Neger dankte mir, versicherte mir, dass ich in einer Stunde zurück in meinem

Hotel sein würde, und verschwand, ohne sich die Mühe zu machen, die Türe wieder zu schliessen.

Ich wartete eine Stunde, zwei Stunden! Schon lange hatte die Nacht mein Gefängnis wieder in die Dunkelheit getaucht. Offensichtlich hatte sich der Neger über mich lustig gemacht. Jedes Mal, wenn ich draussen Menschenstimmen oder Ruderschläge zu hören schien, stiess ich Schreie aus; aber meine Stimme war so schwach oder zu weit entfernt und wurde nutzlos heiser, bis ich mich schliesslich, müde vom Warten und vom Rufen, resigniert darauf einstellte, eine zweite Nacht in der Gesellschaft der Ratten verbringen zu müssen, die das gute Leben auf ihren Mehlsäcken zu geniessen schienen. Ich machte es wie sie und begann einige Biskuits zu knacken. Aber wieder war es das Fieber, das mich ernährte, und ich hatte mehr Durst als Hunger. Um Wasser zu schöpfen, musste ich jetzt nur noch den Arm ausstrecken, denn tagsüber war es weitere 13 Zoll gestiegen, und ich war nur noch 2,5 Fuss darüber. Seit meiner ersten Sondierung, das heisst seit ungefähr 26 Stunden, war der Wasserstand um 3,5 Fuss gestiegen. Wenn ich einen kontinuierlichen Anstieg gleichen Ausmasses annahm, würde es mich in zehn bis elf Stunden erreichen. Da sich der Neger etwa um sechs Uhr abends davongemacht hatte, war ich sicher, bis vier oder fünf Uhr morgens auf dem Trockenen zu bleiben.

Diese Aussicht war wenig trostreich, aber etwas anderes gab mir grosse Sicherheit. Da ich nur etwa 3 Fuss unter dem Dach war, war ich in der Lage, die mehr oder weniger grosse Stärke der Regenfälle abzuschätzen, denn ich konnte sehr gut hören, wie die Tropfen auf die Dachbretter prasselten. Seit Mittag hatte ich bemerkt, dass die Heftigkeit beträchtlich nachgelassen hatte; während kurzer Zeitabschnitte hatte es vollständig aufgehört zu regnen, dann setzte wieder Platzregen ein, aber selten länger als eine halbe Stunde. Ich konnte also hoffen, dass die Überschwemmung, nachdem ihre Hauptquelle zu versiegen schien, ihren Höhepunkt erreicht hatte und dass das Wasser, anstatt zu steigen, nach und nach absinken würde.

Darüber hinaus hatte ich immer noch eine ganz besondere Option. Ich erwähnte bereits, dass das Haus mit Brettern zugedeckt war, die höchstens 1,5 Zoll dick waren. Also, wenn bei Tagesanbruch die Gefahr einer Überflutung immer noch bestünde, war ich entschlossen, für mich einen Ausgang aufs Dach zu erzwingen: Ich würde dann nämlich mit meinem Kopf ein oder zwei Bretter hochstemmen und mich rittlings auf den First setzen, rufen, schreien, bis ein Passant mich herunterholen würde. Da die Türe zum Geschäft offen geblieben war, hätte ich in meiner Verzweiflung auch versuchen können, die Strasse schwimmend zu erreichen. Ich fühlte mich aber so schwach, dass ich meine zum Schwimmen erforderlichen

Gliedmassen nur im äussersten Notfall einzusetzen gedachte. Nachdem ich all diese Eventualitäten rekapituliert hatte und da die Ratten mich nicht mehr belästigten, glaubte ich, mich beruhigen zu können. Dabei bestätigte sich die Erfahrung, dass sich der Mensch an alles gewöhnt: Ich fiel wieder in den tiefen Schlaf, der durch das Einstürzen der Stapel von Mehlsäcken so brüsk unterbrochen worden war.

Im Verlauf der Nacht wachte ich mehrfach auf, und jedes Mal konnte ich mit einer riesigen Befriedigung konstatieren, dass das Wasserniveau konstant geblieben war und dass der Regen schwächer und schwächer wurde.

Ich schlief noch, als eine Stimme, die ich kannte, mich weckte, indem sie mich mit Namen ansprach. Man kann sich mein Glück kaum vorstellen! Es war Herr Fajard persönlich, aufrecht in einem Ruderboot. Auch er schien von Müdigkeit gezeichnet und niedergeschlagen. Er nahm die vom Wasser in seinem Geschäft angerichteten Schäden seufzend in Augenschein, und in seinen Augen konnte ich lesen, dass für ihn, wie für viele andere, in diesen zwei fatalen Tagen grosse Hoffnungen auf Geld und eine schöne Zukunft ruiniert worden waren.

Er drängte mich, zu ihm ins Boot zu steigen. Ich sammelte mein Geld ein und stieg ins Boot. Beim Passieren der Tür mussten wir uns flach auf den Bauch legen. Wieder in der Strasse angekommen, hatte ich Mühe, mich zu orientieren; ich sah nur Dächer; da und dort waren ganze Häuser verschwunden. Es war ein betrüblicher Anblick, noch trauriger als nach der Feuersbrunst in San Francisco.

Während der Fahrt zählte mir Fajard die Gründe auf, die ihn daran gehindert hatten, mich früher zu holen. Sie hatten tausend Gefahren zu überwinden und waren nur dank übermenschlichen Anstrengungen bei der Farm seines Partners angekommen, wo sie gehofft hatten, ihre Ladung geschützt unterbringen zu können. Als sie diese wie alles andere überflutet vorfanden, waren sie gezwungen, in den Federfluss einzusteigen und bis zum Rancho von Sicard vorzudringen, der ihnen die gewünschte Sicherheit bot. Aber um dorthin zu gelangen, hatten sie 19 Stunden ununterbrochen gegen die Strömung anzukämpfen, gegen entwurzelte Bäume und den schlechten Willen der Schifferleute.

Als wir im Hotel Frankreich ankamen, wurden wir schon erwartet; der Besitzer warf uns eine Strickleiter zu, mit der wir auf den Balkon kletterten, etwa so geschickt wie Don Juan zu seinen Rendez-vous mit seinen schönen Andalusierinnen. Da der Chef des Hotels Kenntnis von meiner engen Beziehung zu Hauptmann Sutter hatte und sah, dass ich krank war, bot er mir in seinem eigenen Zimmer eine Ecke und eine Matratze an. Etwa fünf Tage sollte ich dort verbringen, zugedeckt unter einer Unmenge

von Decken, die mich daran hinderten, bei jedem neuen Fieberanfall zu schlottern. Fajard, inzwischen mein Freund, umsorgte mich, war mein Krankenpfleger und versorgte mich mit Bouillon und Lachs – nicht etwa, weil ich diesen Fisch, dessen Fleisch sehr fett ist, besonders mag, sondern weil das die einzige Nahrung war, die man sich während der Überschwemmungen von Sacramento besorgen konnte. Der Küchenchef würzte den Fisch mit allen möglichen Saucen; man konnte es gewiss nicht seinem Kochtalent vorwerfen, wenn am Ende von zwei Wochen jedermann den Horror vor Lachs hatte.

Vom Tag an, als ich wieder im Hotel Frankreich war, verlor die Überschwemmung rasch ihren gefährlichen Charakter. Das Wasser floss ab, und jeden Morgen konnte man ein Absinken um 14 bis 15 Zoll konstatieren, sodass nach etwa acht Tagen der Fluss in sein Bett zurückgekehrt war. Jetzt konnte man ein seltsames Spektakel beobachten. Überall hatte der American-Fluss goldhaltigen Schlick hingebracht und deponiert; dieser war wohl minderwertig, aber genügend reichhaltig, um die Aufmerksamkeit der Stadtbewohner auf sich zu ziehen. Unverzüglich verwandelte sich die gesamte Bevölkerung in Goldsucher; jedermann versuchte, sich eine Platte, einen Teller oder eine Tasse zu besorgen und darin den Schlick wie in einer Goldwäscherpfanne (*Anmerkung des Übersetzers: konischer Metallbehälter mit sehr flachem Boden*) zu waschen. Zum Glück für die Geschäfte, die Gefahr liefen, aufgegeben zu werden, liessen sich mit einem Tag der Wäscherei höchstens zwei Dollar verdienen, sodass die Amerikaner, die sich mit so wenig nicht zufriedengaben, nicht zögerten, ihre üblichen Beschäftigungen wieder aufzunehmen.

Während die Überschwemmung noch wütete, legte der Lastkahn, der meine Waren transportierte, in Sacramento an. Der Patron suchte mich im Hotel auf, und ich handelte mit ihm aus, dass ich meine Kisten und Fässer so lange an Bord lassen konnte, bis es möglich wurde, sie bei mir unterzubringen; das kostete mich eine Entschädigung von 80 Dollar für jeden Tag Verspätung. Dieser Umstand veranlasste mich, das Hotel Frankreich am gleichen Tag zu verlassen, an dem das Wasser den Plankenboden meines Geschäfts trocken liess. Drei Tage waren nötig, um alles auszuladen, zu meinem Geschäft zu karren und dort einzurichten. Die Rechnung, die ich dem Patron des Lastkahns zu zahlen hatte, belief sich auf 600 Dollar. Ich hoffte, diesen Betrag schnell wieder einzubringen, indem ich zu stark erhöhten Preisen verkaufen konnte, umso mehr, als vor Ort Lebensmittel Mangelware waren. Leider hatte ich vergessen, in meine Kalkulation die Minenstrassen einzubeziehen, denn die Überschwemmung hatte auch diese schwer misshandelt, Brücken fortgerissen und Schluchten gegraben;

es dauerte mehr als einen Monat, bis sich der erste Wagen auf den Weg zu den Bergen machen konnte. In der Zwischenzeit hatte San Francisco ihre Schwesterstadt im Landesinneren mehr als reichlich versorgt, und mein Geschäftsbeginn war nicht ganz so erfolgreich, wie ich es erhofft hatte.

Ich will weder mich selbst noch den Freund, der eines Tages diese Seiten lesen könnte, mit Geschichten über das Handelsgeschäft unserer Filiale langweilen. Meine Kundschaft bestand mehrheitlich aus Mexikanern, Chilenen und Peruanern und weniger aus Yankees, die natürlich ihre eigenen Landsleute bevorzugten. Ich verkaufte mehr oder weniger alles, was die Goldsucher benötigten. Jeweils nach 14 Tagen sandte ich den Erlös meiner Geschäfte an meinen Partner, der mir seinerseits den Gegenwert in Waren lieferte. Nach einem Monat war ich gezwungen, mir einen Handlungsgelhilfen zur Seite zu stellen; er hiess Saupiquel, stammte aus dem Hochland der Pyrenäen, und ich hatte ihn in Rio de Janeiro kennengelernt. Noch später, als meine Kundschaft immer grösser wurde, stellte ich einen Lagergelhilfen an, Hermann Friedli aus Basel. Dieser brave Landsmann war über 6 Fuss lang, aber man kann mit aller Berechtigung ergänzen, dass seine Dummheit seine Länge bei Weitem übertraf. Um Fässer herumzurollen und Kisten zu stapeln, konnte man keine kräftigeren Arme finden; dafür zog es mein Riese vor, lieber sich selbst zehnmal verkaufen zu lassen, als irgendeine Ware zum angemessenen Preis anzubieten.

Anstatt von Mehl, Getränken oder Stiefeln zu erzählen, halte ich mich lieber an einige herausragende Ereignisse, an denen ich direkt beteiligt war oder die ich während meines Aufenthalts in Sacramento als Augenzeuge persönlich erlebt habe, und ich beginne mit der Schilderung eines Wesensmerkmals, das die republikanische Einfachheit des amerikanischen Bürgers charakterisiert.

Ich erwähnte bereits, dass John Burnett zum Gouverneur Kaliforniens gewählt worden war. Während er noch auf seine Amtseinsetzung wartete, die erst am 12. Juni stattfinden sollte, liquidierte der höchste Würdenträger des Staates in aller Ruhe das Lager des Ladens, den er in Sacramento eingerichtet hatte, fast direkt gegenüber von meinem eigenen. Man hielt ihn für reich; man glaubte zu wissen, dass er mit klingendem Geld 50 der am besten gelegenen Grundstücke der Stadt gekauft hatte. Wenn man ihn aber sah, wäre gewiss niemand auf diesen Gedanken gekommen. Seine Kleidung unterschied sich in nichts von derjenigen der Goldsucher: grauer Filzhut mit breiten verbeulten Krempe, rotes Wollhemd, hohe Stiefel, nichts fehlte. Obwohl er wie ich einen Gehilfen hatte, sah ich ihn jeden Morgen um sechs Uhr, wie er persönlich mit dem Besen in der Hand den Vorplatz seines Geschäfts wischte, dann seine Warenmuster

symmetrisch aufbaute, um sie den Blicken der Passanten zu präsentieren. Um sieben Uhr begab er sich mit langen Schritten zur Strassenecke, wo er beim Lebensmittelhändler an der frischen Luft für zwei Real eine Tasse Kaffee mit Wasser und Schiffszwieback kaufte. Das war sein ganzes frugales Frühstück, das ihm für den Vormittag genügte. Mittags verschwand er für fünf Minuten, um im Restaurant der Goldsucher stehend und auf die Schnelle eine Scheibe Schinken und einen Teller mit Essig gewürzten Kartoffeln zu essen.

Es gilt festzuhalten, dass der Kongress von Monterey das Jahresgehalt des Gouverneurs auf 30 000 Dollar und seine Amtszeit auf vier Jahre festgelegt hatte. Herr Burnett konnte sich also darauf verlassen, im schlimmsten Fall eine Entschädigung zu bekommen, die einem Kapital von 600 000 Franken entsprach! Wenn man diese enorme Zahl seiner Sparsamkeit gegenüberstellte, konnte man sich füglich fragen, ob dieser Mann nicht ein Opfer seines krassen Geizes sei.

Da war allerdings nichts dran – und der Beweis dafür ist, dass während der Überschwemmung Gouverneur Burnett den am meisten Benachteiligten für 8000 Dollar Lebensmittel, Kleider und Decken verteilen liess. Ein weiterer Beweis ist, dass er während seiner Amtszeit keine Gelegenheit verpasste, seinen Bürgern zulasten seiner eigenen Börse zu helfen. Es wäre interessant zu wissen, ob die amerikanische Nation unter ihren Bürgern viele Menschen dieses Kalibers hat. Man kann das bezweifeln; die Ausländer, die während einiger Zeit in den Vereinigten Staaten gewohnt haben, behaupten im Gegenteil, dass der Amerikaner noch nie durch Grosszügigkeit gegläntzt hat.

Ich meinerseits kann sagen, dass jedes Mal, wenn ein Unglück oder eine Katastrophe Kalifornien heimgesucht hat, sich unter seiner Bevölkerung genug grosszügige Personen gefunden haben, genug mitleidige Herzen, um den Opfern zu helfen, sich wieder aufzurichten. Zahlreiche wohltätige Einrichtungen, über den ganzen Staat verteilte Spitäler, kostenlose Schulen und Notunterkünfte zeugen zugunsten dieses Volkes, das allerdings auch diesen brutalen Wahlspruch proklamiert: «Hilf dir selbst, so hilft dir der Himmel!»

Andererseits weiss man, dass der Amerikaner in erster Linie ein Arbeitstier ist, und wenn es etwas gibt, was die Herzenshärte, die ihm der Fremde zu häufig vorwirft, entschuldigen soll, dann ist es dieses Gleichgültigkeitsgefühl, das dem eingefleischten «Krampfer» angeboren ist. Denn wenn dieser neben sich den Müssiggänger oder Sorglosen sieht, empfindet er für diesen weder Mitgefühl noch Mitleid. Die Disposition des Amerikaners ist auf ein Leben ausgerichtet, das ununterbrochen den

Gewinn sucht. Seine Statur ist im Allgemeinen gross, seine Konstitution mager und nervig. Seine Kräfte und seine Muskeln sind stets gespannt und verleihen seinem Charakter wenig Neigung zur Sensibilität. Die vorrangige Beschäftigung mit dem materiellen Leben akzentuiert in ihm eine starke Lebenseinstellung: unbekümmert, hartnäckig, stürmisch bei der Arbeit, aber keineswegs aufbrausend. Wenn man sich eine Meinung über den Nordamerikaner bildet, sollte man dabei aber auch differenzieren. Je nachdem, ob man selbst Arbeit hoch oder weniger hoch schätzt, ob man selbst mehr oder weniger arbeitsam ist oder ob man eine sesshafte und fleissige Lebensweise als Fluch oder Segen des Himmels betrachtet, kann man das unermüdliche Arbeitstier gut oder schlecht beurteilen.

Der ungebildete Arbeiter oder der arme Überforderte, der das Glück nur in der Untätigkeit suchen wird, wird zwangsläufig in einem so emsigen Leben den Fluch des Schicksals sehen, während der klarsichtige Schaffer darin ein nachahmenswertes gutes Beispiel erkennen wird.

muscles toujours tendus, rendent son caractère un peu dur et peu enclin à la sensibilité. Ses préoccupations de la vie matérielle accusent chez lui une grande disposition bilieuse, acharnée, violente au travail, mais aucunement colérique.

Aussi les opinions que l'on a prises de l'Amérique du Nord devaient être diverses. On a jugé en bien ou en mal le grand travailleur, selon qu'on estimait ou déestimait le travail, selon qu'on était soi-même plus ou moins laborieux et qu'on regardait une vie sédentaire et appliquée comme mauvaise ou bonne de soi.

L'intellectuel ouvrier ou le pauvre surmené, qui ne conçoit le bonheur que dans l'inaction, ne peut manquer de voir dans une vie aussi assidue la malédiction du sort, tandis que le travailleur clairvoyant y verra un enseignement bon à suivre.

VIII Les mines.

Au mois d'Avril, lorsque l'oiseau du retour, l'hirondelle aux ailes franches reparut dans les airs, lorsque les arbres reverdirent et que de la campagne les douces senteurs du printemps arrivèrent jusqu'à moi, il me prit une envie dernière de sortir de la ville et d'aller parcourir ces montagnes qui me rappelaient ma belle patrie.

Ces mines, dont la merveilleuse richesse étonnait le monde, si j'aurais pu les voir, ne fut-ce qu'en amateur et ces montagnes dont j'aurais vu les cimes neigeuses, si j'aurais pu les visiter, ne fut-ce qu'en passant.

8 Die Goldminen

Im Monat April, als der Vogel der Rückkehr, die Schwalbe mit ihren schneidenden Flügeln, wieder in den Lüften erschien, als die Bäume wieder grüntem und als die süßen Frühlingsdüfte vom Land her wieder bis zu mir vordrangen, packte mich eine unmässige Lust, die Stadt zu verlassen und diese Berge, die mich an meine schöne Heimat erinnern, zu durchstreifen.

Ich wollte unbedingt diese Goldminen, deren wunderbarer Reichtum die Welt in Staunen versetzte, und diese Berge, deren verschneite Gipfel ich sehen konnte, kennenlernen; ich wollte sie besuchen, auch wenn es nur beiläufig und rasch geschehen konnte.

Die Bedürfnisse meines Unternehmens halfen übrigens kräftig mit, dieses Projekt zu realisieren, denn ich war praktisch sicher, dass meine Geschäfte von einer Besuchsrunde in den Goldminen nur profitieren konnten, da meine gesamte Kundschaft genau in diesen Minen zu Hause war; ausserdem würde sie mir erlauben, die Freuden des Reisens zu genießen. Als das Projekt stand, wartete ich nur noch darauf, dass der Himmel völlig wolkenfrei wurde, und übergab das Geschäft vertrauensvoll Herrn Saupiquel. Ich hatte nur noch die Wahl zu treffen zwischen den Minen von Mokokolonne und denjenigen von Nevada. Die Entfernung zu beiden war ungefähr gleich gross, aber Mokokolonne, mehr im Süden gelegen, war überwiegend von spanischen Goldsuchern belegt, deren Mehrheit mein Ladenschild bereits kannte; deshalb gab ich Nevada und Coloma den Vorzug, wo ich hoffte, neue Geschäftsbeziehungen aufnehmen zu können.

Die erste Massnahme, die ich treffen musste, um eine Reise von ungefähr 120 Meilen in unbesiedelten Gegenden überhaupt machen zu können, war die Anschaffung eines guten Reitpferds. In Sutter's Fort kannte ich einen alten Deutschen namens Keseberg, der das Gewerbe eines Pferdehändlers betrieb. Ich hatte in seinem Korral bereits eine herrliche Apfelschimmelstute bemerkt, die mir alle erforderlichen Eigenschaften aufzuweisen schien; sie stammte aus Mexiko und war eine Kreuzung

von spanischem und arabischem Blut. Ich ging also zum Fort und kam abends zurück in die Stadt, nicht nur als Eigentümer der Stute, sondern auch eines mexikanischen Sattels, auf dem ich bereits sass, sowie einer Trense und eines aus roten Seidenbändern geflochtenen Zügels, an dem ich das edle Tier führte. Die Stute trug den Namen Cora; sie war auf den Namen der jüngsten Tochter von Keseberg – eines blonden Schwarzwaldmädchens – getauft worden.

Cora war so temperamentvoll, dass ich zur Not ohne Sporen hätte auskommen können; da aber kein richtiger Reiter ohne Sporen reitet, besorgte ich mir am gleichen Abend ein paar dieser riesigen spanischen Spornräder, die einen Durchmesser von mindestens 2 Zoll hatten. Aus Rio hatte ich einen Poncho aus den argentinischen Provinzen mitgebracht; er hatte einen schwarzen Samtkragen und war mit einem roten Wollstoff gefüttert. Als Neujahrsgeschenk hatte ich mir einen dieser in Peru besonders beliebten wasserdichten Hüte aus Vikunjaleder gegönnt, der mit seiner hohen spitzen, weiten und steilen Form ziemlich ähnlich aussah wie die traditionellen Hüte der neapolitanischen Banditen. Mit diesem etwas theatralischen, aber extrem bequemen Anzug herausgeputzt, glich ich, gemäss Hermann Friedli, Rinaldo Rinaldini, von dem er im Schlafsaal einer Herberge einen Stich gesehen hatte.

Als ich am nächsten Morgen, am 20. April, meine Stute satteln wollte, stellte ich fest, dass ich es mit einem kitzligen und empfindlichen Temperament zu tun hatte. Sie stieg hoch und schlug so heftig aus, dass meine Wenigkeit sich kaum in Sicherheit bringen konnte. Um mein Ziel zu erreichen, musste ich ihr die Augen verbinden, wie ich es auf Hock Farm beim Umgang mit wilden Pferden beobachtet hatte. Was passierte, als ich aufsteigen wollte, ist eine andere Geschichte. Jedes Mal, wenn ich die Zügel in die Hand nahm und mich dem Steigbügel näherte, sprang das launische Tier zur Seite und wirbelte kreisförmig um mich herum; wehe dem Unvorsichtigen, der sich in Reichweite ihrer Hufe befand. Ich musste einsehen, dass es unmöglich war, den Fuss in den Steigbügel zu setzen, solange sie meine Absicht erkennen konnte. Da erinnerte ich mich eines andern Tricks, den ich bei den Vaqueiros von Hauptmann Sutter hatte beobachten können. Der Trick war ganz simpel, das Tier beim Aufsteigen blind zu machen. Ich zog also meinen Poncho, der meine Bewegungen sowieso behinderte, aus und warf ihn ihr unvorbereitet über den Kopf. Cora war einen Moment lang verdutzt, und ich nutzte den kurzen Moment ihrer Verblüffung, um mich in den Sattel zu schwingen. Wenn man einmal in einem mexikanischen Sattel sitzt, ist es einem Pferd, es mag noch so böseartig sein, praktisch unmöglich, den Reiter abzuwerfen. Meine Stute

schien dies zu wissen und gab den Kampf prompt auf, sie beruhigte sich und setzte sich mit einem leichten Galopp in Bewegung.

Die Stadt Nevada, die ich ansteuerte, liegt am Fuss der Sierra Nevada, anders gesagt der verschneiten Bergkette, die sich über die ganze Länge Kaliforniens vom Nordwesten bis zum Südosten erstreckt. Dort befinden sich die weitaus höchsten aller kalifornischen Berge. Deswegen hatte sie mit dem Schnee einen ewigen Pachtvertrag schliessen können. In regelmässigen Abständen präsentieren sich dem Auge weite bewaldete Plateaus, aus deren Zentrum vulkanische Gipfel emporragen, die eine Höhe von 12 000 bis 13 000 Fuss über Meer erreichen. Es sind diese ganz mit Schnee bedeckten isolierten Gipfel, die der Kette den Namen Sierra Nevada gegeben haben. Die Sierra steigt langsam über mehrere Terrassen an. Die ersten Steigungen sind Hügel, die folgenden Berge, wobei diese Berge rasch immer höher werden, bis sie sich steil aufragend der Gegend des ewigen Schnees nähern. Die Entfernung zwischen deren Fuss und Gipfel beträgt im Allgemeinen 26 bis 28 Meilen. Wie in den Alpen unterteilt sich dieser Raum in Regionen, in denen bestimmte Baumarten unter Ausschluss von andern Arten gedeihen. Am Fuss der Berge sind das Eichen, über den Eichen Zedern und über den Zedern Kiefern und Tannen. Ich habe allerdings festgestellt, dass Kiefern und Tannen, die in höheren Regionen zu Hause sind, auch in tieferen Regionen, sogar direkt an der Küste des Meeres, wachsen. Es ist nun genau die Gegend zwischen den kalifornischen Bergen und der Sierra Nevada, in der sich all die reichen Goldvorkommen verbergen, die Mustereemplare der menschlichen Rasse aus allen Nationen des Globus anziehen.

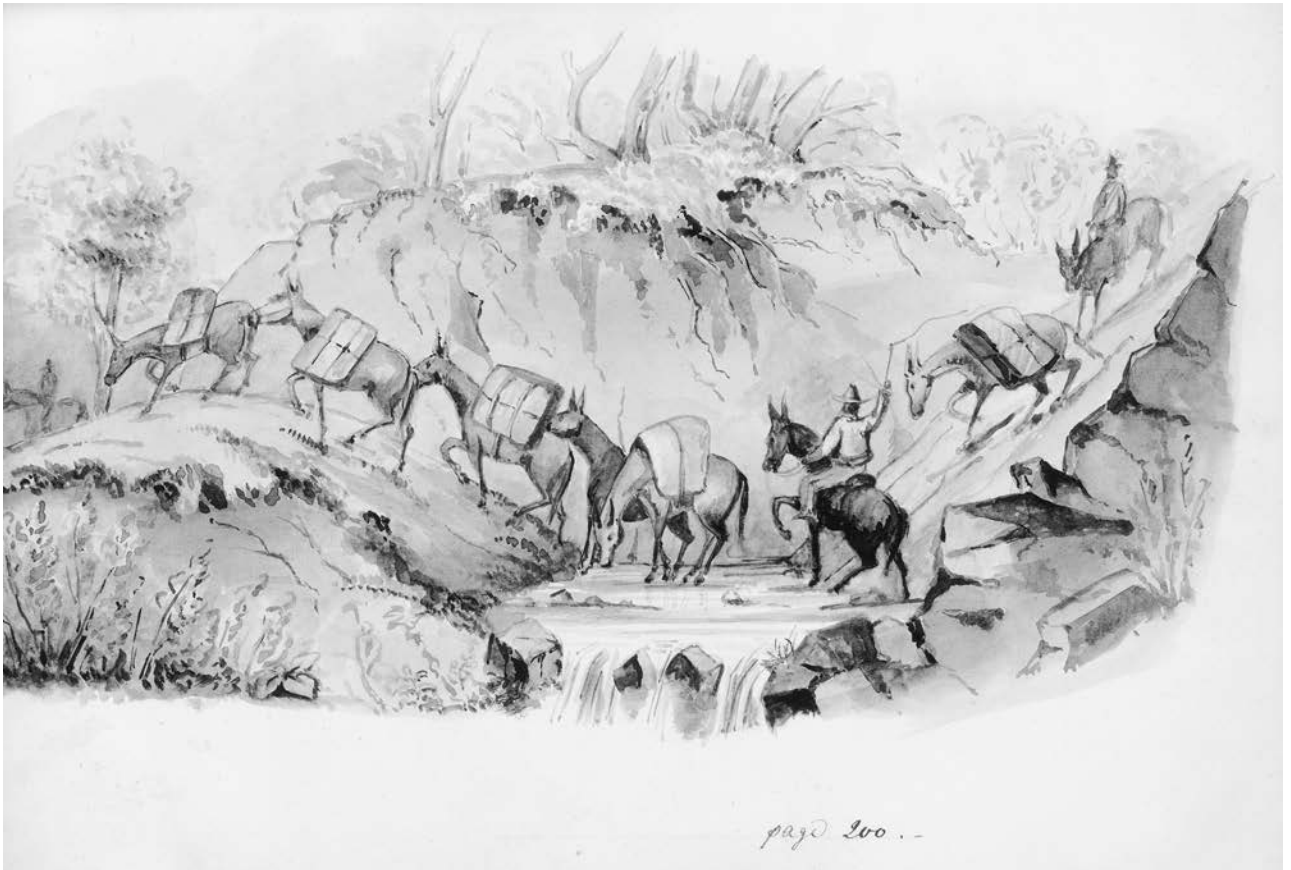
Der Morgen meiner Abreise aus Sacramento, die um acht Uhr stattfand, war prächtig. Die laue Frühlingsluft hatte die Vegetation aufgeweckt, und es schien mir, als ob ich in einem riesigen englischen Garten, aufgelockert von Baumgruppen, einen Ausritt machen würde. Von Zeit zu Zeit begegnete ich einem schweren Karren, der mühsam von einem Gespann von acht bis zehn Ochsen oder einer Truppe Maultieren gezogen wurde, mit Waren beladen, die der mexikanische «arriero» zu den höher gelegenen Goldminen transportierte. Im Allgemeinen gehörten die Maultiere Amerikanern, die deren Führung gerne Mexikanern übertrugen, weil sie mit diesen starrsinnigen Vierbeinern geschickter umzugehen verstanden. Jedes Mal, wenn ich einer dieser Truppen, die gewöhnlich nicht weniger als 50 bis 60 Tiere umfassen, begegnete, war es für mich ein wahrhaftiges Vergnügen. Jede Truppe ist drei Männern anvertraut: dem «mayoral», dem «arriero» und dem «delantero». Der «mayoral» ist eine äusserst wichtige Persönlichkeit, ist er doch für Maultiere und Ware verantwortlich; wie

ein Tyrann herrscht er über seine beiden Untergebenen. Auf seinem Kopf trägt er den mexikanischen Sombrero und auf seinen Schultern die kurze, schwarze, mit seidenen Stickereien ausgeschmückte Weste; seine auf beiden Seiten bis zur Hüfte geschlitzte Hose besteht aus mit Samt eingefasstem Tuch, und seine Fussbekleidung sind weisse Schlappen, abgedeckt mit Ledergamaschen, die bis zu den Waden reichen.

Nach dem «mayoral» kommt der «arriero». Seine Rolle ist die aktivste, und die Hälfte seiner Existenz verbringt er damit, hinter und neben den Maultieren hin und her zu galoppieren und sie mit allen erdenklichen Mitteln vorwärtszutreiben. Die Möglichkeiten, die ihm hierzu zur Verfügung stehen, sind unerschöpflich. Manchmal rast er wie im Flug vom ersten zum letzten Maultier und verteilt dabei an jedes Tier einen Stockschlag und ein Schimpfwort; manchmal kann man ihm zusehen, wie er sich einen Vorrat von Kieselsteinen anlegt, mit denen er sehr geschickt die faulsten Tiere bewirft. Oft – von den Schlägen und Projektilen elektrisiert und gekitzelt – schlagen die Tiere links und rechts aus. Dann entsteht ein unaufhörliches Durcheinander, sodass der «arriero» keine andere Möglichkeit mehr sieht, die Ordnung wiederherzustellen, als mit dem Austeilen heftiger Schläge wieder von vorn zu beginnen. Man fragt sich, wie die armen Tiere die unzähligen Schläge, mit denen man sie eindeckt, überhaupt aushalten können, denn manchmal mischt sich auch der ernste «mayoral», ganz seine Würde vergessend, mit ein. Wehe dann den Tieren, die er mit seiner dreifachen Peitsche trifft.

Das Kostüm des «arriero» ist eines der leichteren: Ein kleiner Strohhut, meistens ohne Dach, bedeckt seinen langen schwarzen Haarschopf; ein weisses Hemd und eine weisse Hose, die mit einer weiten «faja», einer Art Schal aus roter Seide, zugebunden ist, genügen ihm, und anstelle von Schuhen begnügt er sich mit aus Hanf geflochtenen Sandalen.

Der «delantero» wird so genannt, weil er immer der Truppe vorausreitet; er reitet auf einem reich geharnischtem Maultier. Sein Beruf ist sehr anstrengend, denn bei jedem Halt ist es seine Verantwortung, die Maultiere von ihren Waren und ihren Sätteln zu befreien sowie sie zum Zeitpunkt des Aufbruchs wieder zu beladen. Der «delantero» ist meistens ein Bursche von 16 bis 18 Jahren. Während der ganzen Reise rufen der «mayoral» und der «arriero» unaufhörlich den Maultieren zu. Jedes trägt einen besonderen Namen. Sie richten sich an die Tiere mit den unterschiedlichsten Intonationen, mit allen Arten von Beiwörtern, die je nach Umständen manchmal schmeicheln, manchmal beleidigen, oder auch mit Scherzen der folgenden Art: «Coronella, en llegando, me haré una papalina con tu pellejo!» (Coronella, wenn ich zu dir komme, mache ich aus deiner Haut eine Mütze!),



**Maultierkarawane,
auf dem Weg in die
Goldminen.**

oder auch: «Salladora, to voi a vender as comisario!» (Salladora, ich werde dich der Polizei verkaufen!) und so weiter. Wenn die Tiere zögern, ein Hindernis, das auf dem Weg auftaucht, zu überwinden, fleht der «mayoral» zunächst die heilige Jungfrau an, dann seinen Namenspatron und schliesslich alle Heiligen des Paradieses. Er verspricht den Tieren zur Belohnung den Himmel. Gleichzeitig teilt er Knüppelhiebe aus, zweifellos um sie zu lehren, dass man nur via Fegefeuer in den Himmel gelangen kann. Wenn das alles nichts nützt, wird der «mayoral» wütend und bedroht die Tiere mit der Hölle und mit allen Züchtigungen, die der Teufel für die Verdammten auf Lager hat. Der «arriero» und der «delantero» bilden einen Chor, und diese Flut von Verwünschungen hört erst dann auf, wenn das Hindernis überwunden ist. Ist der «arriero» von der glühenden Sonne erschöpft, knickt er auf seinem Maultier ein, und man kann hören, wie er weitermurmelt: «arré...e...e... Capitana! Comisario! Puliaa, arre calboneeraa! ...»

Mein Ziel war, am Ende der ersten Etappe Mormon Island zu erreichen, das in den ersten welligen Hügeln des Gebirges liegt und die Mine beherbergt, die am nächsten bei Sacramento liegt; die Entfernung beträgt ungefähr 18 bis 20 Meilen. Ich wusste, dass ich dort einen Freund treffen würde, den ich schon früher erwähnt habe: ja, den gleichen François L'Har-

dy, dem ich nächstens beim Kap Horn begegnet war und dem ich am Strand von Valparaiso die Hand gedrückt hatte. Es war etwa zwei Uhr nachmittags, als ich auf das Camp stiess, das aus etwa 50 Zelten und 20 Bretterbuden bestand. Ich erkundigte mich nach der Unterkunft der Schweizer, und man verwies mich auf ein kleines, unweit vom Fluss gelegenes Blockhaus, das aus Baumstämmen gebaut war, in der gleichen Art wie die Holzhäuser in den Alpen, die Heu und Tieren Schutz bieten; fünf Minuten später umarmte mich mein Freund.

An diesem Tag hatte L'Hardy die Rolle des Hausmanns, die jeder der vier Partner abwechslungsweise übernahm. Er hatte gerade einen Korb Kartoffeln gewaschen und geschält. Bei meiner Ankunft war er damit beschäftigt, in der heissen Asche einen Stapel von Fladen aus Maismehl zu braten, die die Mexikaner unter dem Namen Tortilla überaus schätzen. Sein Gesicht war rot wie ein Büschel Klatschmohn, und der Schweiß floss ihm über die Wangen. Seit meiner Abreise aus Sacramento hatte ich nur etwa ein halbes Dutzend Schinkensandwichs gegessen, die ich vorsorglich in meinen Taschen mitgenommen hatte. Jemand anderes muss beurteilen, ob und wie ich den Tortillas, die mein Freund grosszügig mit Butter bestrichen und mit Rohzucker bestreut hatte, so richtig Ehre erweisen konnte. Ich begoss die etwas schwere Speise mit einem guten Glas Whisky, vom berühmten Old-Monongahela, der in Irland so beliebt ist und so stark alkoholhaltig, dass er einen Toten zum Leben erwecken könnte.

Nachdem ich den ersten Hunger gestillt hatte, befreite ich Cora von ihrem Sattel. Das Zaumzeug ersetzte ich durch einen langen schmalen Riemen aus Rindsleder, mit dem ich sie an einem Pfosten festband, der mitten in einer grünen Oase eingeschlagen war; dort begann meine Stute sofort mit langer Zunge das zarte und schmackhafte Gras abzuweiden. Dann schlug mir L'Hardy vor, mich zum Fluss zu begleiten und mich seinen Partnern vorzustellen, die morgens früh aufgebrochen waren, um ihr Tagewerk zu vollbringen.

Die Insel der Mormonen hatte ihren Namen von einer Hundertschaft von Mitgliedern dieser Sekte erhalten, die 1848 über die Prärien und die Rocky Mountains aus Utah gekommen waren und dort Goldlager entdeckt hatten, die sie lange Zeit ausbeuteten. In Wirklichkeit war die Ausbeute dieser Minen nur mittelmässig; sie galten trotzdem als sehr wertvoll und waren sehr bekannt, weil es genau dort war, wo mittellose Goldsucher aus San Francisco haltmachten, um etwas zu verdienen, womit sie ihre Reise in die höher gelegenen und stärker favorisierten Gegenden fortsetzen konnten. Der Ort, wo das Gold gewonnen werden konnte, war eine kleine Insel mit einer Fläche von ungefähr 300 Quadratfuss, die durch zwei

Arme des American-Flusses gebildet wurde. Zum Zeitpunkt, als ich Mormon Island besuchte, war der Kies, der die Insel bildete, sicher schon 50- bis 100-mal von zuunterst bis zuoberst gekehrt worden. Er hatte nämlich die wunderbare Eigenschaft, dass jedes Hochwasser, das ihn unter Wasser setzte, bei seinem Rückzug eine neue Schicht goldhaltigen Sandes hinterliess. Die Fruchtbarkeit dieser kleinen Insel erschien somit unerschöpflich, und der Goldsucher, der bescheiden genug war, sich mit einem Tagesertrag von 5 bis 6 Dollar zufriedenzugeben, konnte sicher sein, dort eine anständige Belohnung für seine Arbeit zu bekommen.

Etwa 20 Minuten flussabwärts von der Insel machte der Fluss eine starke Wendung, und auf dieser vom Fluss gebildeten Halbinsel fanden wir die Partner von L'Hardy: die Herren Wolleb, Wetzler und den Doktor Heinemann, alle drei Basler. Sie hatten eine gigantische Arbeit begonnen, deren Ziel nichts anderes war, als die schmale durch die Schlaufe des Flusses gebildete Enge mit einem Kanal zu durchschneiden, um so den Fluss umzuleiten und das eigentliche Flussbett auf einer Länge von 200 bis 300 Fuss trockenzulegen. Daran hatten sie nun schon fünf Monate lang gearbeitet; im Verlauf dieser fünf Monate hatten sie ihre Vorräte aufgegessen, ihre Geldreserven aufgebraucht und nach und nach ihren Kredit bei den lokalen Händlern ausgeschöpft. Zu ihrem Glück standen sie nun unmittelbar davor, die Früchte ihrer Anstrengungen zu ernten; es blieb ihnen nur noch, einen Fels zu sprengen und einige Kubikfuss Erde wegzuschaffen. Dann würde der Fluss, vom Willen und der Energie der kühnen Arbeiter gezähmt, sein tausend Jahre altes Bett verlassen. Es ist wohl unnötig zu erwähnen, dass ich von meinen Landsleuten wie ein Bruder empfangen wurde. Sofort wurde vereinbart, dass bis fünf Uhr nachmittags weitergearbeitet und der Abend jedoch einem grossen Gelage gewidmet werden sollte. *(Anmerkung des Übersetzers: Im Originaltext ist von einem «festin de Balthazar» die Rede; der biblische König Balthazar war für seine üppigen Mahlzeiten bekannt; daher stammt auch die Bezeichnung für die zwölf Liter fassende Wein- oder Champagnerflasche.)*

Während ich auf den Feierabend wartete, machte ich mir einige Gedanken über diese Männer und die Leistung, die sie mit ihren Händen vollbrachten. Bevor sie nach Kalifornien gekommen waren, hatte keiner von ihnen je einen Pickel oder eine Schaufel in der Hand gehalten. L'Hardy, von Beruf Uhrmacher, hatte bisher nur gelernt, mit dem delikaten Räderwerk einer Uhr umzugehen; Heinemann, Arzt, kannte als einziges Werkzeug die Lanzette; Wetzler, früherer kaufmännischer Angestellter, hatte ausschliesslich mit Feder und Kratzeisen gearbeitet, und Wolleb schliesslich, Pastorensohn, war zu höheren Studien erzogen worden – und

trotzdem war es diesem Quartett, das überhaupt nicht dazu geschaffen schien, die Erde zu bewegen, mit viel Energie und Geduld gelungen, ein Werk zum guten Ende zu führen, das jederzeit und allerorten jedem Knecht oder Arbeiter, der von Kindsbeinen an harte Feldarbeit gewohnt war, Ehre eingebracht hätte. Aber das Gold ist ein starker Hebel, seine Verlockung erzeugt Wunder; und sogar, wer sich nicht für fähig gehalten hätte, ein Steinchen aufzuheben, findet in sich die Kraft eines Titanen, sobald es darum geht, sie für die Suche nach dem edlen Metall einzusetzen.

Nach meiner Uhr war es etwa vier Uhr (die Uhren meiner Freunde waren vor längerer Zeit beim Pfandleiher gelandet), als die Mehrheit entschied, mich zusammen mit L'Hardy ins Camp zu schicken, um dort alles Nötige für das vorgesehene Bankett einzukaufen. Ich hatte auf Mormon Island einen Kunden, der sich bei mir mit Getränken eindeckte; es fiel mir also leicht, ihn in seinem Geschäft zu besuchen und ihm gleichzeitig einige Dinge abzukaufen, die dazu dienen sollten, die Stimmung meiner Gastgeber zu heben. Also erklärte ich meinem Kompagnon, dass ich mich um den flüssigen Teil der Mahlzeit kümmern würde; ihm überliess ich damit die Beschaffung der festen Stoffe. Wir verabredeten uns wieder beim Blockhaus, wo ich nach einer halben Stunde wieder auftauchte, beladen mit einem Korb, der vier Flaschen Bordeaux, zwei Flaschen Madeira und vier Champagner enthielt. L'Hardy seinerseits hatte seine Tortillas und Kartoffeln um einen Schinken aus Virginia, ein Dutzend Eier und drei Zwiebeln ergänzt, um daraus eine schmackhafte Omelette zu machen. Zum Dessert hatte er einen halben Mohrenkopf besorgt, anders gesagt: einen Käse aus Holland. Es fehlte nur noch Holz, um Feuer zu machen; also packte jeder von uns ein Beil, und in weniger als 10 Minuten hatten wir in der Nähe zwei ziemlich grosse Bündel Holz zusammengelesen, die notfalls für ein Feuer bis zum nächsten Morgen gereicht hätten. Um sechs Uhr trafen unsere Tischgenossen ein, und es gab ein triumphales Hurra-geschrei, als sie unsere Vorräte sahen.

Der hintere Teil des Blockhauses wurde von einem breiten Kamin eingenommen, der aus einem reichlich mit Lehm verputzten Weiden-geflecht bestand. Wir liessen uns am Feuer nieder, die Beine gekreuzt wie bei den Türken. Weil das ganze Geschirr nur aus zwei Blechtellern bestand, von denen einer voll Tortillas war und der andere voll Bratkartoffeln, waren wir gezwungen, aus Gamellen zu essen. Dies tat der Güte des Essens keinen Abbruch, und dank dem Champagner erfasste alle Tafelnden bis zum Dessert eine fröhliche Ausgelassenheit. Den Trinkrunden und -sprüchen folgten fröhliche Refrains, Studentenlieder, Jodel und patriotische Gesänge; dann konnte jeder eine Episode aus seinem Abenteuerleben erzählen;

schliesslich war es vier Uhr morgens, als der Schlaf uns besiegte und wir uns brüderlich einer neben dem andern ausstreckten.

Der Älteste von uns war 25 Jahre alt; das ist das glückliche Alter, in dem drei Stunden Schlaf genug sind, um sich zu erholen. Schon um sieben Uhr war jedermann auf den Beinen, und nach einem Frühstück aus Resten des Vorabends verabschiedete ich mich von meinen Kompagnons und versprach ihnen feierlich, auf meinem Rückweg wieder bei ihnen haltzumachen. Ich plante, an diesem Tag Coloma zu erreichen, das hiess eine Entfernung von etwa 60 Meilen zurückzulegen; das war ein ganz schön anstrengender Ritt, und für Belustigung unterwegs blieb mir keine Zeit.

Ab Mormon Island folgte ich lieblichen kleinen Tälern, die alle mit diesen blauen Blumen ausgeschmückt waren, die ich bei näherem Hinsehen als Lupinen erkannte, und mit einer andern rot-orangen Blume; diese liebte den Schatten der Eichen, und später erfuhr ich, dass es kalifornische Papis waren. Die Bäume waren von herrlichen Vögeln bevölkert: blaue Häher, gesprenkelte Spechte, Fasane und diese charmanten Haubenrebhühner, die charakteristisch für Kalifornien sind und die ich auf Hock Farm gejagt hatte. Unter den Vierbeinern, die mir begegneten, befanden sich graue und gelbe Eichhörnchen, langohrige Hasen sowie Zwerghasen, die etwa die Grösse einer Ratte hatten. Dank der Maultiere und Karren fand ich einen ziemlich offenen Weg vor. Gegen Mittag ging es aufwärts zu den ersten Stufen der Berge. Die Hitze wurde extrem, und schlaftrunken fiel ich buchstäblich vom Pferd. Ich überliess es Cora, nach ihrem Belieben den Weg zu finden, und ich musste ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn sie wich keinen Fuss vom ausgetretenen Pfad; bei jedem Bächlein, an dem sie vorbeikam, hielt sie kurz an, um ihren Durst zu löschen, dann nahm sie ihren leichten Trab wieder auf.

Gegen ein Uhr erreichte ich Twenty Mile House, ein grosses Gasthaus, das von Maultiertreibern und Wagenführern gern aufgesucht wird. Von dort blieben mir bis Coloma noch ungefähr 20 Meilen, die ich in etwa vier Stunden zurückzulegen hoffte, indem ich gelegentlich vom Trab in den Galopp übergang, um mein Ziel noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Aus diesen Überlegungen heraus entschied ich mich, einen Halt von etwa einer Stunde einzulegen, mich zu verpflegen und Cora mit zwei Gallonen Hafer zu füttern.

Um zwei Uhr stieg ich wieder in den Sattel. Je näher ich dem Gebirge kam, desto holpriger wurde der Weg; dies zwang mich, meine Stute in leichten Trab zu bringen, dann sogar in Schritt. Es wurde mir klar, dass ich Coloma erst lange nach dem Einbruch der Nacht erreichen würde. Um sechs Uhr abends begegnete ich einem Wagenführer, der mich aufklärte,

dass ich noch 9 Meilen über furchtbare und teilweise gefährliche Wegstrecken zurückzulegen hatte. Um sieben Uhr wurde es dunkel, und ich konnte nur noch drei Schritte weit sehen, was mich zwang, mich vollständig auf meinen eigenen Instinkt und den Scharfsinn meiner Stute zu verlassen. Ich war ausserordentlich müde und wurde gleichzeitig von einem undefinierbaren Gefühl des Verlassenseins gepackt.

Solange ein Mann sich auf einen Mann abstützen kann, solange er spürt, dass er Hilfe geben und empfangen kann, dass er zwei Augen hat, um nach vorn, und zwei, um nach hinten zu sehen, und vier Arme, um sich zu verteidigen, solange erscheint ihm die Nacht inmitten der Natur nicht so bedrängend, nicht so geheimnisvoll und feindlich, wie wenn er einzig und allein auf seine eigenen Fähigkeiten angewiesen ist, Gefahren vorauszuspüren, oder allein auf seine eigene Kraft, um sich zu verteidigen. Dann verflüchtigt sich jedes Selbstvertrauen, verringert sich die Fähigkeit, seine eigenen Möglichkeiten richtig einzuschätzen, und der Mut des helllichten Tages weicht der Furcht und gespenstischen Einbildungen. Genau das geschah mir. Ich war nicht bewaffnet und so müde, dass die Gefahr mich völlig ohne Verteidigung angetroffen hätte. Bald glaubte ich, das Rascheln der Schlange, die sich durch das Gras windet, zu hören, bald den leisen Schritt des Wolfs; dann sah ich in einigen Schritten Entfernung die Bewegungen der vagen Gestalt eines Bären. Von all dem existiert in Wirklichkeit nichts, ausser dass ich zwei- oder dreimal, 15 bis 20 Schritte von mir entfernt, brusche Bewegungen grosser Tiere perfekt ausmachen konnte, die aus einer Laune oder einem Schreck heraus hochsprangen. Aber diese verdächtigen Geräusche kamen von der Seite oder von hinten, somit von Stellen, die mein Blick nicht erreichen konnte.

Es war neun Uhr abends, als ich endlich in der Ferne den Lichtschein einiger Feuer bemerkte. Ich trieb mein Pferd voran und riskierte dabei, unser Genick zu brechen. Es waren Goldsucher, die sich vor ihren Zelten aufwärmten und die mich aufklärten, dass Coloma hinter der nächsten Kurve des Weges auftauchen würde. Ich erkundigte mich bei ihnen wegen einer Unterkunft für die Nacht und war froh, als sie mir sagten, ein Deutscher hätte eine ziemlich komfortable Herberge. Fünf Minuten später erreichte ich Wimmer, der sich sofort um mein Pferd kümmerte und mir einen langen Tisch zuwies, auf dem ich sogleich einschliefe.

Coloma ist exakt der Ort, an dem Herr Marshall das Gold entdeckte; ursprünglich hiess er Sutter's Mill (Sutters Mühle), später wurde er auf seinen heutigen Namen umgetauft. Er befindet sich in einem engen, zwischen zwei Berge eingezwängten Tal. In der Mitte fliesst ein kleiner Bach, von dem man weiss, wohin er fliesst; aber niemand weiss, woher er



Sutter's Mill
(Sägemühle,
wo das erste Gold
gefunden wurde).

kommt. Die Goldsucher behaupten, dass seine Quelle im Inneren eines Berges in ungefähr 60 Meilen Entfernung von Coloma liegt und dass das Gold, das er mit sich trägt, aus den Eingeweiden dieses Berges stammt. Wenn das wahr ist, habe ich Mitleid mit diesem armen Berg, denn eines schönen Tages wird er das Schicksal des Huhns, das goldene Eier legt, erleben müssen: Man wird ihn durchwühlen, man wird ihm die Flanken durchbohren, wenn nötig, wird man ihn in die Luft sprengen.

In Coloma selbst findet man Gold nur an den Ufern dieses Baches, und man gewinnt es mittels einfacher Goldwäsche. Die Goldsucher teilen sich auf zwei Camps auf, das Camp der Amerikaner und dasjenige der Deutschen. Die Arbeitswerkzeuge sind Schaufeln, Pickel und Goldwaschpfannen. Die Pfanne, das Werkzeug, dessen man sich bedient, um die Erde auszuwaschen, ist eine Schale aus Holz oder Weissblech mit einem Durchmesser von 12 bis 15 Zoll, konisch, nicht sehr tief und in der Mitte völlig flach. Diese Gefässe können je nach Grösse 8 bis 12 Liter aufnehmen; sie werden zu zwei Dritteln mit Erde gefüllt, dann hält man sie in einen Wasserstrahl und beginnt die Wäsche mit dem Ziel, das Gold von der Erde und von Steinen zu trennen. Man schöpft neues Wasser, bringt die Pfanne in eine kreisförmige Bewegung, mittels der das Material, das leichter ist als Gold, separiert und entsorgt wird. Das ist die Arbeit des Goldwäschers, der permanent bis zu den Knien im Wasser steht. Der Goldsucher seinerseits gewinnt die goldhaltige Erde mithilfe von Pickel und Schaufel. Gewöhnlich gönnen sich diese beiden Partner einen Dritten, dessen Aufgabe darin besteht, die Erde vom Goldsucher zum Goldwäscher zu transportieren.

Wenn die Wäsche mittels Pfanne zu mittelmässige Ergebnisse bringt, gelangen «rocker» und «long-tom» (*Anmerkung des Übersetzers: Wiegensieb und Schleusenkasten*) zum Einsatz. Der «rocker» hat die Form einer Wiege; er besteht aus einem Dutzend Bretter, die etwa 6 Zoll breit sind. Seine Länge beträgt etwa 3 Fuss, diejenige des «long-tom» etwa 6 bis 10 Fuss. Am äussersten Ende der Wiege ist ein Stück Blech angebracht, vollständig durchlöchert, mit dem die Erde gesiebt wird. Um mit dem «rocker» arbeiten zu können, braucht es einen etwa 3 Fuss breiten Kanal, in den das Flusswasser geleitet wird. Dann wird sorgfältig ein kleiner Wasserfall angelegt, unter dem die Maschine positioniert wird. Der Transporteur füllt ihn mit goldhaltiger Erde, und der Wäscher schaukelt ihn wie eine Wiege. Mit einer einfachen Goldwaschpfanne konnten in Coloma pro Tag und Mann 8 bis 10 Dollar verdient werden, während mit der Maschine 40 bis 60 Dollar erreicht werden konnten, sodass jedem Partner täglich 15 bis 20 Dollar zukamen. So gab im Allgemeinen jeder Goldsucher die Goldwäscherei



**Goldsucher
bei der Arbeit.**

auf, sobald er so viel erarbeitet hatte, um einen «rocker» anzuschaffen. Die tägliche Ausbeute wurde jeden Abend zu gleichen Teilen aufgeteilt, und zu diesem Zweck besass jeder Goldsucher eine kleine Waage. Sobald die Goldsucher bei den Goldlagerstätten ankamen, suchte jeder selbst den Ort aus, den er ausbeuten wollte. Jeder hat Anrecht auf eine Fläche von 15 Fuss im Quadrat, deren Grenzen er allerdings mit Blöcken oder Steinen markieren musste. Ein solcher Platz gehörte ihm, solange er dort arbeitete oder jemand gegen Bezahlung dort arbeiten liess; sobald er jedoch den Platz verliess, hatte jeder Neankömmling das Recht, ihn in Beschlag zu nehmen.

Während ich amüsiert diesen Tätigkeiten zusah, die so interessant sind, weil der Goldsucher bei jedem Waschvorgang hofft, auf dem Boden seiner Pfanne einen schönen Goldklumpen zu finden, begann im Camp der Amerikaner ein riesiger Tumult; es waren Hurra- und Freudenschreie,

welche die Berge erzittern liessen. Ich wollte wissen, was los war, und ging entlang dem Bach bis zu einem Ort, wo mehr als 200 Yankees sich um ein Whiskyfass zusammendrängten. An diesem Morgen hatte ein Goldsucher einen sogenannten «lump» gefunden, das ist ein etwa nussgrosser Goldklumpen mit einem Gewicht von 32 Unzen. Diese Trouvaille war etwa 2800 Franken wert, und derjenige, der sie entdeckt hatte, hatte nicht gezögert, das ganze Camp einzuladen.

Eigentlich hatte ich die Absicht gehabt, meinen Weg am nächsten Tag fortzusetzen. Den Nachmittag nutzte ich, um die wichtigsten deutschen Läden zu besuchen. Aber am Abend, als ich in der Herberge meine Rechnung zahlen wollte, sagte mir Wimmer, dass am nächsten Tag vor Ort ein Strafgericht abgehalten würde, dem ohne Zweifel eine Hinrichtung durch Henken folgen würde. Also entschloss ich mich zu bleiben, weniger um beim Henken dabei zu sein, als um mich über die Art und Weise zu informieren, mit der die Amerikaner im Landesinneren Recht sprachen. Es war ein Sonntag, und damals war es Sitte, den Sonntagvormittag Justizangelegenheiten zu widmen, damit die Goldsucher der Gegend die Gelegenheit bekamen, der Gerichtssitzung beizuwohnen, ohne einen Arbeitstag zu verlieren. Man konnte den Tag des Herrn so oder anders begehen, aber ich gestehe, dass mir diese Art aufs Äusserste missfiel.

Als der Tag anbrach, wurde ich von den ankommenden Goldsuchern geweckt; sie kamen aus allen Ecken des Tales; einige hatten mitten in der Nacht aufbrechen müssen, um vor Beginn der Gerichtsverhandlung, die auf neun Uhr vormittags festgesetzt war, einzutreffen. Mein Gastgeber, selbst Mitglied der Jury, hatte die Liebenswürdigkeit, mich mitzunehmen und mir innerhalb des im Freien abgesperrten Platzes, der für das Gericht reserviert war, einen Platz zu besorgen, von dem aus ich alles, was da passieren würde, beobachten konnte. Um neun Uhr traf der Alcalde ein, vor ihm der Sheriff und zwei Hilfssheriffs, die den armen Gefangenen, dessen Hände hinter seinem Rücken fest zusammengebunden waren, an einer Leine herbeiführten. Der Alcalde, ein Bergmann von 55 Jahren, trug ein rotes Hemd und einen langen gräulichen Bart, der ihn aussehen liess wie einen Patriarchen. Er begrüßte die Versammlung und installierte sich auf einem tribünenähnlichen Podest. Davor standen zwölf leere Fässer, die der Jury als Sitzgelegenheiten dienten. Die Befragung begann. Der Gefangene war ein junger Mexikaner, dessen Gesichtszüge auf 18 bis 20 Jahre hindeuteten. Sein Kopf war unbedeckt, sein Blick fest, seine Haltung ruhig; seine Hose war den Nähten entlang geschlitzt, seine Kurzweste mexikanisch, und den Poncho hatte er über die Schulter geworfen. Er war angeklagt, seinen Arbeitskollegen mit einem Messerstich ermordet zu haben, als sie ihr

Tagesergebnis aufteilen. Für dieses Verbrechen gab es Zeugen, deshalb war die Befragung eine reine Formalität, und der arme Teufel war von vornherein verurteilt. So brauchte die amerikanische Justiz, schon immer etwas speditiver, wenn sie es mit einem Mexikaner zu tun hat, nicht lange bis zum Urteilsspruch. Der Richter wandte sich mit einer kurzen Ansprache an die Jury, die sich für ihre Beratungen unter eine Eiche zurückzog. Nach fünf Minuten kam sie zurück, und ihr Vorsitzender erklärte dem Alcalde, dass der Verbrecher einstimmig des Mordes ersten Grades für schuldig befunden wurde. Darauf erhob sich der Richter, zog seinen Hut und sprach folgende Worte, die ich nie mehr vergessen werde:

«Im Namen Gottes und des Gesetzes, José Rodriguez, verurteile ich dich zum Erdrosseln durch den Strick, bis der Tod eintritt. Bete für deine Seele, in einer Stunde wirst du nicht mehr leben.»

Ein Dolmetscher übersetzte diese Worte dem Gefangenen, der in ein Zelt geführt und dort allein gelassen wurde. Aber rund um das Zelt promenierte sechs Männer, von denen jeder seinen Revolver in der Hand hielt.

Zu diesem Zeitpunkt waren auf dem Platz der Hinrichtung mehr als 2000 Bergleute versammelt. Um ihnen gerecht zu werden, muss erwähnt werden, dass in dieser Menschenmenge Ruhe und Schweigen herrschten. Dies war ein Beweis für die Ernsthaftigkeit des Vorgangs, der unter den Augen des Schöpfers vorbereitet wurde, und bewies, dass jeder der Zuschauer einen Teil der grossen Verantwortung auf sich nahm.

Um elf Uhr wurde der Gefangene wieder herbeigeführt und unter die gleiche Eiche geleitet, in deren Schatten die Jury soeben ihr Urteil gefällt hatte. Jetzt waren seine Hände frei, und er beteiligte sich selbst an den Vorbereitungen, aufgehängt zu werden, indem er seinen Poncho wegwarf und einem der Hilfssheriffs dabei half, ihm den fatalen Strick um seinen Hals zu legen. Der Alcalde fragte ihn, ob er etwas zu sagen habe, und der Unglückliche, der wahrscheinlich kein einziges Wort Englisch sprach, antwortete mit Kopfschütteln. Darauf wurde ein Signal gegeben, und vier Mitglieder der Jury führten ihr Urteil selber aus, indem sie am Strick zogen. Man konnte sehen, wie der Verurteilte den Boden unter seinen Füßen verlor und bis unter einen dicken Ast hochgezogen wurde. Während kurzer Zeit zuckte der Körper heftig, bald jedoch bewegte er sich nicht mehr. Die Hinrichtung war beendet, José Rodriguez hatte seine Seele Gott zurückgegeben.

Die Menschenmenge löste sich schweigend auf. Zurück in meinem Hotel, versuchte ich, etwas zu essen, bevor ich mich auf meinen Weg machte, aber meine aufgewühlten Gefühle hatten mir jeden Appetit genommen, und ich verliess Coloma mit leerem Magen und einem Herz voll

Trauer. Die Sonne vergoldete die Berge und das Tal, ich hatte vor meinen Augen und in meinen Gedanken jedoch ständig diesen unglücklichen jungen Mann, der vor Kurzem noch so lebendig und jetzt ein Leichnam war, der nicht einmal eine Grabstätte hatte.

Ich wollte im New-Albion House übernachten, einem kleinen Gasthaus, in dem ich ohne Zwischenfall gegen fünf Uhr abends eintraf. Während ich mein Abendessen einnahm, sah ich ein 6 Fuss langes Individuum ankommen, mit viereckigen Schultern, aber schrecklich mager. Er trug das Gewand eines Jägers aus Kentucky: Wams, Gilet und Hose aus Wildleder, mit Fransen an den Rändern und entlang der Nähte. Auch war er vollständig bewaffnet: Revolver, Jagdmesser und Gewehr. Nachdem er dieses formidable Arsenal abgelegt hatte, verlangte er ein Dach für die Nacht, zum Abendessen Brot, Käse und eine Flasche Rum. An der Art und Weise, wie er die englische Sprache misshandelte, erkannte ich, dass es sich bei diesem Fremden nur um einen Kreolen aus Louisiana oder um einen Engländer aus Kanada handeln konnte; offensichtlich war seine Muttersprache Französisch. Ich beschloss, mich dessen zu vergewissern, und in Ermangelung einer besseren Methode verlangte ich ein Bier und sagte absichtlich «bouteille» statt Flasche. Ich hatte mich nicht geirrt, denn der Unbekannte kam auf mich zu und fragte in einem etwas verhunzten Französisch: «Vous êtes français, Monsieur?»

Ich liess ihn meine Nationalität wissen, was ihm zu passen schien, denn er streckte mir die Hand hin und setzte sich mir gegenüber. Obwohl er selber Amerikaner war, aber Kreole aus Louisiana, von französischen Eltern, verachtete er die Yankees des Nordens aufs Innigste. Er erzählte mir, dass er in Bâton-Rouge, in der Nähe von New Orleans, geboren war, dass er seine Familie verlassen hatte, um als Freiwilliger in der Armee des Generals Scott zu dienen, und dass er nach dem Krieg gegen Mexiko nach Kalifornien gekommen sei. Nach seiner Ankunft im Land des Goldes hatte er zuerst versucht, den Beruf eines Goldsuchers auszuüben. Die erzielten Ergebnisse hatten ihn jedoch entmutigt, und seit einiger Zeit versuchte er seinen Lebensunterhalt mit der Jagd auf Bären, Damwild und Rothirsche zu verdienen. Er schwor mir, dass er während der Überschwemmung von Sacramento über 2000 Dollar verdient hatte, denn in dieser Zeit waren ganze Herden von Hirschen auf kleine Inseln geflohen, von wo sie nur schwimmend entkommen konnten. Mein Nimrod näherte sich ihnen in einem Kanu und schlachtete sie ebenso leicht ab, wie wenn das Wild dort absichtlich für eine königliche Jagd parkiert worden wäre. Wer weiss nicht, dass der Übermut des Jägers, wenn er einmal dabei ist, von seinen Heldentaten zu erzählen, grenzenlos ist? Die Gelegenheit war für mein Gegen-

über zu schön, um sie nicht weidlich auszunutzen. Mir selbst gefiel es, den Abend bei Jagdgeschichten zu verbringen, die für mich schon immer eine besondere Anziehungskraft hatten.

Besonders neugierig war ich darauf, zu erfahren, wie mein Mann aus Louisiana es anstellte, ganz allein dieses kalifornische Monster zu erlegen, das unter dem Namen Grizzlybär bekannt ist; schliesslich ist der Grizzly das grösste und wildeste Tier aus der ganzen Bärenfamilie. Ich fragte ihn danach, und er beeilte sich, meine Neugier zu befriedigen, indem er mir eine Geschichte erzählte, die er gerade neulich erlebt hatte. Ich erzähle sie so weiter, wie ich sie aus seinem Mund vernommen habe:

«Heute vor sieben Tagen bemerkte ich in der Gegend von Colusi, etwa 32 Meilen von hier, anhand von zwei Zeichen die Gegenwart eines Bären. Einmal an den Spuren, die dieses schwere Tier auf seinem Weg hinterlässt, dann an der Art und Weise, wie das Schilf, das er sehr gerne futtert und das vor allem entlang den kleinen Bächen wächst, abgeweidet war. Ich lauerte ihm auf, bewaffnet mit meinem Lasso, meinem Gewehr, meinem Revolver und meinem Klappmesser; ich drückte mich mit dem Rücken gegen eine Eiche. Auf diesem Posten wartete ich. Um sieben Uhr abends, beim Einbruch der Nacht, als ich schon ungeduldig wurde, kam der Bär vom Berg herunter. Es war ein prächtiger Grizzly, sicher etwa 900 bis 1000 Pfund schwer. 20 Schritte vor mir hielt er an, um zu trinken; so wie dieser Dummkopf sich mir präsentierte, hätte ich ihn mit einem Schuss töten können. Aber manchmal habe ich meine Launen; wenn ich einen dieser Herren sehe, steigt mir das Blut in den Kopf, und eine unbändige Lust packt mich, mich mit meinem Gegner ein wenig zu amüsieren, so wie eine Katze mit einer Maus spielt, bevor sie ihr den Gnadenstoss gibt. Was wollen Sie, manchmal langweile ich mich mitten in dieser Abgeschiedenheit von morgens bis abends, und wenn sich eine Gelegenheit zu einigen Augenblicken der Erregung bietet, kann ich sie mir nicht entgehen lassen.

Also erlaubte ich meinem Bären, seinen Durst schön langsam zu stillen; ich wusste, dass er nach dem Trinken sich daran machen würde, im Schilf zu grasen ... In der Tat, als der Grizzly direkt neben sich ein appetitliches Büschel Schilf entdeckte, richtete er sich auf seinen Hinterbeinen auf, umarmte es mit seinen Vordertatzen, genauso wie es ein Schnitter mit einer Garbe Weizen macht, und machte sich daran, es zu fressen, wobei er seinen grossen Kopf senkte, um zuerst an die zartesten Triebe heranzukommen.

In dieser Haltung bot mir das Tier offen seine Brust an, aber anstatt ihm eine Kugel ins Herz zu schiessen, zielte ich so, dass mein Schuss in die Schulter eindrang. Der Bär brüllte auf und schaute um sich, um zu

sehen, woher dieser plötzliche Schmerz kommen konnte. Sofort zeigte ich mich ihm und machte ein paar Schritte in seine Richtung. Als der Bär mich bemerkte, kam er, anstatt zu fliehen, mir entgegen, und als er fünf bis sechs Schritte vor mir stand, richtete er sich auf seinen Hinterbeinen auf und machte sich daran, mich zu ersticken. Ich packte die Gelegenheit, nahm meinen Revolver, zielte auf seine Brust und feuerte aus allernächster Nähe. Der Bär taumelte, rollte in den Bach, versuchte wieder aufzustehen, allerdings vergeblich, und er konnte weder die eine noch die andere Seite der beiden steilen Uferböschungen erreichen. Nach fünf Minuten endete sein Todeskampf, und als er starb, brüllte er noch so laut, dass – wenn die Überlieferung wahr ist – jetzt alle Bären aus den kalifornischen Bergen herbeirennen müssen. Ich musste ihn im Bach in vier Teile zerlegen, und die einzelnen Viertel waren so schwer, dass ich sie mithilfe meines Lassos bis zu meinem Baum schleppen musste, wo ich sie zum Schutz vor den Kojoten aufhängte; später, bei passender Gelegenheit, würde ich sie mit meinem Maultier abtransportieren.»

In meinen Augen wurde der Erzähler umso grösser, je weiter er in seiner Geschichte kam; ohne Zweifel war es mein bewundernder Blick, der ihn zum Lachen brachte.

«Ah! Mein junger Freund», sagte er, «Sie mögen staunen, aber wenn die Geschichte immer so bequem ablaufen würde, wäre die Bärenjagd etwa so ruhmvoll wie das Erlegen eines Eichhorns.»

Bei diesen Worten spürte ich, dass auf seiner Zunge eine Geschichte wartete, die noch leidenschaftlicher war als diejenige, die ich gerade gehört hatte. Ich bedrängte ihn mit Fragen, und nachdem er ein Glas Rum in sich hineingeschüttet hatte, nahm er seinen Faden wieder auf:

«Hören Sie mir also zu, wie ich Bekanntschaft mit dem Bären gemacht habe. Zu der Zeit, zu der ich mich entschloss, meinen Lebensunterhalt mit meinem Gewehr zu verdienen, wohnte ich in der Nähe von Tularés, im San Joaquin County, und ich hatte mir eine Jagdhütte gebaut, in die ich mich jeweils in der Nacht und während der schlimmsten Hitzezeiten zurückzog. Eines Nachts, nach einer Abwesenheit von drei Tagen, die ich genutzt hatte, um in Stockton meinen Wildvorrat zu verkaufen, war ich in meine Hütte zurückgekommen. Die Türe meiner Hütte liess sich mit einem Schnappschloss nur behelfsmässig schliessen; sie stand aber weit offen, und ich hatte den Eindruck, dass ein Haufen Mais, den ich in einer Ecke angelegt hatte, sehr viel kleiner geworden war. Der Maisvorrat war für mich nicht sehr wichtig, was mir aber nicht gefiel, war, dass jemand sich erlaubt hatte, sich an meinem Eigentum zu vergreifen, ohne mir das anzukündigen. In dieser Handlung sah ich nicht nur einen Dieb-

stahl, sondern eine Art Verachtung des Diebes gegenüber dem Bestohlenen. Da der Dieb die Türe offen gelassen hatte, schien er keine Hemmungen zu haben und zu planen, wiederzukommen.

Ich legte mich schlafen; weil ich den Dieb erwartete, legte ich das Beil, mit dem ich meine Hütte gezimmert hatte, und mein langes mexikanisches Messer, das ich normalerweise am Gürtel trug, neben mich. Wie für jedermann, der im Freien lebt, ist der Schlaf, auch wenn er nur in kleinen Dosen genossen wird, auch für mich eine absolute Notwendigkeit. In der Folge nützten alle meine Anstrengungen, wach zu bleiben, nichts: Ich schlief ein. Mitten in der Nacht wachte ich auf. Es schien mir, dass jemand kühn in meinem Maishaufen herumwühlte, und die trockenen Blätter raschelten von Berührungen, die nicht aufhören wollten. Offenbar hatte der Dieb sich nicht mal bemüht, nachzusehen, ob jemand im Bett lag, und angenommen, dass ich immer noch abwesend war. Völlig sorglos plünderte er den Maishaufen. Das erschien mir bei Weitem zu frech, und ich schrie ihn auf Spanisch an: <Qui va là?>

Der Lärm hörte auf, aber eine Antwort kam nicht. Da richtete ich mich auf meiner Liege auf, und als ich sah, dass der Dieb weiter schwieg, wiederholte ich meine Frage auf Englisch; aber mit der einen Sprache war ich genauso erfolglos wie mit der andern. Dieses Schweigen war wirklich beunruhigend: Das Individuum, das in die Hütte eingedrungen war, wollte diese zweifellos auf die gleiche Art wieder verlassen, also inkognito. Es schien sich mit leisen und dumpfen Schritten zu bewegen, wie ein Mensch, der nicht gehört werden möchte; allerdings verriet sein Schnaufen, über das es weniger Kontrolle hatte als über seine Schritte, seine Gegenwart. Auch schien es mir, dass diese Schritte sich nicht gegen die Türe, sondern auf mich zuwendeten. Bald hatte ich keine Zweifel mehr, der Dieb suchte mich zu überraschen und näherte sich der Vertiefung, die mir als Schlafnische diente. Ich bereitete mich vor, den Kampf aufzunehmen, und da es aussah, als ob ein Nahkampf bevorstünde, nahm ich mein Messer in die linke Hand und mein Beil in die rechte und wartete. Schliesslich spürte ich mehr, als dass ich es sah, dass mein Gegner nur noch zwei Schritte von mir entfernt war; ich streckte meine Hand aus und traf auf eine derbe und haarige Haut. Ich konnte keinen Zweifel mehr haben: Der Dieb war ein Bär.

Ich schreckte heftig zurück, aber die Wand hinter mir verhinderte, dass ich noch weiter ausweichen konnte; ich musste also, ob ich wollte oder nicht, mich dem Kampfe stellen. Im Übrigen war ich sowieso kein Mann, der zurückweicht; gegenüber Gefahren war und bin ich ein wenig verrückt. Ich erhob meinen mit dem Beil bewaffneten Arm und schlug

aufs Geratewohl mit vollem Schwung zu, dabei verliess ich mich auf die Vorsehung, was meinem Arm begegnen könnte. Er traf eine der Bärenpranken, in die er eine tiefe Kerbe schlug. Auf diesen unerwarteten Schlag antwortete der Bär mit einem furchtbaren Gebrüll, und mit seiner intakten Pranke zog er mich seitlich an sich. Ich hatte gerade noch Zeit, meine Hand unter der Bärenpranke wegzuziehen und den Griff meines Messers gegen meinen mexikanischen Patronengürtel zu drücken. Damit erreichte ich, dass der Bär, je enger er mich an sich presste, das Messer selbst immer stärker in seine eigene Brust stiess. Unterdessen, meine rechte Hand war frei geblieben, hämmerte ich mit der Stahlklinge meines Beils dem Bären auf die Nase. Aber der Bär ist ein Tier mit einer zähen Haut: Es dauerte lange, bis er merkte, dass er mit seiner Umarmung sich selbst erdolchte. Die Umarmung kam mir selbst ein wenig kräftig vor, dann traf das Messer so richtig auf vitale Innereien. Der Bär brüllte fürchterlich und stiess mich zur Seite. Der Stoss erfolgte mit einer Gewalt und Stärke, von der ich mir keine Vorstellung machen konnte; ich wäre gegen die Wand platt gedrückt worden, wenn der Zufall nicht dafür gesorgt hätte, dass ich durch die offene Tür flog und zehn Schritte weiterrollte. Während meines Flugs verlor ich mein Beil, und da mein Messer noch im Bauch des Bären steckte, war ich plötzlich waffenlos.

Zum Glück befand sich in meiner Reichweite ein Stoss Eichenpflocke, so zugespitzt wie Spiesse, die ich vorbereitet hatte, um meine Hütte zu umzäunen. Obwohl von meinem Sturz noch etwas benommen, packte ich einen dieser Pflöcke, um ihn bei Bedarf zur Hand zu haben. Bald bekam ich die Gelegenheit, diese Waffe zu gebrauchen, denn das wegen seiner doppelten Verwundung wuterfüllte Tier war mir knurrend nach draussen gefolgt. Ich sammelte alle meine Kräfte und, da es sich offenbar um einen Kampf auf Leben und Tod handelte, liess auf den Kopf des Bären einen Hagelschauer von Schlägen trommeln, die den Schädel eines Stiers zertrümmert hätten. Aber der Bär war so geschickt wie ein Fechtmeister und parierte die Mehrzahl der für ihn bestimmten Schläge, wobei er gleichzeitig versuchte, den Pflock zu packen und meinen Händen zu entreissen. Wenn nicht eine seiner Pranken verletzt gewesen wäre, hätte er es schneller geschafft, aber schliesslich gelang es ihm. Als er den Pflock gepackt hatte, widerstand ich nicht und liess ihn sofort los, und zwar genau in dem Moment, als er mich mit einer heftigen Schüttelbewegung in die Luft schleudern wollte. Da der Bär Widerstand erwartete, fiel er auf seinen Rücken. Noch während seines Sturzes rannte ich in die Hütte und wollte gerade die Tür hinter mir zuschlagen. Der Bär aber wollte mich nicht so billig davonkommen lassen: Er war praktisch gleichzeitig bei der

Tür, als ich sie zustossen wollte, und stürzte sich dagegen. Damit wurde die Tür aus den Angeln gerissen, und wir beide, durch die Türe getrennt, kugelten in den hintersten Teil der Hütte. Noch während des Fallens konnte ich das Beil, das ich verloren hatte, wieder packen. Ich benutzte die Tür, die der Bär zwischen seinen beiden Pranken hielt, als Schild, und es gelang mir, auch die zweite Bärenpranke zu verletzen.

Der Bär, unfähig, seine beiden Pranken zu benutzen, und mit einem Messer, das bis zum Griff in seiner Brust steckte, begann zu begreifen, dass sich das Kampfesglück gegen ihn wandte: Er zog seinen Rückzug in Erwägung. Aber ich hatte meine Taktik so geplant, dass alle meine Bewegungen mich in Reichweite meines Gewehrs, das ich bisher nicht einsetzen konnte, bringen mussten; als ich es endlich unter meiner Hand erspüren konnte, sprang ich darauf, lud es und wich ein wenig zurück. Genau in diesem Augenblick tauchte zwischen zwei Wolken der Mond auf, wie um mir zu Hilfe zu kommen, und gab mir die Möglichkeit, gut zu zielen. Der Bär wütete immer noch gegen die Türe, unter der er zweifellos immer noch seinen Feind vermutete. Als er mich aufrecht sah, schien er einen Augenblick mit der Entscheidung zu zögern, ob er sich davonmachen oder den Kampf fortsetzen sollte. Schliesslich fasste er seinen Entschluss und richtete sich mit einem schrecklichen Gebrüll wieder zum Kampf auf, zum Nahkampf, wie er es gewohnt war.

Ich hatte diese Bewegung erwartet und feuerte aus kürzester Entfernung auf die andere Flanke als diejenige, in der das Messer steckte. Der Bär wich zwei Schritte zurück und fiel schwerfällig hintenüber. Die Kugel hatte sein Herz getroffen. Obwohl es ein Schwarzbär war, war er fast so schwer wie ein Grizzly und wog 180 Pfund.

Allerdings wäre diese Geschichte, wenn ich es mit einem Braunbären anstatt mit einem Schwarzbären zu tun gehabt hätte, sehr wahrscheinlich anders verlaufen, denn Braunbären kämpfen auch mit Zähnen und Krallen; im Gegensatz dazu bedient sich ein Schwarzbär nie dieser Waffen. Er versucht seinen Gegner mit den Armen zu packen, an seinen Körper zu drücken und mit einer fürchterlichen Umarmung zu zermalmen. Dies erklärt, wie ich diesen Kampf ohne Biss- und Kratzwunden bestehen konnte.»

Man wird meine Bewunderung für diesen Mann, der an so schreckliche Jagderlebnisse gewohnt war, verstehen. Mein Mann aus Louisiana hatte noch viele andere Gefahren ausgestanden, nicht nur in Kalifornien, sondern auch in Mexiko und an den Ufern des Mississippi. Während ich ihm zuhörte, verstrich die Zeit so schnell, dass Mitternacht schon vorbei war, als die Kerze, kurz vor dem Erlöschen, uns anzeigte, dass es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben. Wir streckten uns auf dem Tisch brüderlich

Seite an Seite aus, und gut eingewickelt in meinen Poncho dauerte es nicht lange, bis ich in meinen Träumen die Heldentaten meines Kompagnons nochmals erlebte.

Am nächsten Morgen drückte ich meinem Kreolen die Hand und machte mich wieder auf den Weg in Richtung Nevada. Der Morgen war strahlend, Cora hatte ihre ganze Lebendigkeit wiedergewonnen, und seit Langem hatte ich mich nicht mehr so leicht und froh gefühlt. Dieses Nomadenleben, quer durch die Berge, gab mir ein Gefühl von Unabhängigkeit und Zufriedenheit wie die Freiheit selbst. Man atmete tiefer als anderswo, die Gedanken flogen höher und waren stolzer, wie wenn sie für eine Weile über den Niederungen des Alltags schwebten.

Um zehn Uhr machte ich am Ufer eines Baches eine Pause, unter einer Gruppe von Kiefern von einer Mächtigkeit und Höhe, von der man in Europa keine Vorstellung hat. Sie waren gut 200 Fuss hoch und hatten 10 bis 12 Fuss Stammdurchmesser. Ich hatte ein hohles, mit klein gehacktem Rauchschenken gefülltes Brot mitgenommen und eine mit Schnaps gefüllte Feldflasche. Da klares Wasser vor meinen Füßen vorbeifloss, genügte dies für eine Prinzenmahlzeit, der ich alle Ehre machte, während meine Stute neben mir weidete.

Gegen zwei Uhr nachmittags, gerade als die Sonne anfang, mir lästig zu werden, bemerkte ich vor mir am Ende des kleinen Tals mehrere Rauchfahnen, die in schwarzen Wirbeln aus schlanken Kaminen hochstiegen. Es sah genauso aus, wie wenn ich mich plötzlich in irgendeinem Industriezentrum in der Gegend von Mülhausen, von Rouen oder von Manchester befunden hätte. In der Tat handelte es sich um Dampfmaschinen, die dort wie Champignons aus dem Boden gesprossen waren.

In Nevada hatte ich alte Bekannte: die beiden Brüder Pellaton, die in der Schweiz zu Recht als ausgezeichnete Gewehrschützen weit herum bekannt waren. Einer der beiden Brüder führte in San Francisco das Hotel Bundeskreuz, wo sich später die schweizerische Wohltätigkeitsgesellschaft, die ich zu meiner Genugtuung gründen und präsidieren durfte, einmal im Monat versammeln sollte. Der andere Bruder war gegenwärtig damit beschäftigt, zusammen mit andern Landsleuten eine Quarzmine auszubeuten, die in den Annalen von Nevada unter dem Namen «Helvetia Mine» bekannt war. Pellaton, bei dem ich abstieg, war nicht nur so freundlich, mich mit den wichtigsten lokalen Geschäftsleuten bekannt zu machen, er zeigte mir auch im Rahmen einer gründlichen Führung, wie die Quarzminen im Einzelnen funktionierten.

Es war ein anderer Schweizer, ein Waadtländer, der im Juni 1849 feststellte, dass in diesem privilegierten Land das Gold nicht nur in der Erde

und entlang der Flussufer gefunden werden kann, sondern dass es sich als fester Bestandteil auch im Quarz, der manchenorts das Fundament der kalifornischen Berge bildet, enthalten ist. Allerdings genügte die Kraft der Arme nicht, um dieses Gold, das quasi mit dem Stein fusioniert war, zu gewinnen; so musste man an viel mächtigere Mittel denken. Der glückliche Bergmann hatte sich also vom Alcalde des County seine Rechte an einer Goldader, die er entdeckt hatte, bestätigen lassen. Dann besorgte er sich mit einem Hammer einige Muster des goldhaltigen Quarzgesteins und ging damit nach San Francisco. Dort suchte er einen Investor auf, eine Art «Mannaspender» für den Erfinder, der sich dann daran machte, eine Aktiengesellschaft zu errichten, von deren zukünftigem Gewinn er allerdings einen grossen Teil selbst beanspruchte. Diese normalerweise 100 Aktien wurden zum Preis von 1000 Dollar pro Aktie in Achterpaketen placiert. Wenn dann das Kapital von 100 000 Dollar beisammen war, liess man aus New York eine Dampfmaschine mit einer Leistung von 20 Pferdestärken kommen, die zwölf Eisenstampfer auf und ab bewegen und damit Gestein zermahlen konnte. Diese Maschine traf im Dezember 1849 ein und wurde im Januar 1850 installiert. In New York hatte sie 20 000 Dollar gekostet, der Transport von New York nach San Francisco belief sich auf 2000 Dollar, aber der von San Francisco nach Nevada, Installation eingeschlossen, hatte die enorme Summe von 53 000 Dollar gekostet. Man erwartete von ihr Wunder, und tatsächlich, zu der Zeit, als ich Nevada besichtigte, konnte aus jeder Tonne Quarz nach einem anfänglichen Ertrag von 3000 Dollar immer noch der Gegenwert von 2600 Dollar erwirtschaftet werden. Das war ein ausgezeichnetes Ergebnis, wenn man rechnet, dass die Maschine jeden Tag 30 bis 40 Tonnen Quarz in Staub verwandeln konnte und dass der Gewinn eines einzigen Tages beinahe eine halbe Million Franken erreichte.

Innert kurzer Zeit waren, angelockt von solchen Gewinnmöglichkeiten, sechs weitere Firmen gegründet worden, und gleich viele Maschinen arbeiteten in Konkurrenz zu derjenigen meines Landsmanns. Darüber hinaus wurden weitere aus New York erwartet, und jeden Tag konnte man beobachten, wie eine neue Gesellschaft mit oder ohne Kapital gegründet wurde. Wenn ein Fremder den Goldsuchern zuhörte, wie sie von ihren Anteilen an den Goldfeldern und von ihren Goldadern sprachen, konnte man meinen, mitten unter Millionären zu sein. Also war ich schon erstaunt, als ich meinen Freund Pellaton, der sich für eine dieser Firmen interessierte und fünf Aktien für 5000 Dollar das Stück gekauft hatte, beobachtete, wie er sich Sorgen über seinen Kauf machte. Er erklärte mir seine Befürchtungen, indem er mir sagte, dass der grösste Teil der Gewinne regelmässig in den Händen der Verwaltungsräte in San Francisco zer-

schmilzt, und zwar für Betriebskosten, Zinsen, Reparaturen usw. Dies liess mich daran denken, dass hier wie überall auf der Welt die armen Aktionäre meistens die Rolle von Schafen haben, die von den Verwaltungsräten so kahl wie möglich geschoren werden.

In Nevada besteht das an die Minen angrenzende Land aus einer gräulichen Erde, die eher den Charakter eines vulkanischen Produkts hat als den von eigentlichem Humus. Diese Erde, deren Schicht höchstens 1,5 bis 2 Fuss dick ist, ist vollständig unfruchtbar. Unterhalb der grauen Erde erscheint eine rötliche Schicht, die das Vorhandensein von Gold anzeigt und etwa einen Fuss dick den goldhaltigen Fels bedeckt. Diese Schicht ist fein, leicht, sehr sanft zu berühren und besteht fast vollständig aus Feuerstein. Wenn der Bergmann den Fels erreicht, legt er ihn ein Stück weit frei, so weit, bis er entweder von Auge oder durch die Analyse von Quarzstücken eine Goldader entdeckt, die reich genug ist, um eine gründlichere Untersuchung zu rechtfertigen. Dann beginnt unter Einsatz von Pickel, Brecheisen und Sprengpulver diese geduldige, harte und langsame Arbeit des echten Bergmanns, dessen Aufgabe es ist, durch den Fels hindurch in die Eingeweide der Erde vorzudringen. Er gräbt sich einen Tunnel, der bald nach unten führt, bald steigt, sich nach links und rechts windet und Schritt für Schritt den launischen Kurven der Goldader folgt. Das Material, das er ausbricht, wird nicht weggeworfen, sondern sorgfältig eingesammelt und beim Eingang des Tunnels in ein riesiges Behältnis deponiert, von wo es unter den Zähnen der Stampfer landet. Bis jetzt konnten Menschen und Sprengpulver die Arbeit bewältigen, ab hier wird das Werk der wundersamen Kraft des Dampfs anvertraut. Jeder der zwölf Stampfer besteht aus einer Masse von Gusseisen, die 60 bis 80 Zentner wiegt und alternierend mit seinem Nachbar arbeitet. Sobald der Quarz genügend fein zu Sand zermahlen ist, wird dieser in einem «long-tom» durch ein Sieb passiert und erfährt dort einen ersten Waschgang. Allerdings trennt sich das Gold vom Stein nicht so wie von der Erde; der gewaschene Sand muss wieder eingesammelt werden und landet in einem Schmelztiegel, wo er mit einer Dosis Quecksilber zusammengebracht wird. Erst wenn die Mischung erhitzt wird und zu kochen beginnt, verflüchtigt sich alles, was nicht Gold ist, und dann erst kann der Bergmann den Gegenwert von 40 bis 50 Zentnern Golderz in seiner Hand betasten.

Ich verbrachte den ganzen Tag in den Minen; dank Herrn Pellaton fand ich überall Einlass und konnte meine Neugier in jeder Hinsicht befriedigen. Die vergleichsweise am weitesten fortgeschrittene und ergiebigste Mine war die bereits erwähnte «Helvetia Mine». Ich durfte sie bis zum Tunnelende besuchen; dort zeigte man mir die berühmte Goldader,

die eine Dicke von etwa 0,5 und eine Breite von etwa 4 Zentimetern hatte. In andern Minen ist sie so dünn wie eine Messerklinge oder in mehrere Zweige unterteilt; in bestimmten Minen ist das Gold für das Auge gar nicht sichtbar, und der Bergmann erkennt seinen Verlauf nur am Gewicht des Gesteins. Diese Letzteren sind häufig die ergiebigsten Minen, denn das Gold ist, obwohl es weniger kompakt auftritt, im Inneren des Gesteins über eine grössere Menge Erz verteilt.

Als ich von Mine zu Mine spazierte, fiel mir ein vollständig verlassener Stollen auf, und ich erkundigte mich bei meinem hilfreichen Führer nach dem Grund. Erklärte mich auf, dass die Ader, die Anlass zu dieser Bohrung gegeben hatte, anfänglich ergiebiger gewesen war als die berühmte «Helvetia Mine» und dass am Jahresanfang jede Aktie einen Wert von 50 000 bis 60 000 Dollar gehabt hatte, dass aber, nach Erreichen einer gewissen Tiefe, die Ader plötzlich verloren gegangen sei. Während zwei Monaten hatte man verbissen, jedoch völlig erfolglos, nach der Fortsetzung der Ader gesucht; dann hatte man den Stollen aufgegeben und ihm den Namen «verwünschte Mine» gegeben.

«Leider hängt dieses Schicksal uns allen vor der Nase», fügte Pellaton nachdenklich hinzu, «und deshalb haben Sie inmitten dieses riesigen Wohlstands so viele sorgenvolle Gesichter beobachten können. Heute sind die Preise unserer Aktien jenseits von Gut und Böse, vielleicht schon morgen sind sie keinen Centime mehr wert, denn alles hängt von dieser mysteriösen Goldader ab, deren launischen Verlauf niemand kennt und die sich genau in dem Moment, wo sie die schönsten Resultate verspricht, in nichts auflösen kann.»

Am nächsten Morgen verliess ich Nevada, mehr als je vom riesigen Reichtum der kalifornischen Minen überzeugt, aber fest entschlossen, mich nie von ihrer trügerischen Anziehungskraft in Versuchung bringen zu lassen. Ich folgte ziemlich genau dem Weg, den ich gekommen war, und am nächsten Abend kam ich wieder auf Mormon Island an, wo mich die kleine Schweizer Kolonie mit offenen Armen empfing. Die vier Partner waren guter Laune; sie hatten glücklich ihren Kanal fertig gebaut und damit begonnen, die Ernte einzufahren. Ihre Schulden waren bezahlt, und sie hatten sich versprochen, in Kürze eine Runde durch San Francisco zu drehen, einmal um sich von ihren Mühen zu erholen, aber auch um fröhlich den Überschuss in ihrer Kasse auszugeben. Allerdings war ihnen genau an dem Tag, als sie den Kanal geflutet hatten, etwas passiert, was sie nicht erwartet hatten.

Etwa 20 Amerikaner, die nur gerade auf diesen Augenblick gewartet hatten, waren bei ihnen aufgetaucht und erklärten ihnen, dass sie die

Absicht hätten, das Flussbett in Beschlag zu nehmen, und zwar unter dem Vorwand, dass der American-Fluss ein amerikanisches Gewässer sei und dass niemand ausser amerikanische Bürger das Recht hätte, dessen Lauf zu verändern. Die Schweizer hätten also zu verschwinden, andernfalls würde man sie, da sie ja zwanzig gegen vier seien, vertreiben. Meine Landsleute waren zwar vollständig im Recht, das wussten sie, aber sie waren die schwächere Partei. Also schlugen sie vor, die Meinungsverschiedenheit vor dem Alcalde zu klären, und das wurde akzeptiert. Zum Glück für meine Freunde war der Alcalde, obwohl Amerikaner und überdies einer ihrer grössten Gläubiger, ein gerechter Mann, sodass er gegen seine Landsleute den Schweizern recht gab, die ab diesem Zeitpunkt nicht mehr belästigt wurden.

Zusammen verbrachten wir einen Abend, der demjenigen, den wir anlässlich unserer ersten Begegnung gefeiert hatten, in Bezug auf gutes Essen, Gesänge und Ausgelassenheit in nichts nachstand.

Am Folgetag brach ich von Mormon Island auf und kehrte bei Nachteinbruch nach Sacramento zurück, wo ich von meinem Handlungsgehilfen und meinem Lagerjungen ungeduldig erwartet wurde.

propres compatriotes et confirma le droit des Suisses, qui dès lors ne furent plus inquiétés. -

Nous passâmes ensemble une soirée qui ne le cède en rien en bonne ^{ou} chair, chansons et gaieté à celle qui avait fait les frais de notre première rencontre. Le lendemain j' quittais Mormon - Island et à la tombée de la nuit j' rentrai à Sacramento où j'étais impatientement attendu par mon commis et mon garçon de magasin.

IX

Suite de mon séjour à Sacramento

Pendant mon excursion aux mines la famille de Monsi. Sutter était arrivée d'Europe et le Capitaine qui se trouvait à Sacramento, pour acheter divers meubles & ustensiles indispensables à l'installation des nouveaux arrivés m'invita à lui faire une seconde visite à Hok farm.

Malheureusement je dus refuser ne pouvant à chaque instant quitter mon magasin pour courir après les distractions, mais j' profitai de la présence du Capitaine pour lui acheter au compte à tiers avec 2 autres Suisse mille acres de terres arables avoisinant le Fort et situés aux confins de la ville de Sacramento, dont la dernière rue touchait notre propriété.

Moyennant \$ 20 par acre, payés comptant, Sutter

9 Fortsetzung meines Aufenthalts in Sacramento

Während meines Besuchs in den Minen war die Familie von Herrn Sutter aus Europa eingetroffen, und der Hauptmann, der sich gerade in Sacramento aufhielt, um verschiedene Möbel und Utensilien zu kaufen, die für die Unterbringung der Neuankömmlinge unentbehrlich waren, lud mich zu einem zweiten Besuch auf Hock Farm ein. Leider musste ich ablehnen, da ich nicht jeden Augenblick mein Geschäft allein lassen konnte, um Zerstreuungen nachzugehen. Ich profitierte jedoch von der Anwesenheit des Hauptmanns, um ihm mit zwei andern Schweizern zusammen als Drittelspartner ein landwirtschaftlich nutzbares Gelände von 1000 Acres abzukaufen, das gerade jenseits der Stadtgrenze von Sacramento lag und dessen letzte Strasse direkt an unser Grundstück anstiess.

Wir zahlten bar, 20 Dollar pro Acre, und Herr Sutter lieferte uns eine Urkunde, die wir für vollkommen in Ordnung hielten, aber in Wirklichkeit war sie es so wenig, dass mich in der Folge dieser Kauf in eine Serie von Prozessen hineinziehen sollte, von denen jeder noch schlechter abgeschlossen und noch kostspieliger wurde als die früheren.

Am Tag nach der Abreise des Hauptmanns begab ich mich mit meinen Mitkäufern, einem gewissen Rippstein und einem gewissen Thoman, auf unser Gelände, um es zu besichtigen und in Besitz zu nehmen; wir waren völlig verdutzt, als wir ein halbes Dutzend kleine Häuser und ebenso viele Umzäunungen vorfanden, die ganz frech innerhalb der Grenzen unserer Neuakquisition errichtet worden waren.

Wir berieten und entschlossen uns, an die Türen dieser Eindringlinge zu klopfen, um sie zu fragen, mit welchem Recht sie dieses Gelände in Beschlag genommen hatten, das wir mit klingender Münze bezahlt hatten. Der Erste, ein Yankee namens Baker, zeigte uns eine Urkunde von Hauptmann Sutter für 50 Acres Land; der Zweite, Wadsworth, besass ein beglaubigtes Verkaufsversprechen des Hauptmanns für ein Viereck von 24 Acres; ein Dritter, Moldreiff, ein verschlagener älterer Mann, behauptete, vom Hauptmann einen Pachtvertrag über sechs Jahre für ein Gelände von 120

Acres bekommen zu haben; ein Vierter schliesslich, der allzu berüchtigte Squatter Mahoney, der sich die Nordecke unseres Geländes unter den Nagel gerissen hatte, begnügte sich damit, uns gegenüber zu behaupten, er kenne keinen Hauptmann Sutter, aber dass er auf diesem Land sitze, weil es jedem amerikanischen Bürger zustehe, 100 Acres Land zu besitzen. Er versicherte uns, das Gewehr in der Hand, dass ihn kein Mensch auf dieser Welt von seinem Zuhause vertreiben könne, und er genierte sich nicht zu sagen, wobei er auf seine Waffe zeigte, dass er sich auf sie verlassen würde, um sich Respekt für sein Recht zu verschaffen.

Was tun? Wir mussten wohl oder übel Prozesse in Gang bringen, und da keiner von uns es sich mit Hauptmann Sutter verderben wollte, beschlossen wir, gegen diejenigen vorzugehen, die unberechtigt unser Land besetzten. Unser Anwalt empfahl uns, als Sofortmassnahme zur Sicherstellung unseres Eigentums unverzüglich jemanden darauf zu installieren, um damit einen Akt der Inbesitznahme zu setzen; wir befolgten diesen Rat und überliessen vier unserer Landsleute, die eine Anstellung suchten, für zwei Jahre 30 Acres, dies unter der Bedingung, dass sie den Rest des Geländes zu überwachen hätten. Bei diesen vier Schweizern handelte es sich um die zwei Brüder Lombard, eine der besten Familien aus Genf, den jungen Küenzi aus Erlach, unzählbarer Sohn meines früheren Patrons, und um einen namens Hoffmann, der aus dem gleichen kleinen Dorf stammte, in dem mein Vater Pastor war. Dieses Quartett machte sich daran, Gemüse und Kartoffeln zu pflanzen, um dann die Ernte an die Einwohner von Sacramento zu verkaufen. Unglücklicherweise waren unter ihnen drei unverbesserliche Nichtsnutze neben einem einzigen Arbeiter, sodass alles, was dieser Letzte im Schweisse seines Angesichts verdiente, von den andern aufgegessen oder verschleudert wurde. In der Folge verwandelte sich ihr gutes Einvernehmen bald in Streit, so gründlich, dass ich eines Morgens zur Kenntnis nehmen musste, dass während der Nacht Küenzi und Hoffmann sich gegenseitig über Felder und Gräben gejagt und sich mit Gewehren verfolgt hatten. Meine eigentlichen Gegner, die Squatter, denen wir den Prozess machen wollten, mussten meine zu kampfsüchtigen Gärtner trennen, um sie daran zu hindern, sich gegenseitig zu töten. Es versteht sich von selbst, dass damit mein Entgegenkommen gegenüber unseren Landsleuten beendet war; erneut war ich wieder der Gnade der ersten Squatters ausgeliefert, als ein Ereignis passierte, das mich teilweise von meinen Sorgen und Prozessen entlastete.

Hauptmann Sutter besass, ich wies schon früher darauf hin, den grössten und fruchtbarsten Teil des Sacramento-Tals. Da er ständig in

Geldnot war, verkaufte er täglich – oder liess durch seine Agenten verkaufen – Parzellen aus seinem riesigen Grundbesitz. Im Frühjahr 1850 befand sich schon alles, was in einem Umkreis von 4 Meilen der Stadt Sacramento lag, in andern Händen. Es kam häufig vor, dass Käufer, wenn sie ihre Akquisitionen in Besitz nehmen wollten, auf ähnliche Hindernisse stiessen, wie ich sie selbst zu bekämpfen hatte. Die Squatters drangen überall ein, sie stellten eine Unzahl von absurden Behauptungen auf, bestritten die Gültigkeit der Landschenkungen, die Sutter von der mexikanischen Regierung erhalten hatte, und stritten mit Sutter über die wirklichen Grenzen seiner Ländereien. Daraus entstand eine unentwirrbare Verwirrung, von der die Eindringlinge umso ungestrafter profitierten, als sie die strittigen Gelände in Beschlag genommen hatten und denjenigen Gewehrschüsse androhten, die versuchen sollten, sie zu vertreiben.

Zum Unglück dieser Gegner der Ordnung und Feinde des guten Rechts existierte damals in Sacramento ein Mann, der ebenso entschlossen war, sein Eigentum einzufordern, wie sie selbst es waren, ihre Behauptungen zu verteidigen. Dieser Mann hiess Samuel Brannen. Er war kaum 26 Jahre alt, aber trotz seines jungen Alters redete man schon von gewissen Heldentaten, die bewiesen, wie wenig Bedeutung er der Gefahr oder gar dem Verlust des Lebens beimass.

Ich zitiere hier aus mehreren Berichten, die in der Öffentlichkeit über ihn zirkulieren, denjenigen, der mir am besten geeignet scheint, diese abenteuerliche Persönlichkeit zu charakterisieren.

Sam, so nennen ihn kurz seine Landsleute, die Yankees, war 1848 vom grossen Salzsee mit etwa 50 Mormonen, die ihn als Chef anerkannten, herübergekommen. Er liess sich mit seiner Gruppe bei Mormon Island nieder, wo sie auf der Suche nach Gold den Boden umgruben. Dies dauerte bis zum Zeitpunkt, zu dem die Flut der aus allen Teilen der Welt eindringenden Goldsucher die Gruppe auseinandertrieb und ihr das Eigentum und das Nutzungsrecht an der kleinen Insel, die ich in meinem Bericht über den Besuch der Goldminen bereits erwähnt habe, streitig machte. Zuerst versuchten die Mormonen Widerstand zu leisten; da sie friedliche Menschen waren, dauerte es nicht lange, bis sie den Ort freigaben und wieder in die Wüste von Utah zurückkehrten. Einzig Sam Brannen entschloss sich, zu bleiben und seinen wohl erworbenen Anspruch auf die Insel aufrechtzuerhalten; er verstand es so gut, sich gegenüber den Neuankömmlingen durchzusetzen, dass er von ihnen eine Steuer von 10 Dollar auf alle gewonnenen 100 Dollar erhielt. Während einer gewissen Zeit ging das gut; aber da die Zahl der Goldsucher von Woche zu Woche zunahm und die Zahl der Unzufriedenen proportional ebenfalls stieg,

hielt es Sam nach Ablauf von drei Monaten für klug, seinerseits die Minen zu verlassen, allerdings nicht ohne Protest und nicht ohne das Versprechen, dass er bald wieder von sich hören lassen würde. Er kam nach Sacramento, besorgte sich ein Pferd und ein paar Revolver, und am darauffolgenden Samstag kehrte er nach Mormon Island zurück.

Welches waren wohl die Mittel, die Sam einsetzte, um diese Widerspenstigen zu zwingen, sich seinen Forderungen zu beugen? ... Erneut gelingt es ihm, seine Steuer zu kassieren und am Abend heil und sicher nach Sacramento zurückzukommen. Jeden Samstag sattelte er sein Pferd, ging zu den Minen zurück und verlangte seinen Anteil am Wochengewinn. Bei seiner vierten Runde bedrohte man ihn ernsthaft damit, ihn gefangen zu nehmen, aber man zahlte; beim fünften Mal, er verliess gerade das Camp mit seiner Kollekte, schickten die Verräter ihm ein paar Kugeln nach, er gab seinem Pferd die Sporen und kam ohne jeden Kratzer davon; beim sechsten Mal erlaubte er sich, frontal anzugreifen, er tötete zwei der Aufrührer, wurde bezahlt und kam erneut ohne jeden Schaden in die Stadt zurück.

Wieder zu Hause, begann Sam über die Situation nachzudenken, und zwangsläufig kam er zum Schluss, dass, wenn er eine siebte Runde riskieren wollte, er ziemlich sicher seine Haut in Mormon Island lassen müsste, denn er würde ganz allein etwa 200 Kerlen gegenüberstehen, wild entschlossen, künftig jede Art von Abgabe zu verweigern. Am nächsten Samstag liess also Sam seine Pferde und seine Waffen zu Hause und ging zu Fuss nach Mormon Island. Als er auf dem kleinen Hügel, der das Inselchen beherrscht, angekommen war, schwenkte er als Friedenszeichen ein weisses Taschentuch. Dann rief er den Arbeitern zu und machte ihnen mit Zeichen seinen Wunsch klar, mit ihnen zu verhandeln. Umgehend sandte man eine Delegation zu ihm, und Sam konnte seine Argumente so gut zur Geltung bringen, dass er im Endergebnis die Summe von 20 000 Dollar erhielt; als Gegenleistung verzichtete er für immer auf seinen Anspruch. Das Prestige dieser einzigartigen Persönlichkeit war so gross, dass seine Zinsschuldner, die überglücklich waren, so günstig freigekommen zu sein, ihm ein üppiges Bankett offerierten, von dem man auf Mormon Island auch dann noch schwärmte, als ich meine Runde bei den Minen machte, das heisst 18 Monate nach dem Ereignis.

Sam Brannen, reich geworden, kam jetzt auf die Idee, Grundstücksbesitzer zu werden. Er begann mit dem Ankauf einer gewissen Menge von Grundstücken in der Stadt Sacramento, dann arrondierte er sein Land, indem er Hauptmann Sutter einen Rancho, der sich über 3 Meilen erstreckte und zwischen Sacramento und Suttersville lag, abkaufte. Dieser

Rancho bevölkerte sich wie alles, was in der Nähe der Stadt lag, rasch mit Squatters. Sam überhäufte sie mit Prozessen, bekam immer eindeutig Recht, aber es ging ihm wie so vielen andern: Als er die Squatters enteignen wollte, lachten sie ihm ins Gesicht und rührten sich nicht. Brannen hing an seinem Geld, und bald wurde er es müde, die Anführer des Streits zu mästen. Heimlich berief er eine Versammlung aller verfügbaren Grundstückseigentümer ein, deren Ansprüche aus der Landschenkung Sutters stammten. Nachdem er etwa 30 versammelt hatte, schlug er ihnen vor, bewaffnet gegen die Squatters vorzugehen, sie überraschend anzugreifen sowie ihre Behausungen und Umzäunungen zu zerstören. Diese bekamen allerdings Wind von diesen Beratungen. Am übernächsten Morgen fanden die Bürger von Sacramento an den Türen zu den wichtigsten Geschäften eine Proklamation, deren Text jedem, der vorbeikam, ankündigte, dass die Squatters bei der geringsten Aggression alle vier Ecken der Stadt in Brand stecken würden. Sam Brannen ignorierte diese schreckliche Drohung, und am Sonntag, dem 5. Juli 1850, verliess er bei Tagesanbruch Sacramento in Begleitung von 30 bis auf die Zähne bewaffneten Reitern. Sam, der ein kleiner Egoist war, begann damit, seinen eigenen Besitz zu räumen, die Baracken der Squatters dem Erdboden gleichzumachen, ihre Zäune auszureissen, in einem Wort, alles zu zerstören, was zerstörbar war. Beim Anblick der bewaffneten Truppe flohen die Squatters über die Felder, sodass am Ende des Tages innerhalb eines Umkreises von 6 Meilen keine noch so geringe Spur der zahlreichen Niederlassungen übrig blieb, die zuvor das ganze Tal übersäht hatten.

Bei ihrer Rückkehr nach Sacramento wurde die tapfere Truppe würdig gefeiert. Bürgermeister Bigelow persönlich traf mit ihr zusammen, um Sam Brannen zum Ergebnis der Expedition zu beglückwünschen. Jeder Landeigentümer seinerseits beglückwünschte sich, dass er endlich seine unbequemen Gäste los war; einzig die Anwälte schienen darüber traurig zu sein, dass diese Tat sehr schnell die Quelle so vieler Streitereien trockenlegen könnte.

Allerdings konnte man noch gar nicht sorgenfrei in die Zukunft blicken; jeder kannte die wilde Unerschrockenheit der Squatters, und man bereitete sich auf einen perfiden Racheakt ihrerseits vor. Als Vorsichtsmaßnahme organisierte der Bürgermeister eine Art Nationalgarde, deren Aufgabe darin bestand, während der Nacht für das Wohl der Stadt Wache zu halten; aber während acht Tagen passierte kein Zwischenfall. Sogar die ängstlichsten Bürger begannen sich zu beruhigen, als am 15. Juli gegen neun Uhr morgens ein Mann ganz ausser Atem vom Land her in die Stadt rannte, an die Tür des Bürgermeisters klopfte und ihm mitteilte, dass eine

grössere Truppe von Squatters gut beritten und bewaffnet sich bei Sutter's Fort versammelt hätte und dass deren Vorhut sich rasch der Stadt näherte. Der Bürgermeister liess sofort die Sturmglocke läuten, sprang auf sein Pferd und durcheilte in Begleitung eines halben Dutzends Bürger die Stadt. Als er zur J-Strasse gelangte, kam ihm im grossen Galopp die 15 Mann starke Vorhut der Squatters entgegen, die Pistole in der Hand und einen Fluch auf der Lippe. Sie drohten die Stadt zu plündern, falls man ihnen nicht augenblicklich Sam Brannen ausliefern würde, aus dem sie Hackfleisch machen wollten. Die beiden Truppen stiessen an der Ecke zur vierten Strasse aufeinander, und in dem Moment, in dem Bürgermeister Bigelow sein Pferd anhielt, um sich mit einer Ansprache an die Squatters zu richten, traf ihn eine Kugel in die Brust, und er fiel leblos vom Pferd. Der Knall hatte seine Wirkung: Von allen Seiten tauchten bewaffnete Männer auf, die sich sofort zusammenzogen; und von der Strasse, aus Fenstern, Türen und sogar von den Dächern deckte man die Squatters mit einem Kugelhagel ein; drei wurden niedergestreckt, weitere wurden verwundet, und der Rest der Truppe, die sich umzingelt sah, wurde vertrieben, wendete, flüchtete aus der Stadt und schwor, sich zu rächen.

Die Verbitterung der Bürger hatte ihren Höhepunkt erreicht. Der Bürgermeister war von allen geschätzt und geliebt worden, und jemand musste für seinen Tod Sühne leisten. In der Folge wurde ein unglücklicher Squatter, der sich mit einer Armverletzung vom Pferd hatte fallen lassen, gepackt, man legte ihm einen Strick um den Hals, und ohne ihm eine Viertelstunde der Gnade zu gönnen, hängte man ihn am grössten Ast einer riesigen Eiche auf, die in der Mitte der J-Strasse stand, direkt gegenüber von meinem Laden. Zum zweiten Mal innerhalb von weniger als drei Monaten hatte ich einer Erhängung beigewohnt, aber ich muss hier gestehen, dass mich die zweite viel weniger schmerzlich berührte als die erste.

Unter den beiden Leichen, welche die Squatters auf der Kampfstätte zurückgelassen hatten, erkannte man den berühmten Mahoney, den Anführer der Bande, den gleichen, der die Nordecke des Geländes besetzt hatte, das ich Hauptmann Sutter abgekauft hatte.

Damit waren die meisten der Prozesse, welche die Anwesenheit der Squatters ausgelöst hatte, beendet. Sie verliessen ihre Behausungen, und sie verstreuten sich wie die Araber, um ihre Zelte in gastfreundlicheren Gegenden aufzuschlagen. Man machte sie wohl noch für zwei bis drei Brandstiftungsversuche, die zum Glück keine schlimmen Folgen hatten, verantwortlich. Das Ziel wurde dank dem Mut von Sam Brannen erreicht, denn ab diesem Zeitpunkt beeilten sich diejenigen der Squatters, die unbedingt bleiben wollten, sich dem Gesetz zu unterwerfen, sobald sie ein

Urteil zwang, den gestohlenen Boden dem gesetzmässigen Eigentümer zurückzugeben.

Der Sommer des Jahres 1850 zeichnete sich durch unerträgliche Hitze aus; ich konnte mich nicht erinnern, so etwas je ausgehalten zu haben, selbst nicht während meines Aufenthalts in Brasilien. Die Emigranten strömten weiter ins Land, auf dem Landweg und über das Meer. Anfang August landete unter anderen Einwanderern, die aus Mexiko kamen, in San Francisco auch die Cholera. Aber diese schreckliche Geissel traf auf ihrer Reise jeden Abend auf die Brise, diesen frischen Nordwind, der die übel riechenden Ausdünstungen vertreibt und die Luft auffrischt. Sie hatte es deshalb eilig, einige 100 Opfer zu ernten, dann überquerte sie die Bucht, drang entlang den Flussläufen ins Landesinnere vor, und am 15. August klopfte sie an die Türen von Sacramento. Zwei Isländer, die neben meiner Firma einen Mehlhandel betrieben, denen es am Morgen noch gut ging, legten sich mittags ins Bett und starben in der Nacht. Dies erschreckte meinen Handelsgehilfen so sehr, dass er am nächsten Tag nach San Francisco zurückkehrte, was mich zwang, ihn mit einem jungen Hamburger zu ersetzen, den die Wechselfieber aus den Minen vertrieben hatten. Sehr zum Glück für Stadt und Einwohner gehorchte die Cholera der «go ahead»-Mentalität der Amerikaner, trat nur kurz in Erscheinung und reiste weiter in den Süden – zum grossen Bedauern einiger Schreiner, die, auf den Tod spekulierend, im Voraus Hunderte von Särgen hergestellt hatten.

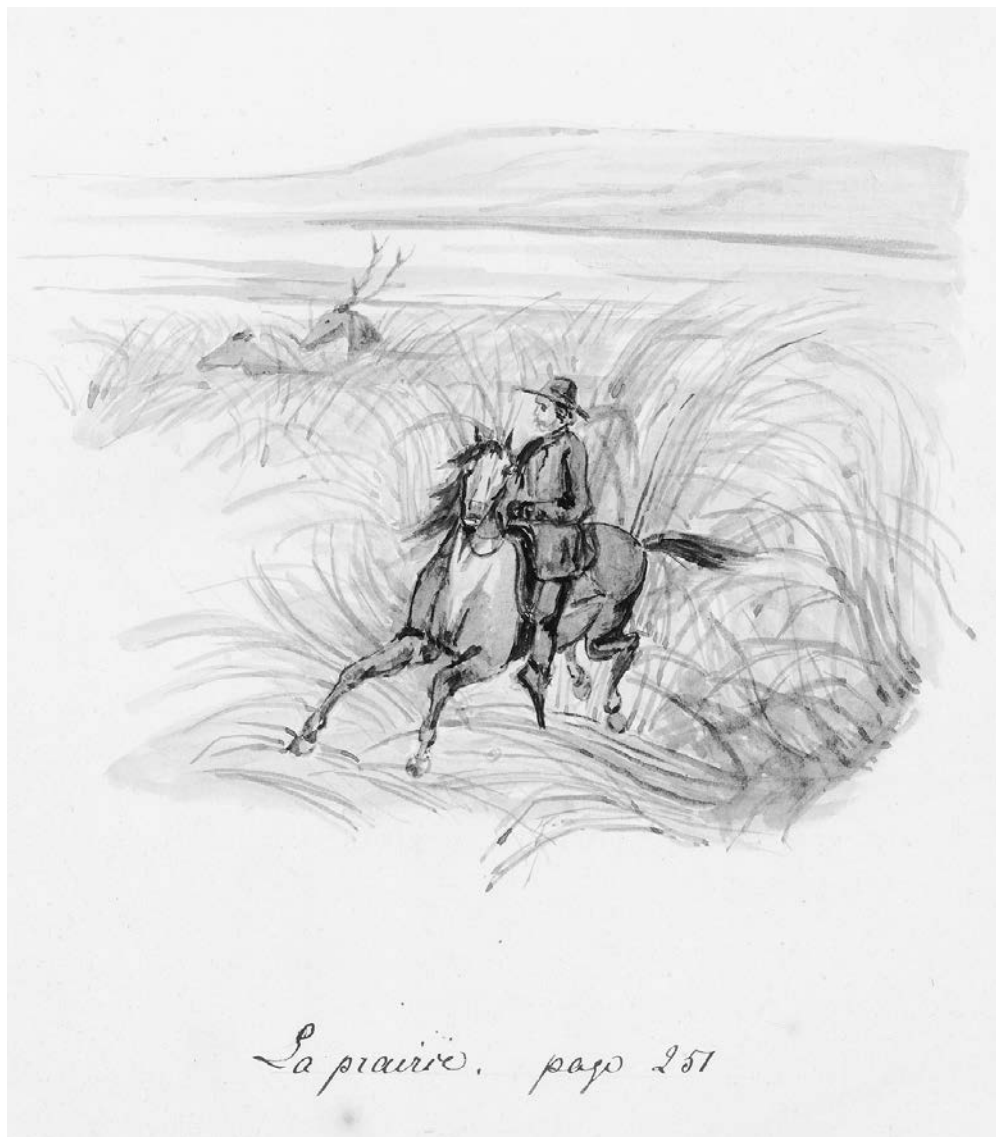
Jeden Abend sattelte ich Cora. Ich profitierte von der Abendfrische und streunte ausserhalb der Stadt umher, manchmal dem Flussufer entlang bis zum Lager der Indianer bei Sutterville, manchmal zum Fort, aber meistens liess ich meine Stute ihren Weg selber wählen; dann erinnerte sich das Tier an die Zeit seiner Freiheit und wählte jedes Mal den Weg in die Prärie hinaus. Wer kennt nicht die fiebrige Ungeduld, die das Hauspferd erfasst, wenn sein Meister nach einem Ausritt nach Hause zurückkehrt? Von Weitem riecht es den Stall, der ihm Ruhe und eine Raufe voll Heu verspricht, und Sie können es beobachten, wie es mit spitzen Ohren sein Tempo beschleunigt, um rascher anzukommen. Bei einem Pferd, das die Freiheit gekannt hat, bevor es sich dem Joch des Menschen beugen musste, ist es genau gleich. Allerdings ist bei diesem das ständige Ziel seiner Sehnsucht die unendlich weite Prärie mit ihren langen und köstlichen Gräsern, die Prärie ohne Grenzsteine, grenzenlos wie der Himmel, der sie bewässert. So auch Cora: Sobald sie spürte, dass ich den Zügel lang

gemacht hatte, erbebte sie vor Freude, schüttelte ihre lange Mähne und verlängerte ihren Schritt. Zuerst tänzelnd, dann in einen immer schneller werdenden Trab übergehend, steigerte sie sich, bis sie mit ihrem Bauch den Boden rasierte und in der Prärie ankam, wo sie sich in die dichtesten und zartesten Gräser vertiefte. Für ihren Meister, den sie vergessen hatte und der sie übrigens auch machen liess, hatte sie keinen einzigen Gedanken mehr übrig. Dann weidete sie rechts und links, aber mehr aus Lust und Laune oder in Erinnerung an frühere Zeiten, als vom Hunger getrieben, denn oft, wenn ich es am wenigsten erwartete, riss sie plötzlich mit einem dreifachen Galopp aus, wieherte vor Glück, hielt plötzlich wieder an, um zu horchen, ob sie nicht aus der Ferne ein befreundetes Wiehern hören könnte. Ich genoss das Vergnügen von Cora ebenso sehr wie die Einsamkeit und die frische Abendluft, und mehr als einmal ging der Mond hinter der Bergkette, welche die Sierra mit dem Monte Diavolo verbindet, wie eine Feuerkugel auf, bevor ich überhaupt an die Heimkehr dachte.

Allerdings hatte Cora, die in Sacramento wegen ihrer Grazilität und ihres schnellen Gangs bekannt war, immer noch ihre hässliche Gewohnheit, genau in dem Moment, in dem man sie besteigen wollte, abzuhausen; ich wusste jedoch, was ich zu tun hatte, und ich konnte mich inzwischen in den Sattel schwingen, ohne sie blind zu machen.

An einem Sonntagnachmittag fragte mich mein neuer Handlungsangestellter, Friedrich Behrens, um Erlaubnis, mit dem Pferd einen Ausritt zu machen. Er startete um zwei Uhr, und um vier Uhr brachten ihn mir zwei Männer, gefolgt von einer neugierigen Menge, auf einer Tragbahre zurück. Er war totenbleich, bewusstlos, und sein Gesicht war durch einen klaffenden Riss in der Stirne, aus dem das Blut über das ganze Gesicht geflossen war, fürchterlich entstellt. Ich machte mich sofort auf die Suche nach seinem Landsmann, dem deutschen Arzt, mit dem ich einige Tage auf Hock Farm verbracht hatte, der ihn mit Alkohol einrieb und damit wieder zum Bewusstsein brachte. Er hörte ihn ab und stellte zu meiner grossen Erleichterung fest, dass er allem Anschein nach keine schweren Verletzungen erlitten hatte. Inzwischen musste der arme Bursche schrecklich leiden, denn, nachdem wir ihn seiner völlig zerfetzten Kleider entledigt hatten, erkannten wir, dass seine ganze linke Seite eine einzige Wunde war.

Folgendes war passiert: In Anbetracht des Lasters von Cora hatte ich Herrn Behrens geraten, unterwegs ja nie vom Pferd zu steigen; aber als er zum Fort gelangte, litt er offensichtlich so stark unter der Hitze, dass er dem Wunsch, sich zu erfrischen, nicht widerstehen konnte. Als er wieder aufs Pferd steigen wollte, einen Fuss hatte er bereits im Steigbügel, galoppierte die Stute davon und schleppte ihren Reiter über eine Entfernung



Abendlicher Ausritt
in der Prärie.

von etwa 600 Schritten hinter sich her, bis sie über eine kleine Holzbrücke gerannt war und der Fuss dank einem Schlag, der stärker war als frühere, sich endlich vom Steigbügel lösen konnte. Nachdem sie ihre Last losgeworden war, kehrte Cora ganz ruhig zum Fort zurück, von wo aus man sie mir am Abend zurückbrachte. Der arme Behrens musste drei Wochen lang das Bett hüten und litt noch lange unter den Folgen seines Unfalls.

Während meines Aufenthalts in Sacramento hatte ich zwei Erlebnisse, die ich nicht verschweigen will: Eines charakterisiert auf ideale Weise, wie die zivile Rechtsprechung damals im Landesinneren funktionierte; das andere bezeugt ebenso klar die Raffgier der amerikanischen Advokaten. Nach der grossen Überschwemmung machte ich es wie jeder kluge Bürger und traf die Vorsichtsmassnahme, mein Haus mittels sechs Reihen von Pfählen höher zu stellen, sodass es etwa 4 Fuss über dem Erdboden stand.

Nun passierte es, dass während der ersten Sommerhitze eine Gruppe von zwölf grossen und kleinen Schweinen, die weiss der Kuckuck woher kamen, sich erlaubten, den Platz unter meinem Geschäft als ihren Ruheplatz auszuwählen. Tagsüber spazierten sie durch die Strassen der Stadt und versuchten sich von Küchenabfällen zu ernähren. Aber jeden Abend, bei Sonnenuntergang, fand die Familie vollzählig wieder den Weg zu meinem Haus zurück und kam grunzend und umherhopsend an; ihre spiralförmigen Schwänze liessen sie fröhlich kreisen, und dann kuschelten sie sich unter meinen Pfählen zusammen, vor Wind und Regen geschützt. Die Invasion dieser aufdringlichen Gäste, die mich häufig mitten in der Nacht mit ihren häuslichen Streitereien und ihrem Grunzen weckten, war für mich sehr lästig. Trotzdem – in meiner Gutmütigkeit hätte ich ihnen ihre Schamlosigkeit und sogar ihren unerträglichen Gestank gerne verziehen, wenn ich nicht eines Tages hätte feststellen müssen, dass sie mit ihren schönen Zähnen an meinen Pfählen so gründlich nagten, dass für mich das Risiko bestand, mein Haus unter meinen Füssen verschwinden zu sehen, wenn ich sie machen liesse. Sogleich beauftragte ich Hermann Friedli, diese neuartigen Squatters zu vertreiben; aber er konnte ihnen mit Steinwürfen und Stockschlägen noch so sehr zusetzen – jeden Abend kehrten sie zurück und richteten sich bei mir wieder ein, und jeden Morgen musste ich in meinem Untergeschoss missmutig neue Kerben feststellen.

Ich nahm meine Mahlzeiten weiterhin im Hotel Frankreich ein, und zwar in Gesellschaft mehrerer Amerikaner, unter denen sich der Friedensrichter des zweiten Distrikts befand. Eines Tages, dem eine schlaflose Nacht vorangegangen war, erzählte ich meinen Tischgenossen von meinem Ärger und beschwor sie, mir Mittel aufzuzeigen, wie ich meine Familie von Pfahlfressern loswerden könnte. Der Richter, den mein Fall zu interessieren schien, riet mir, in der Zeitung von Sacramento während zwei Wochen eine Anzeige laufen zu lassen, in der ich vom Eigentümer der Schweine verlangen sollte, diese bei mir abzuholen und mich für den Schaden, den sie an meinem Haus angerichtet hatten, zu entschädigen. Er versicherte mir, dass ich, wenn sich innerhalb der angezeigten Frist niemand melden würde, vom Gesetz her berechtigt wäre, sie ohne weitere Formalitäten jedem beliebigen Metzger zu verkaufen. Er ergänzte noch, dass es nicht nötig sein würde, dem Metzger zu empfehlen, die Schweine in Schinken und Würste zu verwandeln. Der Rat erschien mir ausgezeichnet, und schon am nächsten Tag brachte ich meine Anzeige Herrn Gibs, dem Herausgeber der *Placer Times*. Die nächsten zwei Wochen vergingen, ohne dass sich an der Situation etwas änderte, und ich beschloss, noch eine Woche Geduld zu haben. Als auch dann noch nichts passierte, han-

delte ich mit einem Metzger aus, dass er mir die Schweine für 40 Dollar das Stück, 480 Dollar für das ganze Dutzend, abkaufte.

Drei Wochen, einen ganzen Monat später, ich dachte schon nicht mehr an diesen Zwischenfall, brachte mir eines Morgens der Sheriff eine Vorladung, gemäss der ich mittags vor dem Richter Thomas zu erscheinen hatte, um das Verschwinden von acht Schweinen, Eber und Muttersäue, die einem Ranchero aus der Umgebung gehörten, zu erklären. Ich wähnte mich so sehr im Recht, dass ich es für unnütz hielt, einen Advokaten beizuziehen, und beschränkte mich darauf, mich mit einem Stapel von Ausgaben der *Placer Times*, die meine Anzeige enthielten, zu bewaffnen. Schlag zwölf Uhr präsentierte ich mich im Saal des Richters Thomas; das war genau derjenige, der mich auf die Art und Weise hingewiesen hatte, wie ich in Übereinstimmung mit den Gesetzen des Landes die fraglichen Viecher loswerden konnte. Aufgrund dieser Tatsache war ich doppelt sicher, den Prozess zu gewinnen, und noch sicherer, weil die Gegenpartei sich dem Gericht mit einem einzigen Zeugen präsentierte, der überhaupt nichts bezeugen konnte. Ausserdem konnte diese während der Verhandlung zur Unterstützung ihres Anspruchs keinen andern Beweis vorlegen als einen einfachen Verkaufsbeleg, der von einem Unbekannten unterschrieben war. Am Ende der Befragung entliess uns mein Freund, der Richter, mit der Anordnung, um drei Uhr wieder zu erscheinen und den Richterspruch zur Kenntnis zu nehmen. Er begleitete mich bis zur Türe und war so freundlich, mich vollständig zu beruhigen, indem er zu mir mit leiser Stimme sagte: «You are all right!», mit andern Worten: «Ihre Angelegenheit ist in Ordnung!» Zum Dank drückte ich ihm die Hand, nur war ich unglücklicherweise noch ein so grosser Anfänger und so sehr in Unkenntnis der Landessitten, dass ich es versäumte, von der so günstigen Gelegenheit zu profitieren, meinen Händedruck mit einem etwas offensichtlicheren und vor allem handfesteren Beweis meiner Dankbarkeit zu begleiten.

Als ich wieder im Gericht war, war ich also bass erstaunt zu hören, dass ich dazu verurteilt wurde, dem Kläger die acht vor einem Monat verstorbenen Schweine zurückzugeben, und, da dies nicht mehr möglich war, ihm ersatzweise für jedes Tier 40 Dollar zu bezahlen, also einen Gesamtbetrag von 320 Dollar.

Am nächsten Tag, zwischen Birne und Käse, wollte mir Richter Thomas sein Urteil mit einer Unmenge von juristischen Zitaten, die ich nicht verstand, erklären. Aber ich wusste besser, woran ich mich zu halten hatte, als mir wenig später der Zeuge des Ranchero gestand, dass jener – besser informiert als ich – die Gerichtspause, während der die beiden Parteien getrennt waren, geschickt dazu benutzt hatte, dem Richter ein achteckiges

Etwas im Wert von 50 Dollar zuzustecken. Offensichtlich hatte mich der Richter unbarmherzig seiner eigenen Begehrlichkeit geopfert. Da ich jedoch aus meinem Verkauf 480 Dollar gelöst und mich das Gericht nur zu einem Schadenersatz von 320 Dollar verurteilt hatte, entschädigte mich die Differenz ungefähr für meine Anzeigekosten, die Gerichtsvorladung und die an meinen Pfählen notwendigen Reparaturen.

So viel zur Integrität der kalifornischen Justiz. Wenden wir uns jetzt der Raffgier der Advokaten zu. Gegenüber von meinem Geschäft hatte ein junger eingebürgerter Deutscher, er hiess Peterson, eine Spezereihandlung eröffnet; von mir bezog er Getränke und Esswaren. Eines Tages erschien er bei mir, von zwei Polizisten begleitet, und erzählte mir ganz aufgelöst, dass man ihn anklage, einen Koffer voll abgetragener Kleider gestohlen zu haben, und dass er deswegen ins Gefängnis müsse, falls ich nicht bereit wäre, ihm eine Kautions über 2000 Dollar zur Verfügung zu stellen. Seine Vorgeschichte, sein offenes Gesicht und die absolute Zuverlässigkeit, die er in unseren Geschäftsbeziehungen stets an den Tag gelegt hatte, nahmen mich für ihn ein. Mit einer Schatulle aus Chinalack, die Goldstaub in Wert von 980 Dollar enthielt und die er mir in die Hand drückte, beseitigte er meine letzten Zweifel und erreichte sein Ziel. Ich unterschrieb also die Kautions, und Peterson wurde freigelassen, musste aber versprechen, auf die erste Vorladung vor Gericht zu erscheinen; er war mir äusserst dankbar und ging nach Hause.

Gegen Abend vernahm ich, dass ein jüdischer Hausierer, der im kleinen Hotel wohnte, in dessen Erdgeschoss das Geschäft von Peterson untergebracht war, diesem vorwarf, ihm während der Nacht einen grossen mit Stoffen und fertigen Anzügen vollgestopften Koffer gestohlen zu haben. Als ich am nächsten Morgen die Türen zu meinem Geschäft öffnete, war ich sehr unangenehm überrascht, als ich sah, dass diejenigen meines Gegenübers hermetisch verschlossen waren. Ich eilte über die Strasse, klopfte nutzlos an sein Schaufenster, wurde von einer grossen Unruhe gepackt und begann ernsthaft zu befürchten, mein Vertrauen verschwendet zu haben. In der Tat, ab Mittag konnte ich nicht mehr daran zweifeln, dass Peterson verschwunden war. Ich rannte zum Sheriff, um dessen Geschäft zu beschlagnahmen, aber diese Amtsperson klärte mich darüber auf, dass er vom Juden, der bereits am Vorabend die erforderlichen Schritte ergriffen hatte, bereits ins Bild gesetzt worden war. Nun ist es so, dass die verabscheuungswürdigen kalifornischen Gesetze bestimmen, dass der erste Kläger alles bekommt, bis sein Schaden ausgeglichen ist. Es stellte sich heraus, dass der Verkauf der von Peterson hinterlassenen Waren gerade ausreichte, um alle Ansprüche des Juden zu befriedigen. Somit war

ich definitiv der einzige Bestohlene, denn wegen meiner Kautions blieb ich der Justiz gegenüber für das Verschwinden dieses scheusslichen Peterson verantwortlich und wurde gezwungen, den Kautionsbetrag zu bezahlen.

Allerdings gab ich die Hoffnung noch nicht auf, der Flüchtige würde rechtzeitig wieder auftauchen, um mich von meinen Unannehmlichkeiten zu erlösen. Ich erkundigte mich über das Datum der Vorladung und vernahm von Richter Hager, dem Präsidenten des Gerichts, dass mir sechs Tage blieben, um mein Individuum wieder herbeizuzaubern. Es versteht sich von selbst, dass ich bei der Polizei die erforderlichen Massnahmen veranlasste, was aber bis zum fatalen Tag nicht das geringste Ergebnis brachte. Dementsprechend wurde ich dazu verurteilt, innerhalb von zwei Wochen dem Staat Kalifornien die Summe von 2000 Dollar zu bezahlen. Das war in der Tat eine ganz dumme Angelegenheit; ich hatte zwar wohl die in der Lackschatulle enthaltenen 980 Dollar, aber zusätzlich war ein Aderlass über 1280 Dollar aus meinem eigenen Geldbeutel erforderlich, damit ich die geschuldete Summe zusammenbringen konnte. *(Anmerkung des Übersetzers: Diese Arithmetik ist nicht nachvollziehbar.)*

Fünf oder sechs Tage nach dem Urteilsspruch musste ich aus geschäftlichen Gründen nach San Francisco, von wo ich erst zwei Tage vor Ablauf der Zahlungsfrist meiner Kautions nach Sacramento zurückkehren konnte. Ich hatte das Glück, an Bord des Dampfers dem Advokaten zu begegnen, den ich seinerzeit in meinem Prozess gegen Kapitän Rolufs beauftragt hatte, meine Interessen wahrzunehmen. Während wir miteinander plauderten, erzählte ich ihm die Geschichte meiner Kautions. Als ich diese zu Ende erzählt hatte, lachte mir dieser Mann des Gesetzes ins Gesicht. Als er meine Entrüstung bemerkte, entschuldigte er sich und versicherte mir, dass ich mir um meine Kautions über 2000 Dollar keine Sorgen machen müsse, da ich ja im Besitz eines Pfands von 980 Dollar sei; denn das Gesetz würde jeden Gläubiger des Staates berechtigen, seine Schulden mit Anleihen eben dieses Staates zu zahlen. Zu jener Zeit waren nun diese Staatsanleihen so abgewertet, dass sie allerhöchstens 40 Cents pro Dollar kosteten. Ich dankte ihm wärmstens für diesen ausgezeichneten Rat, und sofort nach meiner Ankunft in Sacramento machte ich mich auf die Suche nach Staatsanleihen. Es stellte sich als ganz leicht heraus, die gesuchte Menge zum Preis von 37 bis 40 Cents pro Dollar zu bekommen.

Am Fälligkeitstag erschien, pünktlich wie alle seines Standes, der Sheriff, um meine Kautions einzukassieren. Zweifellos rechnete er damit, von meiner Unerfahrenheit profitieren zu können, denn sein Gesicht wurde sichtbar ganz lang, als ich ihm anstelle von Goldstaub 20 Papierwedel übergab. Jeder dieser 20 Wedel hatte einen Nominalwert von 100 Dollar, mich

aber hatten sie nur 780 Dollar gekostet; für die Gerichts- und Verwaltungskosten musste ich 70 Dollar in Goldstaub zahlen; somit hätte ich unter dem Strich dem Dieb einen Saldo von 130 Dollar zurückzahlen müssen.

Allerdings hatte ich in meinen Berechnungen den Advokaten, den ich auf dem Dampfer angetroffen hatte, übersehen; denn dieser war sehr wohl besorgt, meine Erinnerungen daran aufzufrischen, indem er mir wenig später eine Rechnung für «Beratung auf dem *steamboat*, erteilt irgendwo zwischen San Francisco und Sacramento», über den Betrag von 150 Dollar zustellte. Gewiss hatte mir sein Ratschlag einen sehr guten Dienst geleistet, trotzdem kam mir die Rechnung ein wenig zu gesalzen vor, und ich antwortete dem Advokaten mit einer Gegenofferte von 100 Dollar oder nichts. Er zog die 100 Dollar vor, aber ich zweifle nicht daran, dass er sich notfalls auch mit der Hälfte zufriedengegeben hätte. Es war mir jedoch so gleichgültig, den Rest des Geldes von Peterson zu behalten, dass ich mich eines Abends, nachdem ich meine Kasse geschlossen hatte, entschied, den Rest über 30 Dollar dem Roulettetisch anzuvertrauen, der sie mit einer einzigen Umdrehung verschlang. Vom Spezereihändler mit den langen Fingern hörte ich nie mehr etwas, und zweifellos hatte er sich beeilt, ein Land zu verlassen, in dem er zu viel Risiken lief, auf Staatskosten ernährt und untergebracht zu werden.

Die beiden Geschichten, die ich erzählt habe, sprechen nicht gerade zugunsten der Integrität der kalifornischen Richter oder der Interessenneutralität der Advokaten. Deshalb verlängere ich meine kritischen Anmerkungen mit einem Bericht eines weiteren Zwischenfalls, der sich vor meinen Augen ereignet hat und vielleicht noch besser als der Onkel Tom von Miss Beecker Stowe illustriert, was von der Bruderliebe gegenüber der schwarzen Rasse zu halten ist, die seitens der Nordamerikaner mit so hohen Tönen beschworen und so wenig praktiziert wird.

Zwei Französinnen, von denen die ältere seit mehreren Monaten die Bar des Restaurants im Hotel Frankreich führte, hatten vor Kurzem in der Nähe des Gebäudes, in dem die oft gewittrigen Sitzungen des Senats und der gesetzgebenden Behörden abgehalten werden, ein Café im Pariser Stil eröffnet.

Während der Sommersession war dieses Café zu gewissen Stunden buchstäblich von den Herren Senatoren und Gesetzesmachern überfüllt, die vom Überfluss der Worte und der Hitze der Dispute ganz schön durstig waren.

Die beiden Französinnen waren im Begriff, ein Vermögen zu machen, als zu ihrem Unglück eines Abends ein Mulatte an der Bar auftauchte und ein Glas Brandy verlangte; ich hielt mich gerade im Lokal auf,

um meine Tasse Kaffee zu geniessen. Die jüngere der Französinen, gerade eben in Kalifornien an Land gekommen und noch ohne Kenntnis der Sitten und Gebräuche der Amerikaner, war so unklug, den farbigen Mann zu bedienen; und offenbar schien es ihr, dass sie dessen Geld ebenso gut annehmen durfte wie dasjenige irgendeines Weissen. Die Senatoren und Gesetzesmacher, die zusehen mussten, wie der Mulatte seinen Drink herunterschluckte, erhoben sich wie ein Mann. Weil sie es in ihrer erhabenen Empörung verschmähten, aus den gleichen Händen, die soeben einen Neger bedient hatten, ihr Rückgeld entgegenzunehmen, legte jeder von ihnen schweigend einen Dollar auf die Theke. Dann verschwanden die Herren wie eine Herde verschüchterter Hirschkühe durch die Tür, um sie niemals wieder zu benützen. Ein Einziger, dessen Herz wahrscheinlich von zarter Leidenschaft für die junge und hübsche Pariserin erfüllt war, hatte den Mut zu bleiben, um dem armen Ding das brüske Verschwinden seiner Kollegen zu erklären. Er machte es mit einer Beredsamkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre; er wies mit Gleichungen à la A + B nach, dass ein Gentleman, der sich selber respektiert, sich nie zu dem Punkt herablassen könnte, ein Lokal zu besuchen, das Geld von einem Neger annimmt. Unglücklicherweise zeigte sich für die Damen, dass dies nur zu wahr war. Ab diesem unheilvollen Tag blieb ihr Café, zu weit vom Stadtzentrum entfernt, so verlassen wie ein verfluchter Ort, und das kleine fragliche Glas verursachte einen so vollständigen Ruin, dass die beiden Französinen, nachdem sie die Möbel, das Geschirr und den Getränkevorrat mit Verlust verkauft hatten, sich nur aus der Affäre ziehen konnten, indem sie ihren Schmuck und ihre Spitzen opferten.

Böse Zungen behaupteten zwar, die Geschichte des Mulatten und seines Auftauchens im Café zu einem Zeitpunkt, als es gerade mit Weissen überfüllt war, sei in Wirklichkeit nichts anderes als eine von einem verschmähten und eifersüchtigen Liebhaber gegen die beiden Französinen gerichtete schmutzige Intrige. Wie dem auch sei, eine ebenso schlüssige Moral der Geschichte beweist einmal mehr, dass der Yankee und der Neger erst miteinander fraternisieren werden, nachdem der Tod die Knochen des Bleichgesichts genauso wie diejenigen des schwarzen Manns gebleicht haben wird.

Das Jahr 1850 hatte seinen Beginn mit der Überschwemmung von Sacramento markiert. Auch für San Francisco waren zwei schreckliche Prüfungen vorgesehen. Das Feuer, so nützlich es für den Menschen ist, solange er dessen Herr und Meister ist, dessen Gefrässigkeit jedoch grenzenlos ist,

wenn es ein freies Feld vorfindet, suchte die Stadt so kurz nacheinander zweimal heim, dass es schien, Gott drohe ihr mit dem Schicksal von Sodom und Gomorrha und wolle ihre Einwohner, die sich mit unbändiger Leidenschaft dem Gold und dem Spiel hingaben, züchtigen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Mai brach an der Ecke Portsmouth Square in einem unbenutzten Schuppen ein Feuer aus und verschlang 342 Gebäude. Fünf Wochen später, am Abend des 14. Juni, fing es in einem riesigen Bauholzlager an – dieses Mal fiel die Wahl auf ein Quartier, das näher bei der Bucht lag; es bedrohte ernsthaft die Schiffe, die vor der Reede ankerten, und zerstörte 412 Häuser, unter denen sich 50 mit Waren vollgestopfte Lagerschuppen befanden. Der durch diese beiden Feuersbrünste verursachte materielle Schaden wurde auf 7 Millionen Dollar geschätzt. Aber die Energie der Amerikaner, die nie aufgeben und aus unerschöpflichen Ressourcen schöpfen, triumphierte über diese Katastrophen der Stadt San Francisco, wie wenn sie in den Trümmern auf eine neue Fruchtbarkeit gestossen wäre, und die Stadt richtete sich schöner und belebter als je wieder auf. Anstatt sie Schlag auf Schlag niederzuschmettern, anstatt sie zu entmutigen, vertieften die Desaster in den Einwohnern die Überzeugung, dass es nichts geben konnte, was sie aus dieser Stadt vertreiben könnte, die sie gegründet hatten, um der führende Hafen am Pazifik zu sein, so wie New York der führende Hafen am Atlantik war. Beiläufig wäre zu erwähnen, dass die Gerüchteküche für die beiden Feuersbrünste Boshaftigkeit verantwortlich machte und die Schuld den englischen Deportierten der Strafkolonie von Sydney aufbürden wollte, denn ein chilenisches Schiff hatte im April etwa 300 von ihnen an der kalifornischen Küste an Land gebracht.

Dieses Jahr 1850, schon ereignisreich genug, sollte nicht zu Ende gehen, ohne auch für uns und unsere geschäftlichen Angelegenheiten einige bemerkenswerte Änderungen zu bringen. Obwohl diese Änderungen einen absolut friedlichen Charakter hatten, lösten sie die Auflösung unserer Filiale in Sacramento aus und anschliessend meine Rückkehr nach San Francisco.

Kurz schildert, passierte Folgendes: Im Juni war Herr Rudolf Kellersberger, ein Landsmann, als Angestellter in unser Geschäft von San Francisco als Ersatz für Herrn Saupiquet eingetreten, der sich auf eigene Rechnung in Mokkolumne Hill etabliert hatte; dies ist eine kleine Stadt im Landesinnern, die im Gebiet der südlichen Goldminen ungefähr 80 Meilen von Stockton entfernt liegt.

Am 10. Juni informierte uns ein Brief von Herrn Ferd. Küenzi, einer der in Europa residierenden Partner des Hauses Andrié, Küenzi und Cie.

von Rio de Janeiro, dass dieses Haus damit einverstanden wäre, uns ein Kommanditkapital von 20 000 Dollar zur Verfügung zu stellen, dies unter der Bedingung, dass wir seinen Handlungsbevollmächtigten, Herrn Isaac Landerer aus Basel, als Partner akzeptieren würden. Dieser kam im September in San Francisco an und bestätigte uns das versprochene Kommanditkapital. Er brachte auch einen Gesellschaftervertrag für drei Jahre mit, den wir am 14. Oktober 1850 formell zum Abschluss brachten. Die Kommanditgesellschaft gestand den Herren Andrié, Küenzi und Cie. einen Viertel der Gewinne zu sowie 12 Prozent Zins auf das Kapital, das diese Herren in die Gesellschaft eingebracht hatten.

Nun sah unsere finanzielle Situation, ein Jahr nach unserer Ankunft in San Francisco, so aus: Die Fracht der «Resolutie», vollständig verkauft, hatte uns 30 472,10 Dollar eingebracht; und der Gewinn diverser seit unserer Ankunft getätigter Geschäfte belief sich auf 14 310,20 Dollar. Unser gesamtes Guthaben betrug somit 44 782,33 Dollar (*Anmerkung des Übersetzers: Dieser Totalbetrag weicht von der Summe der Einzelbeträge – auch der unten aufgeführten Einzelposten – um 0,03 Dollar ab; eine Erklärung dafür gibt es nicht.*) und setzte sich aus folgenden Einzelposten (in Dollar) zusammen:

5893,75	unser Anteil an drei Grundstücken in San Francisco
3111,30	unser Anteil an den Gebäuden auf besagten Grundstücken
300,00	ein in San Francisco gekauftes Grundstück
4000,00	Investition in eine Brauerei in der Mission
8250,00	für drei Grundstücke samt Gebäude in Sacramento
10 000,00	Einrichtungen in der Filiale
4500,00	unser Anteil am Landwirtschaftsland bei Sutter's Fort
3000,00	für drei in eine Firma von Eliza City investierte Aktien à je 1000 Dollar
<u>5727,25</u>	Warenlager und Kassabestand der Filiale
44 782,33	

Somit war im Oktober 1850 der grösste Teil unserer Mittel in Grundstücken, Gebäuden und Warenvorräten gebunden. Wie zu sehen sein wird, sollte das für uns in gewissen Momenten noch schwerwiegende Unannehmlichkeiten verursachen. Zunächst ratifizierte Herr Landerer im Namen seiner Auftraggeber hier und dort diverse vertragliche Engagements. Dann machte er sich daran, aufgrund von Anordnungen, die er aus Europa erhalten hatte, exklusiv auf Rechnung der Herren Andrié, Küenzi und Cie. zusammen mit Herrn Emil Daugny, einem Bankier in San Fran-

cisco, auf Basis einer je hälftigen Beteiligung ein Handelsgeschäft zu organisieren, bei dem es darum ging, aus Manila Reis, Kaffee, Zucker und andere Kolonialwaren zu importieren. Unser neuer Partner wollte sich persönlich vor Ort begeben, um den Kauf einer solchen Fracht selbst zu besorgen und sie anschliessend nach San Francisco zu bringen. Der für den Kauf der Waren in Manila ungefähr nötige Betrag war auf 16 000 Dollar geschätzt worden. Herr Daugny überwies uns seinen Anteil von 8000 Dollar, und Herr Landerer, im Namen der Herren Andrié, Küenzi und Cie. handelnd, richtete sich an unsere Kasse, das heisst, er beanspruchte die Mittel, die dieses Haus bei uns zusätzlich zum Kommanditkapital von 20 000 Dollar besass. Jetzt kam es dazu, dass wir, trotz des Werts unserer Immobilien und Grundstücke, die zu der Zeit gerade Gegenstand zahlreicher Prozesse waren, nicht in der Lage waren, die fraglichen 8000 Dollar flüssig zu machen. Deshalb ordnete die Firma in San Francisco an, dass ich die Filiale in Sacramento liquidieren und die in unseren Lagern vorhandenen Warenvorräte unverzüglich verkaufen sollte. Herr Landerer, den ich zuvor noch nie gesehen hatte, überbrachte mir diese Anordnungen persönlich. Es fällt mir leicht zu sagen, dass mich unser neuer Partner auf das Günstigste beeindruckte. Er hatte sein 58. Lebensjahr überschritten und hätte somit mein Vater sein können. Mit seiner Erfahrung und aus den Erinnerungen eines vollständig dem Handelsgeschäft gewidmeten Lebens würde er mir grosse Dienste leisten können. Darüber hinaus war seine ganze Persönlichkeit von dieser herzlichen und väterlichen Freundlichkeit geprägt, die ältere Menschen auszeichnet, die auf ihrem Lebensweg unter der Last von Prüfungen manchmal ihre Stirn beugen mussten. Und so wie seine ruhigen Züge seine grosse Herzensgüte widerspiegelten, so erfüllte mich sein von den Jahren weiss gewordenes Haupt mit Respekt.

Obwohl Herr Landerer im Handelsgeschäft mit den Amerikanern keinerlei Erfahrung hatte, half er mir während acht Tagen, die er bei mir verbrachte, aufs Beste bei der Erfüllung meines Auftrags. Und nach seiner Abreise nach San Francisco rackerte ich mich so wacker ab, dass ich nach zwei Wochen in der Lage war, die 8000 Dollar zu überweisen, die meine Partner für das Geschäft mit Manila von mir verlangt hatten.

In der Zwischenzeit hatte Herr Daugny, im Einverständnis mit Tissot, den Dreimaster «Jane Remorino» unter Kapitän Josef Remorino voll beladen: die «Remorino» war ein spanisches Schiff, das in den letzten Oktobertagen die Segel setzte, um in die chinesische See zu fahren. An Bord waren Herr Landerer und etwa 30 Chinesen, die hier reich geworden waren und sich danach sehnten, wieder ins «himmlische Reich» zurückzukehren.

Ich selbst hatte in Sacramento nichts oder nur noch wenig zu tun und konnte mit Rücksicht auf meine Pflichten als Konsul der Schweiz, die ich nicht vernachlässigen wollte, meinen Aufenthalt in Sacramento nicht weiter verlängern. Ich war als Konsul bei der Regierung der Vereinigten Staaten mit einem von seiner Exzellenz Präsident Taylor am 1. August unterschriebenen Exequatur akkreditiert. Bei meinen Bemühungen, mein Geschäft zu liquidieren, hatte ich das Glück, auf einen Engländer zu stossen, der geneigt war, mir das Grundstück und den Laden samt Inhalt abzukaufen; ich beeilte mich, ihm das Ganze für die Summe von 7500 Dollar zu überlassen.

Anschliessend kündigte ich meinen beiden Angestellten und kehrte nach San Francisco zurück. Mir persönlich blieben nur die beiden Nachbargrundstücke neben meinem früheren Geschäft und die 1000 Acres nutzbares Land jenseits der Stadtgrenze.

pour les mers de Chine dans les derniers jours d'Octobre, ayant
à son bord M^r Landreau et une 30^{me} de Chinois enrôlés et
desirant de se gagner le Coëste Empire. —

Quant à moi, n'ayant plus rien ou peu de chose
à réaliser et ne pouvant d'ailleurs prolonger mon séjour
à Sacramento sans négliger mes devoirs de Consul Suisse,
accrédité auprès du gouvernement des États Unis en vertu
de l'épiqueur signé le 1^{er} Août par son Excellence le
Président Taylor, je cherchais à liquider mes soldes
et ayant eu la chance de découvrir un Anglais disposé
à acheter le terrain et le magasin avec tout son
contenu, je m'empressai de lui céder le tout pour la
somme de \$ 7500.

Mais je congédiais mes deux employés et je
retournais à San Francisco, ne laissant ^{dernière moi} à Sacramento
que les deux terrains avoisinants le magasin et les
1000 acres de terres arables situés derrière la ville. —

X.
1851.

• Dès mon arrivée à San Francisco j'ai reçu
de nombreuses visites de compatriotes indigents, dont
toutes les ressources avaient été absorbées pour les frais de
leur voyage en Californie et qui arrivaient dans ce pays

Seit meiner Ankunft in San Francisco erhalte ich zahlreiche Besuche von mittellosen Landsleuten, deren gesamte Mittel durch die Kosten ihrer Reise nach Kalifornien aufgebraucht waren und die in diesem Land des Goldes ohne einen roten Heller in ihrer Westentasche ankamen. Diese guten Leute stellten sich vor, dass ich in meiner Eigenschaft als Konsul ihr natürlicher Beschützer wäre, das heisst eine Art Kassier, der ihnen dank der weisen Voraussicht der Regierungen der 22 Kantone zugewiesen war, um sie aus ihren Unannehmlichkeiten herauszuziehen. Die einen verlangten von mir 40 Dollar, um zu den Minen zu gelangen, andere einige Goldstücke, um sich das Nötigste zu besorgen; die Bescheidensten beschränkten sich darauf, mich um Arbeit anzugehen.

Da die Funktionen eines Schweizer Konsuls rein ehrenamtlich ausgeübt werden, konnte ich nicht alle, die sich an mich wandten und wünschten, dass ich ihnen zu Hilfe käme, zufriedenstellen, ohne meine eigenen Ressourcen anzugreifen. Also beschloss ich, alle in San Francisco wohnhaften Schweizer zusammenzubringen, ihnen die Situation zu erläutern und mit ihnen zu beraten, welches die besten Wege sein könnten, unsere bedürftigen Landsleute zu unterstützen.

Deshalb berief ich für den Abend des 31. Dezember im Hotel Bundeskreuz eine allgemeine Versammlung ein. 42 Schweizer nahmen teil und gründeten noch während der Sitzung eine Wohltätigkeitsgesellschaft, als deren Präsident ich gewählt wurde. Mit einer Sammlung, die 520 Dollar einbrachte, ging die Versammlung zu Ende. Jedes Mitglied verpflichtete sich darüber hinaus, dem Schatzmeister monatlich 5 Dollar zu geben, und um das Werk zu krönen, wurde vereinbart, den Vorstand zu verpflichten, mit einem der wichtigsten amerikanischen Spitäler sicherzustellen, dass dort unsere kranken Landsleute kostenlos gepflegt werden konnten. So endete das Jahr 1850.

Gott hatte mich in diesem fremden Land sichtbar beschützt, und Briefe aus der Schweiz, die am Vorabend von Weihnachten angekommen

waren, liessen mich wissen, dass keiner der Menschen, die ich liebte, diese Welt verlassen hatte, dass im Gegenteil sich alle einer ausgezeichneten Gesundheit erfreuten.

Einen Schritt weiter befand ich mich im Jahre 1851!

Unsere Kommanditäre, die sich verpflichtet hatten, uns genügend Möbel zu schicken, um unser Geschäft einzurichten, hatten es nicht eilig, ihrer Verpflichtung nachzukommen. Und als wir schon den Moment voraussehen konnten, in dem unser Geschäft leer dastehen würde, beschlossen wir, Kellersberger nach Europa zu schicken, um für uns neue Geschäftspartner zu suchen. Um ihn mit genügend Autorität auszustatten und um seine Kontaktaufnahmen zu erleichtern, vereinbarten wir, ihn als aktives Mitglied in unsere Gesellschaft aufzunehmen; seine Rolle als Partner des Hauses wurde denn am 2.1.1851 in aller Form besiegelt. Am 10. Januar begann er seine Reise via Panama und New York, und Ende Februar kam er in Europa an; dort war sein erstes Ziel, nach Basel zu kommen, um sich mit Herrn Küenzi abzustimmen.

Januar, Februar, diese zwei regnerischsten Monate, vor denen sich die Bewohner des Landesinneren so sehr fürchten, gingen ohne Zwischenfall vorbei. Der März schenkte uns einen wolkenlosen Himmel, und der Frühling war so trocken, dass die Rancheros des Sacramento-Tals, die ihre Gemüseplantzen bereits unter den glühenden Sonnenstrahlen verdorren sahen, den sintflutartigen Regenfällen des Vorjahres nachtrauerten.

Dann kam der Sommer unheilvollen Gedenkens, der uns neben andern Prüfungen diejenige des Feuers zumutete, von der wir bis anhin auf wundersame Weise verschont geblieben waren. Am 10. Juni, um elf Uhr abends, wurde ich von der Sturmglocke und vom Schrei: Feuer! geweckt. Ich sagte es bereits: In San Franzisko ist dieser Schrei Feuer! etwas Furchtbares; noch furchtbarer als je zuvor, seit die Stadtverwaltung, die es überdrüssig war, im Schlamm stecken zu bleiben, angeordnet hatte, dass die Strassen der Stadt nicht mehr in ihrem natürlichen Zustand belassen bleiben sollten, sondern mit Holz abzudecken seien. Dieses entflammbare Pflaster diente natürlich dem Feuer als eine Art Leiter und half ihm, von einer Seite einer Strasse auf die andere zu gelangen.

Bei diesem Schrei Feuer! war man gehalten, zuallererst daran zu denken, sich selbst zu retten. Obwohl dieser Leitgedanke unbestreitbar richtig war, rannte ich mit meinem Partner auf den grossen Platz, allerdings nicht ohne vorher anhand des roten Feuerscheins am Himmel festgestellt zu haben, dass das Feuer von rechts kam und noch ziemlich weit von uns entfernt schien. Dort trafen wir auf ein Gewirr von Möbeln, Handelswaren und eine Menge von Unglücklichen, die bizarr aufgemacht

waren. Einige Frauen, mit zerzaustem Haar und fast unbekleidet, füllten die Luft mit ihren Schreien, und die Hitze war so intensiv, dass das Feuer drohte, jeden Moment auf dieses Durcheinander von Gegenständen, die den Funken ausgesetzt waren, überzuspringen. Das Feuer war in der Washington-Strasse ausgebrochen und von heftigen Windstössen getrieben, die manchmal von Norden, manchmal von Osten kamen, zuerst gegen die Unterstadt vorgestossen, dann hatte es eine Kehrtwendung gemacht, und zur Zeit unseres Eingreifens wälzte es sich in Richtung Clay-Strasse. Nun, diese Strasse mündete direkt in die unsrige. Ich war also nicht unbesorgt, als ich den immer rascher werdenden Fortschritt der Feuersbrunst von Auge beobachtete. Wir verliessen uns vorderhand auf die Breite der California-Strasse, und wir erinnerten uns, dass einer unserer französischen Freunde im unteren Teil der Clay-Strasse ein Modegeschäft führte, vollgestopft mit wertvollen Stoffen; wir bahnten uns einen Weg zu ihm. Der arme Kerl war am Ende seiner Kräfte; er wusste wohl ohne jeden Zweifel, dass sein Geschäft in höchstens einer halben Stunde nur noch ein Haufen Asche sein würde, und jedem Karrenführer, der vorbeikam, bot er 20, 30, 50, ja bis zu 100 Dollar. Einzelne, vom Angebot geködert, hielten an, und umgehend wurden deren Karren gefüllt mit Haufen von schönen Samtstoffen aus Genua, Spitzen aus Brüssel, Stickerien aus St. Gallen und wunderbaren Seidenarbeiten aus Lyon. Dann wurden sie mit dem Auftrag losgeschickt, die ganze Ware am Strand auszuladen, wo ein Angestellter auf sie aufpassen sollte. Wir waren noch keine 20 Minuten bei dieser Arbeit, als ich jemanden in meiner Nähe sagen hörte, das grosse amerikanische Theater hätte zu brennen begonnen. Weil dieses Gebäude, eine Neukonstruktion mit kolossalen Dimensionen, an der California-Strasse liegt, praktisch gegenüber von unserer Firma, liess ich meinen Freund und seine Seidenwaren im Stich, um zu unserer Firma zu rennen.

Es war jetzt eine Viertelstunde nach Mitternacht. Als ich in der California-Strasse ankam, war ich erleichtert zu sehen, dass das Feuer bereits die ganze linke Seite dieser Strasse bis zum grossen Theater verzehrt hatte. An keiner einzigen Stelle war es ihm gelungen, die rechte Seite anzugreifen. Der Wind hatte nach rechts gedreht und blies das Feuer in Richtung Bucht. Es schien, dass wir ausser Gefahr wären; weil die Feuersbrunst schon über die Höhe unseres Hauses vorangekommen war, schien es wenig wahrscheinlich, dass sie auf ihren eigenen Spuren wieder zurückkommen könnte. Trotzdem – genau dies passierte, und zwar so: Als ich mich unserem Haus näherte, bemerkte ich, wie unsere Miteigentümer, die Herren Esche und Mapper, auf dem Dachfirst sassen. Ich setzte mich zu

ihnen, und es dauerte nicht lange, bis Tissot zu uns stiess. Von diesem zwar etwas heissen Beobachtungspunkt aus konnte uns kein Detail entgehen. Das grosse Theater spie aus allen Öffnungen Feuer, aber das Dachgeschoss und das Dach selbst waren noch intakt. Nun, im Allgemeinen war es so, dass wenn die Flammen sich genügend stark in den Unterbau eines Holzhauses hineingefressen hatten, der obere Teil sich von selbst absenkte, bevor er selbst in Flammen stand. Also machten wir uns darauf gefasst zu beobachten, wie auch dieses riesige Gebäude dieser Regel gehorchte, indem es unter dem Gewicht seiner Bedachung in sich zusammenstürzte und mit seinem Sturz seine eigene Feuersglut ersticken würde. Leider wurden wir enttäuscht, als sich die gesamte gewaltige Dachfläche in einem einzigen Augenblick von einem Ende zum andern entzündete – sei es, dass die Balken massiver als gewöhnlich waren oder dass das Feuer, im Gebäudeinneren von Tuchbahnen, Seilwerk und Dekorationsmaterial genährt, auf seinem Weg nach oben keinen Widerstand fand. Jetzt waren wir unmittelbar selbst in Gefahr. Die extreme Hitze, die uns ins Gesicht schlug, zwang uns, unseren Beobachtungsposten sehr schnell zu verlassen. Wir konnten also nicht herausfinden, ob die Wände unseres Hauses diese Braterei besser ausgehalten hätten als die menschliche Haut. Jetzt gab es kein Zögern mehr. Die graue Farbe, mit der die Aussenseite des Hauses angestrichen war, brutzelte bereits und fing an, schwärzliche Blasen zu bilden. Wir mussten unsere Bücher retten, die Kasse und alles, was sich leicht abtransportieren liess.

Mehrere Landsleute waren gekommen, um uns zu helfen: Die einen schleppten Kaffeesäcke weg, die andern Weinkisten, aber in dieser Rettungshast entstand ein so grosses Durcheinander, dass ich jede Hoffnung aufgeben musste, dieser babylonischen Unordnung eine Richtung zu geben. Ich ging in unser Büro, wo mein Partner dabei war, unsere Bücher und Papiere in Leinensäcke zu stopfen. Wir besaßen einen sogenannt feuersicheren («fireproof») eisernen Tresor. Ich rief zwei bereitwillige Männer herbei, in der Hoffnung, dass es uns zu dritt gelingen würde, den Tresor in den Hof zu schleppen. Aber trotz unserer Anstrengungen gelang es uns kaum, ihn zu bewegen, sein Gewicht nagelte ihn buchstäblich am Boden fest, und wir mussten ihn resigniert aufgeben. Unsere Kasse enthielt eine Blechbüchse mit Goldstaub und vier mit mexikanischen Piaster gefüllte Säcke. Tissot riet mir, das Gold mitzunehmen und das Münzgeld im Tresor zu hinterlassen, da er glaubte, dort wäre es sicherer aufgehoben als mitten in einer grossen Menschenmenge, in der sich zahlreiche Lausbuben befänden. Ich folgte dem Rat und dachte dabei, dass wenn der Tresor der Wirkung des Feuers nicht gewachsen wäre, er wie ein Schmelztiegel dafür

sorgen würde, dass wir ihn allenfalls zusammen mit unserm Geld entweder als Legierung oder als Barren wiederfinden würden.

Dies alles hatte höchstens 20 Minuten in Anspruch genommen. Mit meiner Blechbüchse in der Hand, auf jeder Schulter einen Sack voll von Büchern und Papieren, machte ich mich bereit, das Haus durch die Tür zu verlassen. Es war aber schon zu spät. Um sie zu erreichen, hätte ich unser ganzes Geschäft durchqueren müssen. Das Feuer hatte jedoch, mehr in Eile als ich, bereits die ganze strassenseitige Fassade erfasst. Es blieb also nur noch der kürzeste Weg, und ich nahm meinen Mut zusammen und sprang durch das Fenster. Und es war auch Zeit: Kaum hatten meine Füsse den Boden berührt, verbreitete sich um mich eine noch grellere Helligkeit. Von allen Seiten grilliert, hatte das Haus rundherum gleichzeitig wie ein Haufen trockener Hanf Feuer gefangen.

Auf halbem Weg zum kleinen Sandhügel, wohin wir unser gerettetes Gut dirigiert hatten, traf ich den armen Tissot; er war dort stehen geblieben und schaute traurig zu dem Ort hin, wo eben noch unser Haus gestanden hatte und wo jetzt das unerbittliche Element die letzten Überreste verzehrte.

Ich werde mich nicht darüber auslassen, das Ausmass unseres Verlustes im Einzelnen aufzuzählen. Im Unglück, das eine ganze Bevölkerung trifft, verschwindet das individuelle Pech, so wie in einer Schlacht ein getöterter Mann nur ein verlorener Kämpfer ist. Aber schliesslich befanden wir uns im Land des Goldes, jung und unternehmenslustig. Das, was mir am meisten weh tat, war der Gedanke, dass die Feuersbrunst vom 11. Juni meine Trennung vom väterlichen Herd um ein bis zwei Jahre verlängern würde.

Am nächsten Morgen warteten wir ungeduldig darauf, dass sich die Asche genügend abkühlte und uns erlaubte, in den Trümmern nach unserem Tresor zu wühlen. Ich kannte den Ort, wo wir ihn finden mussten, sehr genau; sein Gewicht erschien mir als Garantie dafür, dass ihn niemand hätte fortschaffen können. Trotzdem, wir gruben, wir wühlten, wir suchten, fanden aber keine Spur davon. Jetzt war ich doch überzeugt, dass eine Bande von Dieben meinen armen Tresor gestohlen hatte.

Plötzlich entdeckte Tissot eine Art Eisenstalagmiten, etwa so gross wie ein Apfel, völlig verrunzelt, der ganz schön silbrig glänzte. Da war kein Zweifel möglich: Unser armer Tresor war geschmolzen wie Wachs in einer Feuerstelle, und das war alles, was von ihm übrig geblieben war. Ich gestehe, dass es mir schwerfiel zu glauben, dass von einem Körper, der 3 Kubikfuss gross gewesen war, nur etwas übrig bleiben konnte, das etwa so gross war wie meine Faust. Ich konnte nicht verstehen, dass von einem mehr als 200 Pfund schweren Tresor einzig und allein ein silbrig glänzender eiser-

ner Stalagmit mit einem Gewicht von 15 bis 20 Unzen übrig bleiben konnte. Trotzdem: glauben musste man es wohl.

Bereits am Abend hatten wir in der Nähe der Bucht ein Geschäftslokal für die Summe von 380 Dollar pro Monat gemietet, und während der Nacht brachten wir alles, was nicht die Beute der Flammen oder von Dieben geworden war, dorthin.

Die Feuersbrunst hatte 260 Häuser zerstört; wie immer machte man dafür Brandstiftung verantwortlich, und die Verbitterung der Bürger gegenüber den Deportierten, schuldig oder nicht, erreichte ihren Höhepunkt.

Drei Tage nach der Feuersbrunst, am 14. Juni, signalisierte der Telegraph das spanische Schiff «Jane Remorino». Es hatte siebeneinhalb Monate benötigt, um nach Manila zu segeln, dort seine Fracht aufzunehmen und wieder an seinen Ausgangspunkt zurückzukehren. Wer weiss nicht, dass das Glück unbeständig ist, das Unglück aber nicht aufhört, seine Opfer zu quälen, bis es sie bis aufs Blut grün und blau geschlagen hat. Seit einiger Zeit hatte es uns auserwählt, und es zeigte sich, dass die Fracht der «Jane Remorino», sobald sie im Hafen erschienen war, gegen die widrigsten Umstände anzukämpfen haben würde. Der Grund dafür war sehr einfach und erstaunte keinen der Geschäftsleute.

Als diese Geschäftsoperation im Oktober 1850 beschlossen wurde, galt der Reis 25 Cents pro Pfund, der Zucker 35; die Preise aller andern Güter aus China waren entsprechend. Nun waren die Herren Landerer und Daugny nicht die Einzigen gewesen, die darauf spekulierten, dass eine direkt importierte Fracht zu diesen exorbitanten Preisen riesige Gewinne bringen würde. Ganz im Gegenteil: Die unternehmerischen und noch flinkeren amerikanischen Handelshäuser hatten schon lange vorher daran gedacht und ihre Bestellungen in Hongkong, Kanton und Manila placiert. Die Folge davon war, dass seit drei Wochen kaum ein Tag verging, an dem im Hafen von San Francisco nicht ein Schiff vom chinesischen Meer eintraf. Diese Lawine von Produkten mündete unweigerlich darin, dass die Preise, bis unsere Fracht ihrerseits eintraf, so tief heruntergedrückt wurden, dass für den Reis nur noch 3 Cents pro Pfund, für den Zucker und den Kaffee noch etwa 8 bis 10 Cents und für alle andern Kolonialwaren entsprechend wenig bezahlt wurden. Zu allem Unglück war Herr Landerer in Manila an einen portugiesischen Händler geraten, der sein Vertrauen offensichtlich missbraucht hatte. Als wir die Klappen der Transportbehälter öffneten, wurden unsere Ohren von einem dumpfen Schwirren überrascht. Es stammte von Milliarden kleiner schwarzer Insekten, die während der Überfahrt im Kielraum eingeschlossen gewesen waren. Ihre Anzahl war gleich hoch wie diejenige der in 2000 Säcken ent-

haltenen Reiskörner, denn jedes Korn war leer; es musste kleinen weissen Maden, die sich später dann in Insekten verwandelten, als Zufluchtsort und Weide gedient haben. Herr Landerer hatte offenbar nicht Reis aus der aktuellen Ernte, sondern vom Vorjahr gekauft – im besten Fall gut genug, um über Bord geworfen zu werden.

80 000 Eier, in riesigen Krügen aus Steinzeug in Öl konserviert, waren verdorben; von 30 000 eingeschifften Blutegelein hatte kein einziger überlebt. 2 Millionen Zigarren aus Manila waren verschimmelt; der Zucker fermentierte; unsere gesamte Fracht war mehr oder weniger verdorben, ausser einem Los Seilwaren und 500 Säcken Kaffee. Per saldo verschlang die Ladung der «Jane Remorino», die wir aufgrund der Umstände mittels Versteigerung verkaufen mussten, unser gesamtes investiertes Kapital. Dazu kam noch ein Betrag von 4600 Dollar. Und unser Anteil am Erlös, der in einem günstigeren Zeitpunkt einen bedeutenden Betrag ausgemacht hätte, schrumpfte elendiglich.

Der Verlust für unsere Firma und diese neue Enttäuschung kündigten nichts Gutes an; allerdings handelte es sich unter dem Strich nur um materielle und deshalb wiedergutzumachende Verluste. Dafür stand uns eine neue unheilvolle und eindrücklichere Prüfung bevor.

Der miserable Erfolg des Geschäfts mit Manila hatte Herrn Landerer stark belastet, und gewisse Vorwürfe, die Herr Daugny an ihn gerichtet hatte, beeindruckten ihn so stark, dass er seinen Appetit und die gute Laune verlor. Jeden Abend verliess er uns nach dem Nachtessen und ging, wie eine gequälte Seele, der Bucht entlang oder auf den Kais spazieren. An einem Abend, den ich nie vergessen werde, am Vorabend der Abreise des Dampfers nach Panama, nur drei Wochen nach der Rückkehr von Herrn Landerer, hatte ich ihn bis zum Anfang des «long wharf» begleitet; dort musste ich ihn allein lassen, um unsere Europa-Korrespondenz fertigzustellen. Kaum hatte ich in meinem Büro Platz genommen, als mich ein Unbekannter aus dem Laden holen liess und mir mit wenigen Worten berichtete, dass auf dem «long wharf» ein Mann zusammengebrochen war und dass dieser, bevor er seinen letzten Seufzer tat, gerade noch unsern Namen und unsern Standort flüstern konnte.

Von einer schrecklichen Angst gepackt, folgte ich dem Unbekannten. Nachdem wir auf dem Kai angekommen waren, verwies er mit seinem Finger auf eine Gruppe neugieriger Menschen, die sich vor einem Geschäft versammelt hatten. Ich bahnte mir einen Weg durch die Menschenmenge und sah, auf einer Bank ausgestreckt, meinen armen Partner, bewegungslos und bereits kalt. Ein herbeigeholter Arzt schröpfte ihn an beiden Armen, aber das in seinen Adern geronnene Blut floss nicht mehr. Mein

Schmerz zeigte sich in einem Sturzbach von Tränen; mir kam es vor, als hätte ich mehr als einen Freund, mehr als einen Vater verloren, so viele Beweise seiner väterlichen Zuneigung hatte er mir während unserer kurzen Begegnung geschenkt.

An einem andern Ort habe ich bereits erwähnt, dass nach dem Feuer vom 11. Juni die Erbitterung der Einwohner von San Francisco ihren Höhepunkt erreicht hatte, sodass der kleinste Zwischenfall das Mass vollmachen würde.

Die Justiz, die Regierung und die Polizei, wie von bösen Geistern gepackt, taten nichts mehr, ausser den Abschaum zu beschützen. Diebstähle und Morde häuften sich in einer so erschreckenden Weise, dass man nicht mehr wagte, sein Zuhause zu verlassen, ohne sich mit einem geladenen Revolver zu bewaffnen. Die Regierung liess alles zu, und ihr Chef, ohne Zweifel schlecht informiert, hatte eben einen Schurken begnadigt, der zweimal wegen Mordes zum Tode verurteilt worden war. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis der hängende Tropfen herunterfallen und das Fass zum Überlaufen bringen würde.

An einem Juliabend, bei Einbruch der Dämmerung, knallte an der Ecke der Montgomery- und der Washington-Strasse ein Schuss. Eine Kugel traf James King tödlich. King war ein Idol der Stadt, der einzige ihrer drei Vertreter im Senat, der keine Hemmungen hatte, die Handlungen der Regierung offen zu kritisieren. Der feige Mörder verschwand, ohne dass sich die Polizei im Geringsten anstrebte, sich seiner zu bemächtigen. Eine Zeitung von Sacramento, ein Sprachrohr der Regierung, wagte es, sich über den Tod von James King zu freuen. Das war sehr unklug, denn die ganze Bevölkerung von San Francisco glaubte an einen politischen Mord. Das Mass war voll. Ungefähr eine Woche nach dem Ereignis verlangte einer meiner Bekannten, ein Kapitän zur See, ganz ausdrücklich, mit mir zu sprechen. Er befragte mich zu meiner Meinung, und, als er von meiner Sicht und Beurteilung der Situation befriedigt war, weihte mich unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein, dass eine Bürgerversammlung geplant sei. Zu den Eingeladenen gehörten drei ausländische Konsuln, mehrere Bankiers und die wichtigsten Kaufleute der Stadt. Ziel der Versammlung sei, über Mittel zu beraten, wie dem unerträglichen Zustand der Stadt ein Ende bereitet werden könne. Letztlich hatte sein Besuch keinen andern Zweck, als mich einzuladen, an diesen Beratungen teilzunehmen. Auf meine Zustimmung hin verriet er mir den Ort, die Zeit und das geheime Losungswort: Es hiess «Wachsamkeit»; die Zeit war elf Uhr nachts; der Ort ein grosses Geschäft im ersten Obergeschoss eines Hauses an der Battery-Strasse, das den Herren Simons, Hutschinson & Cie. gehörte.

Zur besagten Zeit begab ich mich ins bezeichnete Lokal; 50 bis 60 Männer waren versammelt. Bis 23:15 Uhr hatte sich diese Zahl um weitere 22 Spätankömmlinge erhöht. Wir waren insgesamt 76, von denen mir ein Drittel nicht bekannt war. Dann wurden die Türen geschlossen.

Die Versammlung begann mit der Wahl eines Präsidenten, und Samuel Brannen, der frühere Mormone, einer der einflussreichsten Männer von San Francisco, seit er der reichste Grundstücksbesitzer Kaliforniens geworden war, wurde einstimmig gewählt. Es bedurfte eines unabhängigen Mannes, der machtvoll und energisch war. Jeder wusste, dass Samuel Brannen diese Eigenschaften in sich vereinigte.

Der Präsident dankte der Versammlung und präsentierte in einer sehr konzisen Ansprache den Zweck der Versammlung. Er zählte die täglich unter den Augen einer korrupten Justiz begangenen Verbrechen auf, und er legte dar, dass das Leben und das Eigentum der Bürger von San Francisco in Gefahr waren und dass die einzige wirksame Remedur gegen diesen Zustand darin bestünde, sich über das missachtete Gesetz zu erheben, den korrupten Würdenträgern und einer schmachvollen Justiz den Krieg zu erklären, in einem Wort: das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen.

Diese Rede erhielt warmem Applaus. Daraufhin erklärte Samuel Brannen, dass er, bevor er fortfahren könne, jedem Teilnehmer einen Eid abnehmen wolle, dessen Text lautete:

«Im Namen Gottes schwöre ich, den Anordnungen, die ich vom Präsidenten erhalten werde, widerspruchslos zu gehorchen; ich schwöre, alles, was in dieser Versammlung passiert, geheim zu halten; ich schwöre, im Notfall für diese Sache mein Leben, mein Vermögen und alles, was mir auf dieser Welt gehört, zu opfern.»

Das war ein sehr ernsthafter Schwur, aber keiner zögerte, ihn zu leisten. Dann wählte die Versammlung ein Komitee mit fünf Mitgliedern und formulierte drei aus insgesamt 16 Artikeln bestehende Resolutionen. Die erste betraf den Namen und das Ziel der Vereinigung. Als Name wurde «Wachsamkeitsvereinigung» gewählt. Ihr Ziel sollte darin bestehen, die Stadt von Dieben, Mördern und Brandstiftern, die sie verseuchten, zu säubern.

Die zweite Resolution behandelte die Mittel: Es wurde beschlossen, dass die Vereinigung über das Recht über Leben und Tod oder die Verbannung aus der Region verfügen sollte. Die finanziellen Mittel sollten aus einem Jahresbeitrag von 50 Dollar pro Mitglied bestehen.

Die dritte Resolution betraf die Polizei. Zehn Mann hatten in der Nacht in den Strassen der Stadt zu patrouillieren. Die Bewachung des Hafens wurde sechs Männern anvertraut, die über zwei Boote verfügten.

Drei Männer wurden beauftragt, Tag und Nacht den Tagungsort des Komitees zu bewachen. Insgesamt waren also 19 Mann über 24 Stunden erforderlich; unsere gesamte Zahl von 76 Mitgliedern genügte dafür nicht, aber wir zählten auf weitere Mitglieder.

Das Komitee verlangte, dass auf dem Dach des Versammlungssaals eine Alarmglocke installiert werden sollte. Das Ertönen dieser Glocke wäre für jedes Mitglied ein obligatorischer Appell, sich umgehend mit einem Revolver bewaffnet in den Tagungsraum zu begeben. Daraufhin ging man auseinander. Gegen zwei Uhr morgens kam ich nach Hause zurück, ganz in Gedanken über das, was passiert war. Dies alles war sehr ernst, ausnehmend ernst! Um San Francisco vor einem neuen Desaster, das dessen definitiven Ruin herbeiführen könnte, zu bewahren, um Leben und Besitz seiner Einwohner verteidigen zu können, war die Wachsamkeitsvereinigung bereit, die Justizgewalt zu usurpieren, also ausgerechnet diejenige Institution, die zu respektieren und zu verteidigen jedermann in der zivilisierten Welt zugesichert hat. Da indessen die Majestät des Gesetzes von genau denjenigen, die sie hätten beschützen müssen, auf entsetzliche Art in den Dreck gezogen wurde, war das unser gutes Recht.

Am übernächsten Tag, beim Einbrechen der Nacht, schlug die Alarmglocke der Wachsamkeitsvereinigung siebenmal; das Läuten wurde dreimal wiederholt. Ein aus Mexiko stammendes Individuum war in die Hände unserer Polizei gefallen, gerade in dem Augenblick, als es unter einem unbewohnten Schuppen Feuer legte. Man machte ihm einen kurzen Prozess. Es wurde zum Tod verurteilt, und um neun Uhr abends schaukelte seine Leiche am Mast, an dessen äusserstem Ende damals die Flagge der Vereinigten Staaten wehte, direkt vor dem Zollgebäude.

Mehr als 3000 Personen hatten diesem ersten Akt unserer Justiz beigewohnt. Als der Unglückselige seine Seele ausgehaucht hatte, erklärte Samuel Brannen der schweigenden Menge kurz die Gründe für diese aussergerichtliche Hinrichtung, und bevor er seine Rede beenden konnte, legte ein gewaltiges Hurrageschrei zu meiner grossen Erleichterung Zeugnis dafür ab, dass die versammelten Bürger einstimmig damit einverstanden waren. Am nächsten Tag leisteten 180 neue Mitglieder ihren Eid in die Hände unseres Präsidenten. Unter ihnen befanden sich drei Advokaten und Edward Wilson, der von seiner Funktion als Richter am Kriminalgericht zurückgetreten war, um im Schwurgericht der Wachsamkeitsvereinigung mitzuarbeiten.

Die Regierung des Staates zögerte nicht lange, uns in einer vernichtenden Erklärung auf die gleiche Stufe wie die letzten Kriminellen zu stellen. John Burnett zitierte unser gesamtes Komitee vor das oberste Gericht

des Staates und wollte uns damit ohne Zweifel einschüchtern. Er hatte damit keinen Erfolg, denn eine Woche später passierte Folgendes: Die Wachsamkeitsvereinigung hatte in den wichtigsten Städten des Landesinneren ihre Verbündeten. Einigen dieser Verbündeten, Einwohner der Stadt Stockton, war es gelungen, den Enterhaken auf Tom Harris zu werfen. Bei ihm handelte es sich um den zweifach zum Tod verurteilten Mörder, den gleichen, den der Gouverneur vor Kurzem begnadigt hatte. Dieser Mann wurde gut bewacht nach San Francisco gebracht und in der Zwischenzeit bis zu seiner Verurteilung als Gefangener in ein kleines Verlies von 5 Fuss im Quadrat gesteckt; unser Komitee hatte dieses hinten in unserem Versammlungssaal eingerichtet. Am Abend zuvor war man auch Jim MacCarthy's, des Mörders von James King, habhaft geworden. Das waren zwei gute Fänge, deren Schicksal von vornherein feststand.

Unsere Versammlung kam wie gewohnt um elf Uhr abends zusammen, an diesem Abend vollzählig. Nach dem Verlesen der Anklage erschienen die beiden Gefangenen vor unserem Gericht. Die Zeugen wurden angehört, und einer unserer drei Advokaten übernahm die Verteidigung der Angeklagten. Aber die Unglücklichen gestanden ihre Verbrechen mit einem so ekelhaften Zynismus, dass der Präsident eine Verteidigung für überflüssig hielt und die Versammlung darum ersuchte, mit erhobener Hand die Todesstrafe zu verhängen. 272 Hände erhoben sich. Das war Einstimmigkeit! Darauf entblöste jeder sein Haupt, und Samuel Brannen richtete an die beiden Schurken diese schrecklichen Worte, die mich schon einmal, im Tal von Coloma, zum Frösteln gebracht hatten.

Die Hinrichtung wurde auf morgens acht Uhr angesetzt. Dann löste sich die Versammlung auf, nur acht Mann blieben zur Bewachung der Gefangenen zurück. Das Komitee hatte mich ebenfalls für diese Bewachungsaufgabe aufgeboten. Die Wachmannschaften sollten alle zwei Stunden abgelöst werden. Ich kam morgens von zwei bis vier Uhr an die Reihe. Zur besagten Stunde übernahm ich meinen Posten. Zwei von uns erhielten den Befehl, den Hauseingang zu bewachen, zwei wurden an den Eingang des Versammlungssaals postiert, zwei beim Eingang zur Gefängniszelle, und die letzten zwei hatten sich in der Zelle mit den Gefangenen einzuschliessen. Ich war einer dieser zwei. In diesem kleinen Raum standen vier Stühle, zwei für die Wächter und zwei für die Bewachten. Auf dem Boden lagen einige Teller mit Fleisch und Brot, und ein Krug mit Wasser stand ebenfalls auf dem Holzboden.

Harris war ein hübscher Bursche von 25 bis 26 Jahren. Als wir hereinkamen, rauchte er eine Zigarre. Nachdem er diese beendet hatte, fragte er mich lachend, ob ich ihm eine neue geben könne. Ich präsentierte

ihm mein Zigarrenetui, er wählte wie ein Kenner eine aus, dankte mir höflich und machte sich wieder so ruhig ans Rauchen, wie wenn er noch 50 Jahre zu leben hätte. Von Zeit zu Zeit entnahm er seiner Tasche einen kleinen Kamm und vergnügte sich damit, seine schönen schwarzen Haare glatt zu streichen. Der andere Gefangene, MacCarthy, ein katholischer Ire, sass direkt neben mir, so nah, dass er mich berührte. Sein Gesicht hatte kräftige Züge und verriet seine 40 Jahre; er schien damit beschäftigt zu sein, zu beten oder auf seine Art zu meditieren. Von Zeit zu Zeit hob er seinen Kopf, um sich zu erkundigen, ob der Beichtvater, den man ihm versprochen hatte, noch nicht eingetroffen sei. Plötzlich sah ich, wie er sich niederbeugte und das Messer ergriff, das zwischen den Resten des Abendessens liegen geblieben war. Für einen Augenblick bekam ich einen unsagbaren Schrecken, nur für einen Augenblick, denn mit seiner andern Hand packte er das Brot und schnitt davon eine Scheibe ab. Nichtsdestotrotz wandte ich meinen Blick erst dann von ihm ab, als er das Messer an seinen Platz zurücklegte, nachdem er seine letzte Mahlzeit beendet hatte. Um halb vier Uhr wurde ein katholischer Priester in die Zelle geführt, und er wechselte mit MacCarthy einige Worte; danach bat er denjenigen, der ihn hereingeführt hatte, um die Erlaubnis, mit den beiden Gefangenen allein bleiben zu dürfen. Der Mann, den er fragte, war niemand anders als Samuel Brannen persönlich; er bedeutete uns mit einem Zeichen, ihm zu folgen; dann legte er uns die strengst mögliche Wachsamkeit ans Herz und verliess den Saal.

Um vier Uhr löste uns die zweitletzte Wachmannschaft ab. Alle Mitglieder der Wachsamkeitsvereinigung waren für acht Uhr wieder aufgeboten. Jedes Mitglied war verpflichtet, persönlich den Hinrichtungen beizuwohnen. Darüber hinaus verlangten die Statuten von jedem von uns, mit der rechten Hand einen Zipfel des Stricks zu halten, der dazu diente, die zum Tod Verurteilten aufzuhängen. Mit dieser Geste legte jeder gegenüber den konstitutionellen Behörden Zeugnis dafür ab, dass er sich für den Vorgang mitverantwortlich fühlte. Der Hinweis, dass es allerdings nur die ersten drei bis vier der langen Reihe waren, die die schreckliche Strafe vollzogen, ist wohl überflüssig.

Ich verliess unsern Versammlungsraum und begab mich ans Ufer des Meeres, denn ich war zu aufgewühlt, um heimzugehen und zu schlafen. Ich hatte das Bedürfnis, die frische Luft unter dem Himmelsgewölbe zu atmen, wo derjenige herrscht, der auch uns eines Tages richten wird.

Ungefähr eine Stunde lang war ich am sandigen Strand mit grossen Schritten auf und ab gegangen, als mich plötzlich unsere Alarmglocke im Laufschrift zum Lokal der Vereinigung zurückkehren liess. Etwa 50

«Wachsame» waren schon vor mir da; sie waren alle aufgebracht, und dazu bestand auch guter Grund.

Folgendes war passiert: Um fünf Uhr morgens, als der erste helle Schimmer am Horizont den Tag ankündigte, waren 15 bewaffnete Männer, vom Staatsgouverneur angeführt, an der Tür erschienen. John Burnett sprach das geheime Losungswort, das ihm ein Verräter bekannt gemacht hatte, und die Wache liess die Leute passieren. Als sie ohne Zwischenfall in unserem Versammlungssaal angekommen waren, drohte der oberste Magistrat Kaliforniens, er und seine 15 Helfershelfer würden sofort feuern, falls einer der Unseren im Sinne hätte, Widerstand zu leisten. Keiner wagte es, und die Eindringlinge bemächtigten sich ohne Schwierigkeiten der beiden Gefangenen, die sie in das Staatsgefängnis überführten.

Es ist unmöglich, den Tumult zu beschreiben, der im Saal herrschte, als alle Mitglieder versammelt waren. Von Zorn und Empörung diktierte Worte kreuzten sich in allen Richtungen. Der Vorschlag der Mehrheit war, nichts weniger zu unternehmen, als sofort das Staatsgefängnis zu belagern, es notfalls im Sturm zu nehmen und alles zu töten, was man darin finden würde. Aber bald erhob sich die sonore Stimme des Präsidenten über dem Lärm, und jeder wurde still, um dem Chef zuzuhören.

Wenn Samuel Brannen sprach, war er sparsam mit Worten und bediente sich kurzer, prägnanter und überzeugender Redensarten, etwa so, wie es der grosse Kaiser gewohnt war, sie vor einer Schlacht an seine Soldaten zu richten. Ohne sich also lange mit Vorwürfen über den von einem unserer Mitglieder begangenen Verrat auszulassen, schwor uns Samuel Brannen mit erhobener Hand, dass auf den Tag und die Stunde genau in einer Woche Tom Harris und Jim MacCarthy am Spitzbogen eines der Fenster unseres Versammlungssaals hängen würden. Um das erreichen zu können, verlangte er von uns, ihn machen zu lassen und jede Gelegenheit zu vermeiden, über die Schmach zu reden, die wir soeben erlitten hatten. Unser Vertrauen in sein Wort war so gross, dass niemand widersprach. Dies geschah an einem Sonntagmorgen. Am folgenden Sonntag, vor Tagesanbruch, klopfte ein Delegierter des Komitees der Wachsamkeitsvereinigung an meiner Tür, weckte meinen Angestellten und liess mir durch diesen folgende Anordnung des Präsidenten zukommen: «Zusammenkunft um sieben Uhr, geeignet bewaffnet, in der Nähe des Staatsgefängnisses; 200 bis 300 Schritte vom Eingang entfernt, den du beim Umherspazieren überwachst; dann rennst du zum Eingang, sobald du den Knall einer Pistole hörst.»

Ich fragte mich nicht lange, worum es sich da handeln könnte. Samuel Brannen hatte sein Versprechen nicht vergessen. Trotzdem zermarterte ich mein Hirn, denn ich verstand nicht, auf welche Weise er der

beiden Schlingel Herr werden könnte, ohne das Gefängnis zu zerstören. Nur ein Punkt seines Befehls war für mich vollständig klar, das war die Anordnung, mich geeignet zu bewaffnen. Deshalb prüfte ich, während ich mich anzog, sorgfältig meinen Revolver und stellte fest, dass ich nur die Zündhütchen erneuern musste.

Um das, was folgt, verstehen zu können, muss ich zuerst einige Worte über das Staatsgefängnis verlieren. Dieses Gebäude, am Fuss des Telegrafenhügels gelegen, ist ein vollständig aus Ziegelsteinen gebautes Viereck. Am Ende eines kleinen Vorhofs, vom Gebäudekörper getrennt und angelehnt an den Fels des Hügels, stand eine Kapelle. Jeden Sonntagmorgen um halb acht geleiteten die Gefängniswärter ihre Gefangenen in diese Kapelle, damit sie dort an einer Andacht teilnehmen konnten. Die Türen und Klappen der Zellen befanden sich alle in der Fassadenmauer entlang der Broadway-Strasse. Um die Gefangenen vor der Neugier der Passanten zu schützen, war man auf die Idee gekommen, über die ganze Länge des Gebäudes einen Staketenzaun aus Brettern zu ziehen, 8 bis 9 Fuss hoch. In der Mitte dieser Umzäunung befand sich eine grosse Toreinfahrt, mit zwei Flügeln ebenfalls aus Brettern, die dazu diente, Wagen und Karren den Zugang zu ermöglichen. Um aus ihren Zellen zur Kapelle zu gelangen, passierten die Gefangenen diesen offenen Korridor.

Nun war es Samuel Brannen, der sich in allen diesen Einzelheiten perfekt kundig gemacht hatte, gelungen, am fraglichen Tag zwei «Wachsamer» unter dem Vorwand in das Gefängnis hineinzubringen, dass sie der Andacht beizuwohnen hätten. Er hatte dafür sorgfältig zwei stadtbekannte Geschäftsleute ausgewählt, und wie er es vorausgesehen hatte, schöpften weder der Pförtner noch die Wächter einen Verdacht. Während sie auf den Gottesdienst warteten, wurden diese Herren aufgefordert, sich entlang dem soeben erwähnten offenen Korridor aufzuhalten. Dieser Umstand diente dem Projekt unseres Präsidenten auf wunderbare Art und Weise. Er hatte den beiden nämlich den Auftrag gegeben, in dem Augenblick, in dem die Gefangenen ihre Zellen verliessen, einen Pistolenschuss in die Luft abzugeben und die Wärter bis zum Eintreffen von Verstärkung auf Distanz zu halten.

Zurück zu mir selbst: Ich war in der Umgebung des Gefängnisses etwas vor sieben Uhr eingetroffen. Um den Eindruck eines müssiggängerischen Spaziergängers zu erwecken, begann ich die ersten Anhöhen des Hügels hinaufzugehen, wie um das Panorama der Stadt, die in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne badete, besser bewundern zu können. Von Zeit zu Zeit begegnete ich einem bekannten Gesicht, wir tauschten jeweils ein Zeichen des Erkennens aus und gingen weiter. Ich stellte fest, dass in einem Umkreis von tausend Schritten 20 bis 25 Müssiggänger mei-

ner Art herumspazierten und anscheinend das gleiche Ziel hatten. Ich begriff, dass wir eine starke Gruppe waren, was mich in Bezug auf den Ausgang der Ereignisse beruhigte. Kurz vor halb acht kam langsam ein hermetisch geschlossener Wagen aus einer neulich gebauten kleinen Strasse. Zwei Schritte vor der Toreinfahrt hielt er lautlos an. In der Person des Kutschers erkannte ich trotz seines breitkrepfigen Hutes mühelos einen der glühendsten Anhänger der Wachsamkeitsvereinigung, den Advokaten Meister Allister. Als ich dann sah, wie die andern Spaziergänger sich dem Gefängnis näherten, tat ich das Gleiche.

Meine Uhr zeigte halb acht; noch einige Minuten also, und einige Schritte vor mir würde sich ohne Zweifel der zweite Akt des schrecklichen Dramas abspielen, dessen ersten Akt wir verloren hatten. In der Tat, um etwa 7:35 Uhr erschütterte die Detonation einer Feuerwaffe die Luft. Einige Schritte brachten mich zum mysteriösen Vehikel, aber im Augenblick, als ich es erreichte, peitschte der Kutscher seine Pferde, die sogleich im dreifachen Galopp davonrasten. Der Grund war: Im fraglichen Wagen waren Samuel Brannen und fünf Mitglieder der Wachsamkeitsvereinigung versteckt gewesen, wie im berühmten Trojanischen Pferd. Beim Ertönen des Signals waren die fünf «Wachsamen» aus dem Wagen gesprungen und hatten sich mit vereinten Kräften gegen die Toreinfahrt gestürzt und diese beim ersten Versuch aufgebrochen. Da nun die beiden Genossen im Inneren des Gefängnisses ihrerseits den Zeitpunkt für das Alarmsignal gut gewählt hatten, nämlich den Augenblick, in dem die Wärter Harris und MacCarthy aus ihren Zellen holten, fielen die beiden Übeltäter direkt in die Hände ihrer Entführer. Blitzschnell bemächtigten sich diese der Gefangenen, und unter der Drohung, jedem, der Widerstand wagen könnte, das Gehirn zu versengen, zwangen sie diese, vor der den Augen der sprachlosen Wärter in den Wagen zu springen. Das Ganze hatte zwei bis drei Minuten gedauert.

Uns blieb nur noch, ins Versammlungslokal der Vereinigung zu rennen, so schnell uns die Beine trugen. Die Alarmglocke läutete in vollem Schwung, aber wir waren von unserem Ziel etwa 20 bis 25 Minuten entfernt, und Tausende von Neugierigen rannten wie wir und behinderten unser Vorankommen. Dann war auch noch die Tür zum Lokal verschlossen. Der letzte Akt des Dramas war gespielt. Tom Harris und Jim McCarthy hingen bereits an Seilwinden vor den beiden Fenstern unseres Versammlungssaals, in den letzten Zuckungen ihres Todeskampfes.

Es läutete acht Uhr morgens: Samuel Brannen hatte Wort gehalten, und die Menge, die immer die individuelle Kühnheit bewundert, brüllte vor Freude. Mir kam sie vor wie eine Bande von Schakalen, die heulend

um einen Kadaver herumschleicht. Ein Schrei übertönte alle andern, dieser Schrei verlangte nach unserem Präsidenten. Samuel Brannen zeigte sich an einem der Fenster, hemdsärmelig, mit entblösstem Kopf, bleich wie der Leichnam, der neben ihm schaukelte. Er richtete sich an die Menge, die ihn ihren Rächer nannte und ihn, um ihm ihre Anerkennung zu bezeugen, nach jedem Wort mit frenetischem Beifall unterbrach.

Gegen neun Uhr erschien beritten der Gerichtsarzt des County, gefolgt von etwa 20 Polizisten. Er nahm ein Protokoll auf, liess sich die Tür öffnen, befahl seinen Untergebenen, die beiden Leichen herunterzuholen, und nahm sie mit, begleitet vom Hohngelächter der Bevölkerung.

Ab diesem Tag wagte nicht einmal der Gouverneur mehr, etwas gegen die Justiz der Wachsamkeitsvereinigung zu unternehmen, die übrigens ihre Stärke und Popularität nie missbrauchte. Im Herbst, anlässlich der Neuwahlen, verband sich die Präferenz der Bürger von San Francisco auf so ideale Weise mit den Zielen der Vereinigung, dass die Mehrzahl der Richter, gegen die unsere Vereinigung protestiert hatte, abgewählt wurde. Nach und nach wurde die Ordnung wiederhergestellt, und im November löste sich die Vereinigung auf. Während fünf Monaten hatte sie für Gerechtigkeit gesorgt, streng, aber gewissenhaft. Im Verlauf dieser fünf Monate hatte die Wachsamkeitsvereinigung neun Todesurteile gefällt und 32 Individuen des Landes verwiesen, wobei sie es den Betroffenen überliess, das Land ihrer Wahl selbst zu bezeichnen. Die gesamten Ausgaben beliefen sich auf 32 000 Dollar, von denen 4800 Dollar für die Transportkosten der Deportierten anfielen.

Im Oktober sah ich Hauptmann Sutter wieder, der nach San Francisco gekommen war, um Geld zu leihen. So vernahm ich damals, dass derjenige, dem Kalifornien die Entdeckung seiner gewaltigen Reichtümer zu verdanken hatte, ruiniert war, und zwar so total ruiniert, dass er gezwungen war, seine Hock Farm auf den Namen seiner Frau zu übertragen, um die letzten Reste eines prinzlichen Vermögens zu retten. Eine Wolke von Geiern, unter denen sich die eigenen Agenten des Hauptmanns auszeichneten, Wucherer, Abenteurer und insbesondere Advokaten hatten sein Gold und seinen Grundbesitz unter sich aufgeteilt.

Um ihn zu trösten, ernannte die gesetzgebende Versammlung Johann Sutter zum General der kalifornischen Armeen und stellte ihm seinen jüngsten, 17 Jahre alten Sohn zur Seite, im Rang eines Obersten der Kavallerie. Nur, diese Titel brachten nichts ein, nicht einmal der ehrenvolle militärische Titel, denn die kalifornische Armee war eine Fiktion und

bestand ausschliesslich aus Generälen, Obersten und Hauptleuten, deren einziges Verdienst darin bestand, in grosser Gala im Umzug des 4. Juli zu paradieren.

Die letzten Monate des Jahres 1851 verliefen friedvoll, und kein einziges bemerkenswertes Ereignis brachte Abwechslung in mein privates Leben, ausser allenfalls die Ankunft von Herrn Kellersberger, der in den letzten Dezembertagen aus Europa zurückkehrte.

consistait à parader en grande tenue à la procession
du 4 Juillet.

Les derniers mois de l'année 1851 s'écoulèrent
paisibles et aucun incident remarquable ne fit
diversion dans ma vie privée, si ce n'est le retour de
M^r Kellersberg, qui arriva d'Europe dans les derniers
jours de Décembre. -

XII

1852.

Quelques notices sur les habitants de S. Francisco

En Février 1852 un nouvel incendie se déclara
dans le quartier le plus peuplé de San Francisco et
menaca de détruire la moitié de la ville, mais grâce
aux efforts sublimaires des pompiers, le feu ne
parvint à dévorer qu'une 40^{me} de maisons.

J'ai déjà parlé de ces vaillants lutteurs, mais
comme le pompier américain est un type, que j'
crois unique au monde, il mérite bien que j'y
écrive de nouveau, pour signaler certaines particularités
qui caractérisent des moeurs & des habitudes entièrement
opposés aux us & coutumes de la vieille Europe.

11 1852 – einige Bemerkungen über die Einwohner von San Francisco

Im Februar 1852 wütete im bevölkerungsreichsten Quartier der Stadt erneut ein Grossbrand und drohte, die halbe Stadt zu zerstören; aber dank dem übermenschlichen Einsatz der Feuerwehrmänner gelang es dem Feuer lediglich, etwa 40 Häuser zu zerstören.

Ich habe bereits von diesen beherzten Kämpfernaturen gesprochen; aber da ich den amerikanischen Feuerwehrmann für einzigartig auf der Welt halte, verdient er es, dass ich nochmals innehalte und auf einige Besonderheiten eingehe, die eine Moral und Einstellung charakterisieren, die völlig anders sind als die Sitten und Gebräuche des alten Europa. (*Anmerkung des Übersetzers: De Rutté kann in Anspruch nehmen, den Begriff des «alten Europa» noch vor dem ehemaligen US-Verteidigungsminister Rumsfeld geprägt zu haben.*) Das, was andere aus Pflichtgefühl tun, macht der Feuerwehrmann von San Francisco, New York oder jeder andern Stadt der Vereinigten Staaten aus Freude, und das Glück, das er beim Löschen eines Brandes empfindet, ist unsagbar. Es sind junge Menschen, deren Leidenschaft für Feuersbrünste so gross ist, dass sie keine verpassen wollen.

Man sieht sie immer in ihrer Feuerwehruniform: Hemd aus roter Wolle, Hosen aus schwarzem Tuch und Lederhelm. Ständig halten sie auf Hausdächern Ausschau, Tag und Nacht, um ja die Ersten zu sein, die ein Feuer entdecken.

Ihre Pumpen sind wahrhaftige Kultobjekte. Sie schmücken sie mit Blumen, verschönern sie nach Noten, geben ihnen Kosenamen, bauen zu ihrem Schutz monumentale Gebäude und fahren häufig mit ihnen spazieren, nur um des Vergnügens willen, sich mit einer schönen Pumpe zu zeigen. Letztes Jahr hat die Lafayette-Kompagnie, die mehr als einen Millionär zu ihren Mitgliedern zählt, aus New York eine Pumpe aus massivem Silber kommen lassen, die nicht weniger als 17 000 Dollar gekostet hat. Die Söhne guter Familien ruinieren sich hier für Feuerlöschpumpen, wie sie sich in England für Rennpferde ruinieren.

Es gibt übrigens kein Fest, keinen Umzug ohne die Feuerwehr und somit ohne Löschpumpen, denn die Feuerwehrmänner schleppen ihre Pumpen immer mit sich herum.

Die Feuerwehren von San Francisco besuchen diejenigen von Sacramento, von Marysville, von Stockton und umgekehrt, um sich gegenseitig ihre Pumpen zu zeigen. Bei diesen Gelegenheiten tauschen sie Komplimente aus, offerieren sich gegenseitig Bankette, manchmal verprügeln sie sich. Darüber hinaus ist die Leidenschaft für Löschpumpen so gross, dass sie nicht nur Feuerwehrleute erfasst, sondern auch alle andern Bürger. Man verkleidet Kinder als Feuerwehrleute wie in Frankreich, man verkleidet sie als Hanswurst, und die Spielzeugfabrikanten stellen für die Kinder kleine Pumpen her, genau modelliert nach der grossen, sowie als Zubehör Holzhäuser, deren Schicksal darin besteht, angezündet und anschliessend von den Kindern gelöscht zu werden. Diese spielen Feuerwehr mit einer Inbrunst, die kindlich sein mag, aber nicht weniger lebhaft und aufrichtig ist. Familienväter gehen so weit, ihren Kindern, wenn sie sie für ihren Arbeitsfleiss belohnen wollen, zu versprechen, mit ihnen Feuersbrünste zu besuchen, um zuzusehen, wie diese gelöscht werden.

Oft, wenn zwei Feuerwehren, die zu einem Brandherd rennen und in der gleichen Strasse zusammentreffen, kommt es vor, dass sie ihre Pumpen kurz anhalten. Dann stürzen sich die Feuerwehrmänner aufeinander und decken sich mit einem Enthusiasmus, der einem Regiment von Boxern Ehre machen würde, gegenseitig mit Faustschlägen ein. Bei solchen Gelegenheiten brüllen die jeweiligen Chefs auf Teufel komm raus in ihre Sprachrohre, um den Eifer der «firemen» anzustacheln. Zusätzlich vermischt sich das Geschrei der vom Anblick der Kämpfenden erregten Menge mit den Faustschlägen, mit denen die «firemen» sich gegenseitig auf die Brüste trommeln – wie der Hagel auf das Dach der Häuser. Im Allgemeinen sind diese Gefechte von sehr kurzer Dauer, und nach einigen Minuten sammelt man diejenigen ein, die ernsthaft verletzt sind, zum Beispiel weil sie einen Arm gebrochen oder eine gequetschte Rippe haben. Die besser Davongekommenen, das heisst diejenigen, deren Nase nur halb zertrümmert ist oder die nur ein blaues Auge haben, packen unterdessen ihre Pumpen wieder und machen sich mit mehr Elan als je zuvor wieder auf ihren Weg, um die verlorene Zeit wiedergutzumachen.

Gewiss, ein Neuling aus Europa hat Mühe, das Motiv für diese Kämpfe zu verstehen, und wäre noch mehr erstaunt, wenn ihm ein Yankee erklären würde, dass es in den Vereinigten Staaten absolut in Ordnung ist, wenn sich zwei Feuerwehren, die sich begegnen, freundlich mit Faustschlägen begrüßen. Aber woher kommt dieser barbarische Brauch? Ich werde es

Ihnen sagen. Früher waren die Feuerwehrleute nicht wie heute uneigennützig Freiwillige, die Feuer allein wegen des Vergnügens löschten, welches das Löschen an und für sich bereitete, und sie kamen aus den reichsten Familien der Stadt. Um ihren Eifer zu stimulieren, waren zugunsten derjenigen Feuerwehr, die als Erste auf dem Unglücksort ankam, ziemlich beträchtliche Prämien ausgesetzt worden. So war es natürlich, dass, wenn zwei Feuerwehren zusammenstiessen, es darauf ankam, welche der beiden die andere überholen konnte – oder es kam zu Handgreiflichkeiten. Der Grund für diese Handgemenge bestand seit Langem nicht mehr, aber die Kämpfe waren geblieben, wobei sie für die Feuerwehrleute, die den verschiedenen Kompanien angehörten, mit keinerlei Gefühlen von Feindseligkeit verbunden waren. Sie schlugen sich, weil es Usus war: das war alles!

Ich würde allerdings übertreiben, wenn ich sagen würde, dass diese Kämpfe bei jedem Zusammentreffen aufflackern. Das kommt ganz auf die Umstände an. Wenn beispielsweise die Strasse, auf der zwei Feuerwehren zusammentreffen, eng ist, besteht eine grosse Wahrscheinlichkeit, dass es zu einem Handgemenge kommt. Es genügt dann nämlich, dass ein einziger Feuerwehrmann unfreiwillig einen andern stösst, um augenblicklich ein allgemeines Gefecht auszulösen. In andern Fällen sieht man, wie sie sich mit Faustschlägen prügeln, einzig und allein, um ihr Blut zum Kochen zu bringen, um dann mit grösserem Einsatz zum Ort des Feuers zu eilen. Manchmal schlagen sie sich auch aus Enttäuschung, nämlich dann, wenn sie auf ein Grossfeuer vorbereitet waren, bei dem sie sich vorgenommen hatten, ihren ganzen Eifer und Mut zu entfalten, dann aber nur eine Bruchbude fanden, die sie ohne Anstrengung und ohne Ruhm ertränken konnten. Wenn das Gegenteil vorkam und sie, nachdem sie einen mittelmässigen Brand erwartet hatten, ein schönes Feuer zu löschen vorfanden, dann gerieten sie ins Schwärmen und prügeln sich aus lauter Genugtuung.

In San Francisco bildet man keine Löschketten wie in Europa, denn dank dem nahen Meer und zahlreichen Wasserreservoirs in den verschiedenen Stadtquartieren gibt es Wasser im Überfluss. Da die Feuerwehren über Wasser à discrétion verfügen, gehen sie häufig zu grosszügig damit um, indem sie die brennenden Häuser und sogar die Nachbarhäuser mit grossem Eifer und kindischer Freude, fast wie in einem Delirium, richtiggehend überschwemmen. Es kommt immer wieder vor, dass die Feuerwehr mit einem Enthusiasmus, der nicht zu bremsen ist, noch weiter-spritzt, wenn ein Brand längst vollständig gelöscht ist. Löschtrupps, die aus entfernt gelegenen Stützpunkten zu spät am Schauplatz ankommen, um noch etwas auszurichten, geben sich damit nicht geschlagen. Sie sind

gekommen, um Wasser zu pumpen und zu spritzen; also wird gespritzt, und das, was das Feuer verschont hat, kann der Überschwemmung nicht entgehen.

Da ich gerade dabei bin, die Gewohnheiten bestimmter Schichten unserer kosmopolitischen Bevölkerung zu beschreiben, verlasse ich die ehrenwerte Gesellschaft der Feuersleute und wende mich einer andern, viel weniger interessanten Kategorie zu: dem Korps der Diebe aus guter Gesellschaft. Auch diese haben ihre spezifischen Eigenschaften, die sich von denjenigen anderer Länder ausgeprägt unterscheiden. Neben dem Staatsgefängnis, das für die Kriminellen der untersten Etage reserviert ist, besteht in San Francisco ein Gefängnis, das speziell für diejenigen bestimmt ist, die wegen Betrug verurteilt sind oder wegen unerklärlicher Schulden oder sogar wegen Diebstahl, vorausgesetzt dass diese Diebereien auf eine Art und Weise vollbracht wurden, dass die einem Gentleman angeborenen delikaten Gefühle nicht schockiert wurden. Diese Diebe drücken gegenüber dem gemeinen Dieb eine äusserst souveräne Verachtung aus und treiben diese so weit, dass sie das Wort nie an einen solchen richten würden. Diese Empfindlichkeit scheut sich nicht davor, sich zu weigern, einen dieser Parias neben sich im gleichen Gefängnis zu dulden, falls es der Justiz einmal irrtümlich passieren sollte, die beiden Kategorien durcheinanderzubringen.

Dieses Gefängnis heisst Cremorn. Falls Sie die Ehre haben wollen, dort eingelassen zu werden, seien Sie ein Mann «comme il faut», liebenswürdig, geistreich und von untadeligen Manieren. Ohne diese Eigenschaften, die den perfekten Gentleman ausmachen, würden Sie dort riskieren, wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Die Häftlinge von Cremorn sind in diesem Punkt sehr stur und wollen ihre Mussezeit nur mit liebenswürdigen Schelmen verbringen.

Ein Beispiel: Ein Mann namens Smith wurde in Cremorn eingelocht, weil er einen seiner Freunde mit Faustschlägen niedergestreckt hatte und die Busse von 100 Dollar, die das Gericht ihm auferlegt hatte, nicht zahlen konnte. Dieser Mann hatte vulgäre Manieren, seine Kleider waren vernachlässigt, und seine Konversation war ohne jedes Gewicht. Kurz: er missfiel den übrigen Inhaftierten. «Mein Herr, richtete sich in vollkommener Liebenswürdigkeit ein anderer Häftling an Smith, ich bin von meinen Kollegen beauftragt, Sie wissen zu lassen, dass wir Sie nicht in unsere Gesellschaft aufnehmen können.» – «Wieso, mein Herr?» – «Gestatten, mein Herr, ersparen Sie mir bitte Erklärungen, welche die Delikatesse meiner eigenen Gefühle verletzen sowie einen Schatten auf Ihre begründete Empfindlichkeit werfen würden, die eines Gentleman, und das sind wir alle,

die in diesem Wohnhaus zu Hause sind, unwürdig wären.» – «Wollen Sie mich also aus dem Gefängnis hinauswerfen?» – «Ich bin verzweifelt, mein Herr, Ihnen antworten zu müssen, dass in der Tat dies unsere Entscheidung ist.» – «Eh, zum Teufel», fuhr Smith fort, «ich habe ja nicht verlangt, hierherzukommen, und wenn ich die Möglichkeit hätte, rauszukommen, würde ich nicht zu meiner Belustigung hierbleiben, glauben Sie mir!» – «In einer Viertelstunde, mein Herr, werden Sie frei sein.» – «Wie denn das?» – «Eine Sammlung, die wir unter uns durchgeführt haben, hat die armselige Summe zusammengebracht, die Sie schuldig sind und derentwegen die Regierung sich anmasste, Sie ohne unsere Zustimmung in unser Gefängnis zu stecken. Nehmen Sie, mein Herr, das Ihnen gemachte Angebot an, denn die Gefangenen von Cremorn, vor allem Männer von Welt, würden Sie unweigerlich niederstrecken, wenn Sie in ihrer Gegenwart weiterhin eine vulgäre Sprache sprächen und diese zu häufig mit gemeinen Gesten, die unsern Blicken wehtun, begleiteten.»

Der vulgäre Smith erschien über die Verachtung, die man ihm zeigte, keineswegs ungehalten zu sein, und hatte im Gegenteil den schlechten Geschmack, sich darüber zu freuen. Er akzeptierte, dass man seine Schulden bezahlte, und verliess das Gefängnis tanzend, was in Cremorn noch nie vorgekommen war, wo die befreiten Häftlinge genügend *Savoir-vivre* besaßen, um beim Verlassen eines so distinguierten Gefängnisses einiges Bedauern zu zeigen.

Ich möchte nun noch einige allgemeine Bemerkungen zur Bevölkerung von San Francisco machen. Die lokale, noch kaum entwickelte Gesellschaft kann noch keinen klaren eigenen Charakter haben wie die Gesellschaft zahlreicher anderer Städte der Vereinigten Staaten. Grund dafür ist, dass sie sich grösstenteils aus fremden Elementen zusammensetzt. Es ist ein bizarres Mengengemisch. Auf der Montgomery Street kann man häufig innert Minuten Vertreter fast aller Nationen des Globus antreffen. Natürlich sind die Amerikaner in der Mehrzahl, aber dann kommen die Chinesen, gefolgt von den Deutschen, Engländern, Franzosen, Mexikanern, Chilenen, Peruanern, Haitianern, Einwohnern der Sandwichinseln (*Anmerkung des Übersetzers: ursprüngliche Bezeichnung von Hawaii*), von Manila oder Sibirien; die Vertreter fast aller Nationen des alten Europa sind dabei im Einzelnen gar nicht erwähnt.

Auch wenn die elegante Gesellschaft von San Francisco erst ein sehr unvollkommenes Gesicht hat und sich nur durch eine Erhöhung des Anteils der weiblichen Bevölkerung entwickeln kann, das heisst durch die stabile Etablierung von Familien, sind doch zwei bis drei originelle Typen anzutreffen, die sich vom Durchschnitt abheben. Einer dieser Typen ist



der Wagenfahrer (*Anmerkung des Übersetzers: im Original «carman»*). Dabei handelt es sich nicht um einen eigentlichen Fuhrmann und auch nicht um einen Lastträger, denn ein Wagenfahrer trägt nie etwas auf seinem Rücken. Es ist ein Laufbursche, der einen gefederten Zweiradwagen und ein schönes Pferd besitzt, für das er häufig 2000–3000 Franken bezahlt. Der Wagenfahrer ist der Prototyp eines unternehmerischen Mannes. Mit sicherem Instinkt wittert er die Orte, an denen er sich nützlich machen kann, und galoppiert mit seinem Pferd überallhin, wo man seine Dienste verlangt. Er macht für Handelshäuser Verträge für den Warentransport; er ist Mitglied seines Clubs, fleissiger Wähler, in einem Wort: ein Wagenfahrer ist eine wichtige Person. Es ist ein kuriozes Schauspiel zuzusehen, wie die Wagenfahrer im Gewerbeviertel der Stadt versuchen, sich gegenseitig an Geschwindigkeit zu überbieten. Man heuert sie pro Stunde oder Auftrag, meistens aber auf Festpreisbasis mit Vorauszahlung. Sie haben kein besonderes Kostüm, tragen jedoch häufig schwarze Hosen, wenn sie ihre Wagen fahren. Der Wagenfahrer setzt sich nie, auf seinem Wagen steht er immer, unabhängig davon, ob der Wagen beladen ist. Er meint, es wäre ein Verbrechen, seinem Pferd zu Fuss zu folgen. Normalerweise sind Wagen



und Pferd sein Eigentum, und mancher reiche Händler von San Francisco oder aus andern Gegenden der Vereinigten Staaten hat seine Laufbahn als einfacher Wagenfahrer begonnen.

Ich möchte den «Clubman» auf die gleiche Stufe wie den Feuerwehrmann und den Wagenfahrer stellen. Der Club, für die Engländer eine Notwendigkeit, hat sich bei den Amerikanern zu einer Leidenschaft entwickelt. Neben den politischen, gesellschaftlichen, religiösen, philosophischen, literarischen, künstlerischen Clubs gibt es weitere mit so exzentrischen Merkmalen, dass es sich rechtfertigt, auf sie aufmerksam zu machen. Da sind zunächst die Clubs der Ledigen, der Pioniere, der Enthaltamen, aber auch die Clubs der Masslosen, der Vegetarier, der Stiefelputzer, der Eheclub und zahlreiche weitere, deren Aufzählung aber eintönig würde.

Um nichts in der Welt würde der Clubman den Zeitpunkt einer Zusammenkunft verpassen. Wenn diese Stunde schlägt, lässt er alles liegen, Geschäfte, Sorgen, Gespräche, um in seinen Club zu eilen; dort vergisst er für einige Stunden seine Familie, seine Freunde und sogar seine Feinde. Oft sind die Clubs nichts anderes als Häuser, in denen heimlich

**Die Bevölkerung
von San Francisco:
Gentlemen und Ladys
in allen Farben.**

gespielt wird, wo man sich genauso gut ruinieren kann wie in den öffentlichen Spielhöllen.

Eine andere Manie der Amerikaner besteht darin, sich militärisch aufzuspielen. Jede Armee der Vereinigten Staaten schrumpft in Friedenszeiten auf einen effektiven regulären Truppenbestand von 8000 bis 10 000 Mann. Deshalb kann die Jugend einen gewissen Drang nach kriegerischen Heldentaten nicht immer zügeln und sieht sich gezwungen, sich auf militärische Paraden, Umzüge und manchmal auf simulierte Schlachten zu beschränken. So besitzt allein die Stadt San Francisco so viele Regimenter und Geschwader, dass man damit eine schöne Armee zusammenstellen könnte. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass das, was man hier Regiment nennt, meistens nur etwa 30 Mann umfasst, von denen mindestens ein Drittel Epauletten und das Schwert eines Kommandanten trägt. Das erklärt die Unmenge von Obersten, Majoren und Hauptleuten, die es auf der Strasse nie unterlassen, sich mit ihren Titeln formell zu begrüßen, was einen Fremden glauben lässt, er befinde sich mitten in einer Nation von lauter Soldaten. Natürlich rivalisieren diese verschiedenen Einheiten mit dem Prunk ihrer Uniformen, die sie sich trotz grosser Kosten aus New York oder sogar Paris kommen lassen. Die Reichen ziehen die Kavallerie vor und betiteln sich gerne etwa als schwarze Husaren oder berittene Wachen. Bei der Infanterie hingegen ist man bescheiden und begnügt sich mit Namen wie Lafayette-Jäger, Zuaven (*Anmerkung des Übersetzers: alter militärischer Ausdruck*) oder Washington-Schützen. Anlässlich grosser Umzüge begleiten diese Truppen Behörden oder Würdenträger. Die Musik geht voran, Banner werden geschwungen, und sie verleihen jedem Anlass auf den ersten Blick jenen Glanz, der das Privileg der Uniform ist.

Unter den Gewohnheiten der kalifornischen Bevölkerung fällt eine dem Neuankömmling ganz besonders auf, es sei denn, er käme aus New York, wo sie genauso heimisch ist. Diese Gewohnheit, vielmehr dieses Laster ist das Trinken, ganz besonders das Trinken alkoholischer Getränke. In Kalifornien wird Jahr für Jahr eine enorme Menge Schnäpse konsumiert; ein echter Yankee absorbiert ohne mit der Wimper zu zucken täglich 20 bis 30 Gläser Schnaps. Ein Geschäft gilt erst dann als gültig abgeschlossen, wenn es mit einem Drink besiegelt ist. Und wenn sich zwei Bekannte auf der Strasse begegnen, gehen sie nicht auseinander, ohne zusammen ein Glas Brandy gekippt zu haben. Wenn der Amerikaner aufwacht, beginnt er den Tag damit, dass er seinen «morning drink» hinunterstürzt, und ohne «night cap» geht er nicht ins Bett.

Zum Ausgleich schmückt sich San Francisco mit mehreren Enthaltensamkeitsgesellschaften. Diese setzen alle Hebel in Bewegung, um ständig

Bekehrte zu gewinnen. Ihre Mitglieder, die sich freiwillig zum reinen Wasser verurteilt haben, gönnen sich Spirituosen nur als Bestandteil gewisser Arzneien oder als Massagemittel. Aber wo schon findet der Teufel für sich keine Nische? Vor einigen Jahren, als die Enthaltensamkeitsgesellschaften sich daran machten, das ganze Innere der Vereinigten Staaten zu erobern, hatte ein sehr geschickter Arzt aus New York eine Idee. Der bekannte Doktor Townsend machte sich die perfide Klausel, die den Abstinenzlern die Verwendung von Alkohol in Medikamenten gestattet, zunutze. Er fabrizierte einen Sud aus einem wohlschmeckenden Kraut und einem grosszügigen Fond eines guten Schnapses und vermarktete ihn im breiten Publikum als Blutreiniger. Auf wundersame Weise fanden sich unter den ehrenwertesten Mitgliedern der Abstinenzgesellschaften schnell zahlreiche, die sich über ihre Gesundheit beklagten und somit gezwungen waren, die Mixtur des Doktor Townsend einzunehmen. Sie tranken so viel davon, dass der findige Doktor mit seiner Täuschung ein kolossales Vermögen zusammenraffen konnte. In Kalifornien ist das Getränk so beliebt, dass jedes Schiff aus New York Tausende von Kisten herbeischaffen muss. Es ist gewiss, dass diejenigen, die sich freiwillig dazu verurteilt haben, nur reines Wasser zu trinken, letztlich weder Bewunderung noch Mitleid verdienen. Denn dank der Erfindung von Doktor Townsend finden sie in seiner Arznei weniger die Wohltaten des reinigenden Krauts als diejenigen des Branntweins.

Der Amerikaner liebt das Theater sehr, und die Stadt San Francisco, obwohl 1852 ihre Bevölkerung kaum mehr als 35 000 bis 40 000 Einwohner umfasste, hatte bereits mindestens fünf Bühnen, die alle gute Geschäfte machten. Der Angelsachse ist zivilisierter als der Spanier und bekennt eine instinktive Ablehnung gegenüber Stierkämpfen, bei denen der Mensch im Kampf mit einem dummen Tier sein Leben riskiert. So waren alle Bemühungen der Mexikaner, diese Art von Spektakel einzuführen, radikal gescheitert. Das heisst allerdings nicht, dass der Amerikaner nicht gerne einem blutigen Kampf zuschaut, solange er sich unter Tieren abspielt und der Mensch aussen vor ist. Im Juli 1852 habe ich einen furchtbaren Kampf zwischen einem Bären und einem Stier gesehen, bei dem die Hände der Zuschauer dem Sieger gleich frenetisch zuklatschten, wie wenn diese Hände nicht amerikanischen Gentlemen gehört hätten, sondern andalusischen Rittern.

Eine Gruppe von Mexikanern, die gleiche, die vergeblich versucht hatte, Stierkämpfe zu organisieren, kam auf die Idee, in den Strassen von

San Francisco ein unerhörtes Schauspiel anzukündigen, nämlich einen Kampf auf Leben und Tod zwischen einem Bären und einem Stier, der in der Mission Dolores stattfinden sollte. Die ganze Stadt ging dorthin, und ich machte es wie jedermann.

Als ich dort ankam, sah ich eine Art von Freiluftzirkus, der mit einer Bretterumzäunung mit einer Höhe von 3,5 bis 4 Fuss umgeben war. Die Zuschauer drückten sich rundherum an diesen mächtigen Zaun, wie wenn sie einer Vorstellung bei Franconi beiwohnen würden und nicht einem Kampf zwischen zwei wilden Tieren. Im Inneren des Zirkus bemerkte ich zwei Gegenstände, einen grossen vergitterten Käfig, in dem sich der Bär befand, und im Zentrum einen Pfosten, an dem eine lange Kette befestigt war.

Zur angekündigten Stunde kamen zwölf mit Lasso bewaffnete mexikanische Reiter tänzelnd herein und stellten sich in regelmässigen Abständen voneinander kreisförmig auf. Der Zeremonienmeister der Gruppe kündigte dem Publikum an, dass das Schauspiel aus zwei Akten bestehen würde, und der erste Akt verlief so:

Einer der Reiter näherte sich dem Käfig; er schwang sich auf ihn, dann zog er die Klapptüre zu sich hoch und erlaubte dem Bären, in die Arena hinauszugehen. In diesem Augenblick zitterte mehr als einer der Zuschauer, denn schliesslich hätte der Bär nur über die Abgrenzung springen müssen, um mitten in die Menschenmenge zu gelangen und es seinem natürlichen Feind heimzuzahlen. Aber kaum hatte er zwei bis drei Schritte gewagt, als sich ihm bereits ein von geschickter Hand geworfenes Lasso um den Hals schlang, und beinahe im gleichen Augenblick fesselte ein anderes Seil eine seiner Tatzen. In Anbetracht dieser brüsken Attacke, von der der Bär nichts zu verstehen schien, blieb er einen Moment lang kopflos. Er hatte zwar einen Stoss bekommen, empfand aber keinen Schmerz und inspizierte erstaunt, aber ohne Wut und ohne Beunruhigung die erste Fessel, die in umgarnte. Dann wurden praktisch gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen drei oder vier weitere Lassos geworfen. Alle erreichten ihr Ziel, und das Tier wurde von ihnen mehr oder weniger eng umschlungen. Als dann der Bär begriff, dass man ihm an seine Freiheit wollte, versuchte er, sich auf die Reiter zu stürzen. Aber alle setzten ihr Pferd in Galopp und begannen hinter ihm und vor ihm davonzurennen, sodass die Stricke so stark gespannt wurden, dass das arme, vollständig in seinen Fesseln verfangene Tier grosse Schwierigkeiten bekam, anzugreifen oder zurückzuweichen. Die andern Reiter nutzten seine Bedrängnis aus, um ihn mit einem neuen Netz zu umgarnen. In weniger als nichts umspannten zwölf Lassos den Körper des Bären, und er schien wie in einem Maschennetz gefangen. Er begriff, dass

ein Kampf gegen diese unfaire Attacke aussichtslos war; er fing zweifellos an zu bedauern, dass er seinen Käfig verlassen hatte, und wollte dorthin zurückkehren. Dafür aber brauchte er die Erlaubnis seiner Angreifer. Eine Zeit lang versuchte er, ohne auszukommen, dann wiederum hätte man glauben können, dass er zum Ziel käme. Die zwölf Reiter und die zwölf Pferde wurden über zehn Schritte herumgeschleppt und mussten dem heftigen Druck, mit dem der Bär an ihnen zerrte, nachgeben. Aber alle reagierten zeitlich synchron, und unter Anfeuerungsrufen und unter Einsatz ihrer Sporen gelang es ihnen wieder, die Oberhand zu gewinnen.

Die Widerstandskraft dieses Kolosses anzusehen, war furchtbar; er wurde zeitweise herumgeschleift, dann wiederum hielt er sich am erstbesten Hindernis fest und, allein gegen alle, schleppte er seinerseits seine Gegner. Aus seinen Augen schien Blut zu fließen, sein Maul schien wie dasjenige eines Monsters Flammen zu spucken, sein Gebrüll hallte im Umkreis einer Meile wider. Schliesslich verlor der Bär nach einem Kampf über 20 Minuten den Boden unter seinen Füßen und fiel schwerfällig auf seinen Rücken. Ab da vereinfachte sich die Sache extrem, denn die Reiter mussten nur noch in entgegengesetzter Richtung ziehen, um die Bestie in ihrer gekreuzigten Lage festzuhalten, sodass es ihr unmöglich war, auch nur die geringste Bewegung zu machen. Als es so weit war, stieg einer der Reiter von Pferd, packte das Ende der Kette, befestigte es solid am Ende eines der Hinterbeine und stieg wieder auf sein Pferd. Auf ein Signal des Chefs wurden die Lassos losgelassen, und die Reitertruppe brachte sich mit einem Sprung über die Umzäunung in Sicherheit. Der Bär, der sich nun frei glaubte, sprang auf seine vier Tatzen, um sich davonzumachen, aber die Kette stoppte seinen Schwung, und er konnte nur im Kreis um die Umzäunung herumgaloppieren, wobei er ihr so nahe kam, dass ihn die Zuschauer mit der Hand hätten berühren können.

Das war das Ende des ersten Aktes, und der zweite begann mit dem Auftritt eines wunderschönen schwarzen Stiers. Sobald dieser den Zirkus betreten hatte, wurde sein Fell mit einem Hagelschauer von Banderillas gespickt, an deren Ende Feuerwerksraketen befestigt waren. Die Stiche dieser Marterinstrumente und der Knall der Raketen taten ihre gewohnte Wirkung. Das zornige und vor Wut blinde Tier stürzte sich mit gesenktem Kopf auf den Bären, der vom ersten Aufprall fünf bis sechs Schritte weit geschleudert wurde. Noch bevor er sich wieder aufrichten konnte, traf ihn ein zweiter Stoss der Hörner im fleischigsten Teil seines Körpers, und wiederum rollte er etwa zehn Schritte weit.

Es war wirklich erstaunlich zu sehen, wie diese gewaltige Körpermasse bei jeder Attacke des Stiers wie eine gigantische Kugel davonrollte,

ohne imstande zu sein, anzuhalten oder sich aufzurichten. Dies dauerte eine ganze Weile. Die Zuschauer stampften vor Freude, und 1000 Mäuler brüllten zu Ehren des tapferen Stiers hurra.

Ich begann mich zu fragen, wie dieser einzigartige Kampf enden könnte, als ich sah, wie der Bär, der soeben mit einem weiteren Stoss ins Genick in die Mitte der Arena geschleudert worden war, sich mit beiden Vordertatzen am Pfosten, an dem seine Kette befestigt war, festhalten konnte. Jetzt bekam das Schauspiel einen andern Charakter, die Komödie verwandelte sich in ein Drama. Als der Stier gerade einen neuen Angriff unternehmen wollte, gelang es dem Bären, sich aufzurichten und mit seinem Rücken gegen den Pfosten zu stützen. Dann hielt er seine beiden Vordertatzen in die Höhe, wie um seinen Kopf zu schützen, und wartete auf den nächsten Angriff. Dieser war furchtbar, und um seine Heftigkeit überstehen zu können, musste der Bär mit einer dreifachen Schicht Fett gepanzert gewesen sein. Der Bewohner der Wälder brüllte vor Schmerz, aber gleichzeitig packte er den Kopf des Stiers mit seinen zwei riesigen Tatzen an den Hörnern und drückte ihn gegen seine Brust. Der Stier, der sozusagen in einem Schraubstock gefangen war, versuchte vergeblich, sich zu befreien, machte sich auf seinen Beinen vergeblich steif, um damit zu versuchen, seinen Feind am Pfosten zu zermalmen – er hatte jedoch seinen Meister gefunden und verzichtete bald auf weitere Anstrengungen.

Dann konnte man beobachten, wie der Bär seinen gewaltigen Kopf zum Hals des Stiers hinuntersenkte und ruhig damit begann, dessen Nacken zu zerfleischen. Von Zeit zu Zeit hob er seine bluttriefende Schnauze, um zufrieden zu grunzen, dann fuhr er fort, im Hals seines Gegners zu wühlen.

Von meinem Platz aus sah ich, wie die Wunde immer grösser wurde, und ich hörte, wie die zermalmtten Wirbelknochen unter den Zähnen des Bären knackten. Blut floss in Strömen, bis schliesslich die Knie des unglücklichen Stiers einknickten. Dann brach er zusammen, und die aufgeladene Menge füllte die Luft mit Hurraschreien für den siegreichen Grizzly, der sich zufrieden mit seinem Triumph und ohne Zweifel von so vielen Emotionen und Stössen erschöpft neben sein Opfer hinlegte. Mit seiner blutroten Zunge begann er selbstgefällig seine Tatzen zu lecken.

Das Schauspiel war zu Ende, und das Publikum war im Begriff, sich aufzulösen, als ein Amerikaner, der auf einen Karren gesprungen war, sich an die Menge richtete. Seine Ansprache hatte kein anderes Ziel, als diesen barbarischen Kampf, dem ich soeben beigewohnt hatte, anzuprangern. Diesem Mann, von dem man mir versicherte, dass er ein einfacher Zimmermann sei, gelang es so gut, die Aufmerksamkeit aller mit einer wahr-

haftig bemerkenswerten Beredsamkeit und Ausdruckskraft zu gewinnen, dass ihm, als er ohne Unterbrechung ans Ende seiner Rede gelangte, tausendfach wiederholte Bravos bewiesen, dass er im Herzen seiner Mitbürger eine empfindsame Saite berührt hatte.

Die allgemeine Beredsamkeit ist übrigens eine der stärksten Charaktereigenschaften der Amerikaner der Vereinigten Staaten. Die Fähigkeit, in der Öffentlichkeit gute Reden zu halten, ist dank der umfassenden und ausgezeichneten Ausbildung fast jedem Mann gegeben. Darüber hinaus wird diese Fähigkeit ganz wesentlich durch die Natur der Institutionen entwickelt, die an jeden Bürger appellieren, an der Ausübung der Macht teilzunehmen und sich an der Diskussion der öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen. In jeder Stadt, in jedem Dorf ist die Anzahl von Individuen, die vor einer grossen Versammlung auftreten können, erstaunlich. Und es ist nicht selten, unter den Rednern Männer anzutreffen, die, obwohl in einfachen Verhältnissen geboren, mit gutem Recht eine hohe Reputation für ihre Eloquenz erworben haben. In einem Land, in dem jeder aufgerufen ist, die Institutionen der Nation kennenzulernen und nicht nur die Massnahmen, sondern auch die prinzipiellen Grundlagen der Regierung zu hinterfragen, sind es die Gesetze selbst, die eine bildende Wirkung ausüben. Und der Bürger wird, entsprechend seiner Neigung, durch die Ausübung seiner Rechte und seiner Pflichten ein mehr oder weniger geschickter Politiker oder ein mehr oder weniger guter Philosoph. Seine Ausbildung verlängert sich folglich im Verlauf seines Lebens. Und selbst wenn er niemals mit den abstrakten Wissenschaften oder den schönen Künsten vertraut werden sollte, wächst die Menge der nützlichen Kenntnisse in seinem Kopf täglich. Sein Urteilsvermögen wird ohne Unterlass erprobt, und schrittweise gewöhnt sich sein Geist an eine Haltung des Beobachtens und der Reflexion.

Es ist wirklich interessant, einem intelligenten Amerikaner zuzuhören, wenn er über die Situation und die Ressourcen seines Landes räsonniert. Und ich rede hier nicht vom Mann, dem man in der besseren Gesellschaft begegnet, sondern von demjenigen, der seinen Lebensunterhalt mit dem Spaten oder der Säge in der Hand verdient.

Wenn man als Fremder einem amerikanischen Handwerker oder Arbeiter zuhört, wie er sich über die obersten Behörden oder die Gesetzgeber seines Staates oder sogar des amerikanischen Bundes auslässt, und wenn es dabei so aussieht, als ob er stolz darauf wäre, selbst an den Massnahmen, die diese durchgeführt haben, beteiligt gewesen zu sein, kommt man zunächst oft in Versuchung zu lachen. Wenn man dann aber, nachdem man beobachtet, zugehört und nachgedacht hat, immer noch ver-

sucht ist zu lachen, dann nur noch deswegen, weil man den Mann zunächst als anmassend beurteilt hat – den Mann, der über die Verdienste der Gesetzgeber referiert, deren Charakter er studiert hat und sich durch die getroffenen Massnahmen geehrt fühlt, weil er mit seiner Stimme zu deren Wahl beigetragen hat.

Es ist mir aufgefallen, dass die Amerikaner sich gewohnheitsmässig so ausdrücken: *Unser* Präsident hat das gemacht, *wir* haben dieses Gesetz beschlossen, oder *wir* werden diese Massnahme treffen usw. Insgesamt bezweifle ich, ob es ein anderes Volk gibt, welches sich ebenso stark mit seiner Regierung identifiziert. Die Bürger scheinen zu sagen: Sie gehört uns, wir haben sie erschaffen und stützen sie; sie existiert, um uns zu dienen und uns zu schützen; solange sie leistet, wozu wir sie gegründet haben, wird sie stark bleiben, und nichts wird sie ins Wanken bringen können. Und wenn sie versagt, werden wir sie austauschen.

Die am meisten bewundernswerte Einrichtung in der Organisation der Regierungen der amerikanischen Union ist in der Tat diejenige, die allen Staaten die Mittel garantiert, ihre Verfassung zu ändern und zu verbessern und sie ebenso leicht und friedlich in Einklang mit den Wünschen des Volkes zu bringen, als ob es sich um ein ganz gewöhnliches Gesetz handeln würde. Die Rechte der amerikanischen Gesellschaft beruhen weder auf Urkunden noch auf alten Überlieferungen, sondern auf unveränderlichen Prinzipien, die jeden Geist und jedes Herz ansprechen. Es hat da gar keinen Platz für Wortklaubereien oder spitzfindige Interpretationen des Sinns der Worte, keinen Platz dafür, die Traditionen gegen die Vernunft auszuspielen, keinen Platz, die Weisheit der Gegenwart mit derjenigen der Vergangenheit zu rechtfertigen. Die Weisheit von heute ist häufig die Ignoranz von morgen. Was eine Epoche als Wahrheit sieht, ist in einer andern vergleichsweise ein Vorurteil. Das, was Menschlichkeit ist, wird Grausamkeit. Die Gerechtigkeit wird zur Ungerechtigkeit, die Freiheit zur Sklaverei.

Daraus resultiert, dass das in Europa zu oft eingeschränkte repräsentative System in den Vereinigten Staaten bis zur Perfektion weiterentwickelt werden konnte. Obwohl die eine oder andere Regierung im einen oder andern Staat fehlerhaft erscheint, kann man sie als perfekt ansehen, denn die Türe für Verbesserungen ist stets offen. Es ist unmöglich, sich die Fortschritte eines Volkes in Bezug auf Kraft und Tugend auszumalen, dessen zukünftige Generationen im Schatten so wohltuender Gesetze und liberaler Institutionen aufwachsen.

(Anmerkung des Herausgebers: De Rutté hatte die Schweiz 1846 verlassen, als er nach Brasilien auswanderte. Er hatte somit die Zeit der Gründung der

Eidgenossenschaft und die Verabschiedung der neuen Bundesverfassung 1848 nicht erlebt. Somit wusste er wohl nichts davon, dass die schweizerische Bundesverfassung in wichtigen Grundzügen der amerikanischen Verfassung nachempfunden war. Seine Beurteilung der amerikanischen politischen Verhältnisse wäre sicher noch emphatischer ausgefallen, wenn ihm, einem ausgeprägten Patrioten, diese Zusammenhänge bewusst gewesen wären.)

XII

Retour en Europe

Les résultats que nous avions espéré du voyage de Mr. Kellerberg ne se réalisant que fort incomplètement, nos affaires d'importation languissaient et pour leur donner une nouvelle impulsion, il fut décidé que j'irais visiter les principaux centres de commerce de l'Europe.

Depuis longtemps j'aspirais après la patrie et l'espoir de revoir bientôt le toit paternel, me fit hâter mes préparatifs de départ.

Le 1^{er} Septembre 1852 j'embarquai à bord du "Golden Gate", le plus beau & le plus grand steamer de la Compagnie des mers du S. O. Deux amis, Messrs Neuling et Gignoux partirent en même temps, et comme les journaux annonçaient une concurrence nouvellement établie entre Aspinwall & New-York, qui se chargeait du transport des passagers à moitié prix, nous nous décidâmes de ne nous munir de tickets que jusqu'à Panama et de nous confier ensuite, pour effectuer la traversée sur l'Océan Atlantique, à celle des deux Compagnies rivales, qui se montrerait la plus raisonnable.

12 Rückkehr nach Europa

Die Resultate, die wir uns von der Reise von Herrn Kellersberger erhofft hatten, konnten nur sehr unvollständig erreicht werden. Unsere Importgeschäfte stockten; um ihnen einen neuen Impuls zu geben, wurde beschlossen, dass ich die wichtigsten Handelszentren in Europa besuchen sollte.

Schon lange Zeit sehnte ich mich nach meinem Land, und die Hoffnung, meine Lieben bald wiederzusehen, trieb mich bei den Vorbereitungen zur Abreise zur Eile.

Am 1. September 1852 schiffte ich mich an Bord der «Golden Gate» ein, dem schönsten und grössten Dampfer der Überseegesellschaft der Vereinigten Staaten. Zwei Freunde, die Herren Rüling und Guignoux, reisten gleichzeitig ab, und da die Zeitungen bekannt gegeben hatten, dass sich zwischen Aspinwall (*Anmerkung des Übersetzers: Aspinwall war damals ein noch ganz junger Hafen auf der karibischen Seite des Isthmus von Panama, eigens zur Erschliessung dieser Abkürzungsrouten an die amerikanische Westküste gebaut.*) und New York neuerdings eine Konkurrenzsituation entwickelt habe, dank der die Passagiere zum halben Preis transportiert würden, entschieden wir uns, unsere Tickets nur bis Panama ausstellen zu lassen und uns anschliessend für die Überfahrt über den Atlantischen Ozean derjenigen der beiden konkurrierenden Gesellschaften anzuvertrauen, die sich als vernünftigste erweisen sollte.

Normalerweise dauert die Reise von San Francisco nach Panama 12 bis 14 Tage; die Überlegenheit unseres Schiffes, das pro Tag 220 bis 300 Meilen durcheilte und dabei innert 24 Stunden 90 Tonnen Kohle verbrannte, versprach uns, die Distanz von 2800 Meilen in 10 bis 12 Tagen zurücklegen zu können.

800 Passagiere waren an Bord, alle hofften, gut im Zielhafen anzukommen; aber schon am dritten Tag kündigte uns der Ruf: «Mann über Bord!» ein Unglück an. Ein Elsässer war in einem Anfall von geistiger Umnachtung von Bord gesprungen. Die Rettungsgeräte, die sich in Reich-

weite befanden, wurden sofort ins Meer gelassen; der Kapitän liess den Dampfer anhalten und wasserte eine Schaluppe. Der Unglückliche jedoch, nicht willens oder unfähig, in den Wellen um sein Leben zu kämpfen, verschwand in der bodenlosen Tiefe. Nach 20 Minuten vergeblicher Sucherei nahm die «Golden Gate» ihren Kurs wieder auf, wobei sie dieses riesige Grab mit ihrer schäumenden Spur wie mit einem weissen Leichentuch zudeckte.

Zwei Tage später verlor ein Heizer, gerade als der Tag anbrach, das Gleichgewicht, als er Wasser aus dem Meer schöpfen wollte, und verschwand, noch bevor der Dampfer hätte angehalten werden können.

Eine Woche nach unserer Abfahrt von San Francisco machten wir kurz Station in Acapulco; das ist ein liebenswürdiger kleiner mexikanischer Hafen, wo die Versorgungsschiffe der Gesellschaft unsere Vorräte an Wasser und Kohle erneuerten. Natürlich wollte jeder an Land gehen, sei es auch nur, um sich für einige Stunden auf mexikanischem Boden herumzutreiben. Unsere vom Anblick dieser so malerischen Natur entzückten Blicke schweiften von einem grünen Rasenteppich zu einem Wald mit einem Blattwerk, das so frisch war, als ob es jeden Tag von wohlthuenden Schauern begossen worden wäre. Wenn es nicht heiss wie am Äquator gewesen wäre, hätten wir uns einbilden können, einen zweiten Frühling zu erleben. Während ich mit meinen zwei Freunden unter dem Schatten einer Bananenpalme sass und wir unsere Umgebung bewunderten, boten uns junge schwarzäugige Mexikanerinnen schmackhafte tropische Früchte an. Die Stunden flogen vorbei wie Minuten, und als ich die Kanone der «Golden Gate» donnern hörte, gehorchte ich dem Signal, das uns an Bord zurückrief, nicht ohne Seufzer. Acapulco hatte sich in mein Gedächtnis eingepreßt als einer dieser leuchtenden Punkte, die den Lebensweg mit Gold spicken.

Der Kapitän hatte seinen Passagieren verboten, Früchte an Bord zu bringen. Trotzdem brachten es die Amerikaner fertig, eine gewisse Menge von Orangen, Bananen, Melonen und Ananas mitzunehmen. Es sollte sie teuer zu stehen kommen! Schon am nächsten Tag, die Hitze war in dem Masse intensiver geworden, als wir uns der Meerenge näherten, brach an Bord ein Fieber aus und raubte uns binnen fünf Tagen elf Passagiere. Die meisten von ihnen starben innerhalb von fünf oder sechs Stunden, indem sie erbrechen und unter fürchterlichen Unterleibsschmerzen leiden mussten, die unser Arzt auf den unmässigen Verzehr von Branntwein und tropischen Früchten zurückführte.

Von Acapulco bis zu den Grenzen Zentralamerikas folgte der Kurs unseres Dampfers dem Verlauf der Küste, er war oft nur 5 bis 7 Meilen

davon entfernt. Vom Meer aus gesehen erschien mir das Ufer als ländlich; seine Anhöhen sind mit dichten Wäldern bedeckt, und der Sand, der das Ufer des Meeres bedeckt, glänzt unter den Strahlen der Sonne wie ein langes, mit Edelsteinen besetztes Band. Später dann lässt die Hitze des Klimas die Vegetation verdursten, und auf den Hügeln zeigt sich nur noch verbrannte Erde.

Am 12. September, die Nacht fiel gerade herein, schlängelte sich die «Golden Gate» durch eine Vielzahl von kleinen Inseln und kam wohlbehalten vor Panama an. Am nächsten Tag wurden die Passagiere bei Tagesanbruch von Bord gebracht und auf den Rücken von kräftigen Panamaern von den Booten ans Ufer getragen. Um Hunderte Reisende und ihr Gepäck von Panama nach Cruces zu transportieren, sind 1000 bis 1200 Maultiertreiber erforderlich. Glücklicherweise hat es genug für alle. Obwohl sich die Schifffahrtsgesellschaft in keinster Weise darum kümmert, wie die Passagiere, denen sie versprochen hat, sie bis nach New York zu bringen, die Überquerung des Isthmus bewerkstelligen, bleibt keiner zurück. Jeder verhandelt auf seine eigene Rechnung und überlässt es seinem Nachbarn, sich so gut durchzuwursteln, wie er es gerade kann. Ein Maultiertreiber vermietete uns gegen die Summe von 80 Dollar drei Maultiere, die meine zwei Freunde und ich reiten konnten, und eines, das unser Gepäck trug.

Um neun Uhr verliess die Karawane die Stadt. Ich sehe immer noch diesen langen Yankee vor mir, dessen Beine am Boden schleiften, und seine imposante obere Hälfte, mit deren Gewicht er das arme kleine Maultier zu Boden drückte. Der Abmarsch aus Panama ist eines der unterhaltsamsten Spektakel, ganz besonders der Kampf, der anfänglich zwischen dem ungeschickten Reiter und dem sturen Maultier ausbricht, das unbedingt in seinen Stall zurückkehren möchte. Stockschläge regnen wie ein Hagelgewitter herunter, die Maultiere schlagen aus und gehen rückwärts anstatt vorwärts. Schliesslich wird man ihrer Meister, das Feld zieht sich in die Länge, das Tier entschliesst sich, in den Schritt zu gehen, dann in den Trab, manchmal in den Galopp, und bald geht es nur noch darum, wer seinen Vordermann überholen könnte. Die Prärie ist grün, der Himmel wolkenlos. Während einiger Stunden geht alles gut, das heisst bis zum Fuss der Berge; dann beginnen die Schwierigkeiten.

Der Weg verengt sich zu einem schmalen Saumpfad, der zwischen enormen Felsklötzen eingezwängt ist; gelegentlich wird der Durchgang so eng, dass wir aus den Steigbügeln gehen und unsere Beine dem Maultier auf den Hals legen müssen. Dann versperrt uns eine senkrechte Wand den Weg; es scheint unmöglich zu sein, sie zu ersteigen, aber das Maultier geht immer: Es nützt einen Vorsprung aus, eine überstehende Kante, einen

languissante et les collines n'offrent plus qu'un sol
brulé. —

Le 12 Septembre, à la tombée de la nuit, le Golden
Gate, se faufilant à travers une multitude d'îlots,
arriva heureusement devant Panama et le lendemain
à la pointe du jour les passagers débarquèrent de la
manière suivante:



Pour transporter 800 voyageurs et leurs bagages de
Panama à Cruces, il faut de 1000 à 1200 mules.
Heureusement, il y en a pour tout le monde et quoiqu'

Panama:
Dampferpassagiere
werden an Land
getragen.

Spalt, damit seine Hufe Halt finden, dann spannt es sich und springt wie eine Gämse. Beim Abstieg macht es seinen Rücken lang, knickt seine Sprunggelenke ein und lässt sich nach unten rutschen. Je weiter wir kommen, desto häufiger werden die Hindernisse, und trotz der Dichte des Waldes, trotz der flutartigen Regengüsse, die uns bis auf die Knochen durchnässen, erstickt uns die Hitze.

Um sechs Uhr abends erreichen wir Cruces, wo sich jeder beeilte, für die Nacht eine Unterkunft zu finden. Bei Anbruch des nächsten Tages ver-

La Compagnie des mules ne s'inquiète nullement de la manière dont eux, qu'elle s'est engagée à conduire à New-York, effectuent le passage de l'Isthme, aucune ne reste en arrière.

Chacun traite pour son propre compte et laisse son voisin se débrouiller comme il peut. Moyennant la somme de 80 dollars un mulâtre nous loua 3 mules de selle pour mes deux amis & pour moi & une mule de transport pour nos bagages. -

À 9 h. la caravane quitta la ville; j'avis toujours en tête ce long Yankee dont les jambes traînaient à terre et son imposante moitié dont le poids écrasait le pauvre petit mulet.



Start der Karawane
über den Isthmus
von Panama.

sammeln sich die Reisenden, die es eilig haben, dieses Mückennest wieder zu verlassen, am Ufer des Flusses von Chagres, den wir bis Gorgona hinunterfahren müssen, wo wir das Stück Eisenbahn finden werden, das uns nach Aspinwall führen wird.

Ungefähr 200 Schiffe jedes Typs und jeder Größe sind endlos dem Ufer entlang aufgereiht, von der schwächtigen Piroge des Indianers bis zum geräumigen Walfängerboot. Die Schiffer, die in allen Farben daherkommen, Neger, Mulatten oder Indianer, streiten sich um unsere Koffer

und versuchen, uns dazu zu bringen, in ihr Gefährt zu steigen. Der eine verlangt 20 Dollar, der andere 10, noch ein anderer 5 pro Person; wir werden schliesslich mit dem Eigentümer einer Piroge handelseinig, der uns seinen schlanken Kahn für 20 Dollar vermietet.

Der Fluss von Chagres schlängelt sich mitten durch einen weiten Urwald. Nichts ist mit der Fruchtbarkeit dieser jungfräulichen Natur vergleichbar. Der schönste englische Garten oder der noch so dicht bepflanzte königliche Park ist neben dieser mit allmächtiger Hand geschaffenen Schöpfung Gottes ein armseliges menschliches Werk. Kein Gemälde, keine Illustration könnte eine Vorstellung der unvergleichlichen Perspektiven vermitteln, die das Auge bei jeder Krümmung des Flusses überraschen. Nur das Meer, dem die Laune des Menschen nie etwas von seiner unendlichen Grösse wegzunehmen vermag, oder die Gletscher der Alpen in ihrer unzerstörbaren Majestät können in der Seele diese tiefen Gefühle auslösen, die sich ihrer bemächtigen, wenn sie sich im Angesicht der Meisterwerke der Schöpfung befindet. Aber o weh! Ich würde die Feder des Dichters benötigen, um diese Landschaften, diese Jahrhundertbäume zu beschreiben, die wie in einem Amphitheater übereinanderstehen und von Lianen, die sie bis zu ihren äussersten Spitzen einhüllen, umgeben sind, die meisten von ihnen geschmückt von Blumen mit glänzend leuchtenden Farben und mit riesigen Kelchen, welche die schmeichelhaftesten Parfums ausatmen. Sie klettern rund um den Stamm bis zum Gipfel hoch, formen Pyramide auf Pyramide, kommen als grüne Wasserfälle wieder auf den Erdboden zurück, schlagen dort Wurzeln und steigen noch einmal, indem sie sich von Zweig zu Zweig festhalten, von Baum zu Baum, überall, wo der Wind sie hinjagt, bis der ganze Wald von ihren Girlanden umschlungen ist. In diesem Labyrinth spielen die Affen, die sich dort mit ihrem Schwanz im Gleichgewicht halten, die Vögel mit glänzendem Federkleid hängen dort ihre Nester auf, und die giftigen Schlangen ringeln sich kreisförmig um ihre Wurzeln. Der Fluss, manchmal grün von Blattwerk, das sich in ihm abbildet, manchmal blau vom Himmel, der sich in ihm spiegelt, fliesst schweigend durch diese Wunderwelt, um sich in 50 Meilen Entfernung im warmen Wasser des Golfs von Mexiko zu verlieren.

Nach einer sechsstündigen Flussfahrt legte die kleine Flotte oberhalb der in Gorgona von der Eisenbahngesellschaft neu erstellten Brücke an. Der Pfiff der Lokomotive riss uns brutal aus unserer andächtigen Versenkung, wobei er uns daran erinnerte, dass die Zivilisation mit Riesenschritten bis ins Herz des Urwalds vordringt; er rief uns ebenfalls in Erinnerung, dass das Dampfzeitalter die Zeit in Minuten und Sekunden zählt.

Die fieberhafte Aktivität, die der Amerikaner unter jeder Bedingung an den Tag legt, grenzt manchmal ans Wunderbare. In weniger als einer Stunde waren die 800 Passagiere, das Gepäck und ein Tresor auf 30 Eisenbahnwagen verladen. Im zwei Stunden erreichte der Zug Aspinwall, und ein freudiges «welcome» begrüßte den Atlantischen Ozean.

Aspinwall existiert erst seit zwei Jahren. Es ist am Ende einer kleinen Bucht, die perfekt von den Nord- und Ostwinden geschützt ist, auf sumpfigem Gelände gebaut. Die kaum aus dem Ei geschlüpfte Stadt zählt erst etwa 20 Holzhäuser, die als Hotel und Wohnhäuser von den Agenten der Dampfergesellschaften und den Ingenieuren der Eisenbahn belegt sind. Das Gelbfieber herrscht dort von einem Ende des Jahres zum andern, und man hat uns versichert, dass das kleine Stück Eisenbahn, das jetzt fertiggestellt ist, schon über 3000 Arbeiter das Leben gekostet hat und dass ihre Fertigstellung bis Panama die Zahl der Opfer auf 10 000 bis 12 000 ansteigen lassen würde.

Mein eigenes Staunen und dasjenige meiner zwei Kompagnons war sehr gross, als wir in der Bucht nur einen einzigen Dampfer ankern sahen, und unsere Enttäuschung wurde noch grösser, als wir erfuhren, dass die in den Zeitungen von San Francisco bekannt gegebene Konkurrenzsituation nur eine dieser grässlichen Zeitungsente war, welche die Amerikaner unter dem Schutze ihrer Gesetze unter dem Namen «bullshit» praktizieren! Die fragliche Zeitungsente der spekulativen Art war zweifelsohne von den eigenen Agenten der Schifffahrtsgesellschaft ausgedacht und ausgebrütet worden, die dann keinerlei Skrupel zeigten, von jedem von uns 500 Dollar, das heisst das Doppelte des Preises für die vollständige Überfahrt von San Francisco nach New York, zu verlangen. Was tun??? Zwei Wochen in einem Ort zu warten, wo wir praktisch sicher waren, von Fiebern dahingerafft zu werden, widerte uns zu Recht an. Ebenso war es inakzeptabel, 500 Dollar zu bezahlen. Während wir uns noch über die traurige Lage berieten, erlöste uns ein braver Amerikaner aus Louisiana, der bei unserer Auseinandersetzung mit den Agenten dabei gewesen war, aus unserer unangenehmen Situation, indem er uns darauf hinwies, dass der Dampfer von New Orleans noch am gleichen Abend ankommen sollte, und uns versicherte, dass wir mit dieser Routenwahl praktisch gleich schnell und gleich teuer ans Ziel kommen würden, wie wenn die erwähnte Zeitungsente uns nicht an der Nase herumgeführt hätte. Es versteht sich von selbst, dass uns der Rat des Mannes aus Louisiana gewaltig erleichterte, nicht nur, weil wir, wenn wir ihn befolgten, dem Gelbfieber und der Habgier der

Yankees entkommen konnten, sondern auch wegen der sehr angenehmen Aussicht, einen guten Teil des Inneren der Vereinigten Staaten besuchen zu können. Ich sah also den perfiden Dampfer nach New York ohne das geringste Bedauern, ja sogar mit einer gewissen Genugtuung in See stechen. Unser hilfsbereite Mann aus Louisiana brachte uns in eine Herberge, in der wir 20 der Passagiere in Richtung Veracruz und New Orleans antrafen. Eine gute Mahlzeit, begossen von einem Glas Wein aus Oporto, verjagte die letzten Spuren unserer Aufregung, und um zehn Uhr abends kündigte uns ein Böllerschuss die Ankunft des Dampfers «Honduras» an, der uns am nächsten Morgen für 80 Dollar pro Person an Bord nahm.

Sechs Tage nach unserer Abfahrt aus Aspinwall sagte mir der Kapitän, als ich auf die Brücke stieg, ein liebenswürdiger Südstaatler, mit dem ich gute Bekanntschaft geschlossen hatte, dass sich der Dampfer an der Mündung des Mississippi befände. Wir erreichten das Leuchtfeuer.

Beim Anblick dieses erhabenen Flusses, dessen rasche Strömung und unglaubliche Breite eher einen Eroberer als einen Zufluss des Ozeans ankündigen, kann man sich einer gewissen Gefühlswallung nicht erwehren. Die Fluten, welche die Wasser des Meeres weit zurückdrängen, türmen bei seiner Mündung, auf den Schlamminseln, die ihn in fünf Arme aufteilen, Tausende von Baumstämmen auf, die zuerst jahrhundertlang in der Nähe des eisigen Pols gelebt haben und jetzt zum Sterben in die gefräßige Feuerhitze Mexikos kommen, wo sie mit ihren Überresten eine neue Vegetation ernähren. Riesige Alligatoren mit schrägen Augen, die sich im Allgemeinen nur schwerfällig bewegen, liegen auf den schwimmenden Bäumen und scheinen den Menschen den Zugang zum König der amerikanischen Flüsse zu verwehren. Pech für den, der aus Unklugheit oder wegen eines Unfalls in die Reichweite dieses schrecklichen Tieres gerät! Seine wichtigste Waffe für Angriffe und Verteidigung ist sein riesiger Schwanz, der gekrümmt in einem Halbkreis das gewaltige Maul erreichen kann. Mit diesem Schwanz schüttelt die fürchterliche Bestie die Beute, die sie verschlingen will, und bugsiert sie gegen seine Kiefer, die sie weit aufreisst, um sie in Empfang zu nehmen. Was immer diese Beute sein mag, sie wird innert eines Wimpernschlags zermalmt. Auf diese Art gehen jährlich in den Sümpfen von Texas Hunderte von Pferden zugrunde. Sobald ein Pferd den Boden unter den Füßen verloren hat, ist es verurteilt. Eine gewisse Zeit lang mag es sich in diesem Morast, wo es nicht schwimmen kann, noch abrackern, mit Feuer in den Augen, mit gesträubter Mähne und wehenden Nüstern. Dann zittert es plötzlich schmerz erfüllt, das heisst, dass es spürt, wie es von einer unwiderstehlichen Kraft gezogen wird. Dann sieht man es nach und nach verschwinden, gegen

einen versteckten Feind kämpfend, von dem man manchmal nur den gekrümmten, mit Unebenheiten und durch den Schlamm hindurchscheinenden Schuppen gespickten Schwanz sieht.

Indessen ist es der Alligator, aus dem die Pflanzer von Texas, von Neu-Mexiko und aus den angrenzenden Provinzen das Fett gewinnen, mit dem sie die Räder ihrer Mühlen schmieren. Im Zeitraum, in dem der Alligator gejagt wird, das heisst um die Mitte des Herbstes, sieht es danach aus, als ob sich diese Tiere selbst erlegen wollten. Sie verlassen ihre morastigen Seen und ihre schlammigen Flüsse, um ihr Winterquartier zu beziehen. Dann graben sie unter den Wurzeln der Bäume Vertiefungen und decken sich dort selbst mit Erde zu. Gleichzeitig packt sie eine derartige Starre, dass man sie nicht mehr zu fürchten braucht. Die Neger, die sie jagen, trennen ihnen mit einem einzigen Beilhieb den Schwanz ab, wobei nicht einmal diese schreckliche Verletzung sie aufzuwecken scheint. Wenn diese erste Operation vollbracht ist, schneidet man sie in Stücke, die man dann in riesige Kessel wirft. Wenn das Wasser langsam zu kochen beginnt, schöpft ein Neger das Fett ab, das die kochende Brühe zur Oberfläche steigen lässt. Normalerweise kümmert sich ein einziger Mann um die dreifache Arbeit, die Alligatoren zu töten, sie zu zerstückeln und ihr Fett zu ernten, nachdem er sie zum Kochen gebracht hat. Man hat schon gesehen, wie Neger in einem Tagewerk bis zu zehn Alligatoren erlegen; bisher hat man noch nie etwas davon gehört, dass einem von ihnen dabei auch nur die geringste Verletzung beigebracht worden wäre.

Wir fuhren schon lange auf dem Mississippi, und wir glaubten, dass wir unsere Fahrt auf einem andern Meer fortsetzen würden, so weit entfernt waren seine Ufer, so stolz waren seine Fluten. Erst nach einigen Stunden Schifffahrt wurde sein Bett etwas schmaler, sodass wir seine schlammigen Ufer erkennen konnten, und seine Strömungen verloren ein wenig von ihrer Heftigkeit. Etwa 60 Meilen vom Leuchtturm entfernt, wurde die Vegetation, welche die Ufer bedeckte, etwas abwechslungsreicher; bis dahin hatte ich nur Binsen und Zypressen gesehen, die von dieser parasitären Kletterpflanze überwachsen waren, die auf den Bäumen einen langen und dichten Faltenwurf bildet.

Bei Nachteinbruch konnten wir die Lichter von New Orleans sehen, und um neun Uhr legte die «Honduras» am Kai an. Am nächsten Morgen führte uns unser erster Gang zum Markt, wo die schwarze Bevölkerung eine so grosse Mehrheit bildet, dass ich für einen Augenblick glaubte, nach Rio de Janeiro zurückgekommen zu sein – so animiert war die Atmosphäre. Der konfuse Lärm dieser vielen näselnden Stimmen rief in mir mehr oder weniger angenehme Erinnerungen wach. Den Rest des Tages ver-

brachten wir mit Herumbummeln. Dank der Freundlichkeit des Mannes aus Louisiana, der uns schon in Aspinwall geholfen hatte und uns jetzt als Führer dienen wollte, konnten wir in wenigen Stunden die wichtigsten Sehenswürdigkeiten dieser alten französischen Kolonie besichtigen. Mein allzu kurzer Aufenthalt in New Orleans erlaubte mir kaum, die Umgebung der Stadt zu durchstreifen noch sie gründlich zu besuchen. Ich kann nur sagen, dass die nach einem regelmässigen Plan gebaute Stadt mit prächtigen Gebäuden geschmückt ist und von kaufmännischen Gesichtspunkten aus eine ausgezeichnete Lage hat. Ihr grösster Nachteil ist, dass sie auf häufig überflutetem Schwemmland gebaut ist, was ohne Zweifel die Hauptursache der Gelbfieber ist, die jeden Herbst wüten und dabei die Fremden zwingen, sie während zwei oder drei Monaten pro Jahr zu meiden; nur die Kreolen sind vor ihnen sicher.

Drei Tage nach unserer Ankunft brachte uns die «Reindeer» aus der Metropole des Südens fort. Die «Reindeer» ist eines dieser schnellen Dampfschiffe mit einem Hochdruckkessel, deren Typ in Europa unbekannt ist. Ab New Orleans wurde die Schifffahrt auf dem Mississippi interessanter. Das Auge erholt sich mit Vergnügen an den Ufern, die reich sind an herrlichen Baumwoll- und Zuckerrohrplantagen. Orangenhaine, in deren Mitte die weiss strahlenden Herrenhäuser der Plantagenbesitzer stehen, tragen zusätzlich zur Verschönerung bei. Nach und nach werden die Gärten und die Häuser seltener und, obwohl sich die Plantagen in grösser werdenden Abständen weiterhin dem Flussufer entlang entfalten und sich bis zu den dichten Wäldern ausdehnen, die ihre Grenzen bilden, die Landschaft wird um so monotoner, je weiter man sich von der grossen Stadt entfernt. Noch 200 Meilen von New Orleans entfernt, besteht der Boden weiterhin aus fruchtbaren Sedimenten, die hier bei früheren Überschwemmungen des Mississippi deponiert wurden. Heute bleibt der Mississippi dank von Menschenhand gebauten Deichen in seinem Bett.

Alle Augenblicke kreuzen wir Schiffe, in allen Formen, allen Grössen, mit einer grossen Vielfalt von Produkten beladen, aus den entferntesten Gegenden der Union stammend. Diejenigen Schiffe, die meine Aufmerksamkeit am stärksten anziehen, sind diese riesigen Dampfer, die eher Villen oder schwimmenden Hotels ähnlich sind und die unter sich um Luxus und Geschwindigkeit wetteifern, ohne sich im geringsten Rechenhaft über die Gefahren abzulegen, denen ihre Kapitäne das Leben der Passagiere zu häufig aussetzen.

Während drei Tagen fuhren wir entlang den Staaten Louisiana, Arkansas und auf unserer linken Seite einem Teil des Staates von Missouri, auf der rechten Seite entlang den Staaten Mississippi, Tennessee und Ken-

tucky; in Cairo stiegen wir in den Ohio-Fluss ein. Ab diesem Zeitpunkt bekam die Schifffahrt einen weniger angenehmen Charakter. Wir befanden uns in der Periode, in der das Wasser am tiefsten steht, und an gewissen Stellen gibt es davon kaum noch genug, um uns passieren zu lassen.

Ich werde mich immer an den unangenehmen Eindruck erinnern, den das Erscheinen des ersten Dampferskeletts, das mitten im Fluss auf einer Sandbank lag, auslöste. Es war von einem «snag» (ein unter Wasser liegender Baumstamm) aufgespiesst oder von der Explosion seiner Maschine auseinandergerissen worden. Immer wieder kam es vor, dass der Neger, der als Ausguck ganz vorne im Schiff postiert war, dem Mann am Holm einen dieser von den Schifffern so gefürchteten «snags» signalisieren musste. Dabei handelt es sich um Bäume, die vom Hochwasser mitgerissen werden und, nachdem sie eine gewisse Zeit im Wasser geschwommen sind, sich mit ihrem Unterteil am Boden des Flussbetts verfangen. Je nach ihrer Länge bleibt ihr spitzer Gipfel über oder unter der Wasseroberfläche, immer aber liegen sie strömungsabwärts. Wenn nun die Lastkähne oder Dampfschiffe, die flussaufwärts fahren, das Pech haben, auf einen dieser «snags» aufzufahren, ist ihr Verlust praktisch sicher, denn sie werden augenblicklich durchbohrt, sodass das Wasser, das durch das Leck eindringt, sie in einigen Minuten versenkt.

Wir rechneten damit, am Abend des 27. September Louisville zu erreichen. 30 Meilen davor, bei einer kleinen Ortschaft namens Cornhill, fingen wir eine Verspätung von acht Stunden ein, die den Kapitän in eine sehr schlechte Laune versetzte und die uns Aufregungen verursachte, auf die ich gern verzichtet hätte. Schon lange bevor wir diesen Ort erreichten, hatten wir vor uns eine dichte Rauchsäule bemerkt, die uns von einem Brand zu stammen schien. Als unser Dampfer näher kam, erkannten wir, dass dieser Rauch aus den Zwillingskaminen von acht Dampfern stammte, die dort von einer Kiesbank, über der der Wasserstand im allerbesten Fall 20 bis 22 Zoll betrug, aufgehalten worden waren. Drei dieser Dampfer befuhren den Ohio wie wir flussaufwärts, während die andern fünf flussabwärts fahren wollten, aber alle acht versuchten sich einen Weg über den Kies zu bahnen, indem sie ihre Dampfmaschine stark aufheizten.

Die «Reindeer» hatte sich zwischen Cincinnati und New Orleans wegen ihrer überlegenen Fahrleistungen und ihres geringen Tiefgangs einen gewissen Ruf erworben. Sie wollte beweisen, dass das nicht unerdient war; deshalb zögerte sie nicht lange, ihren Platz in dieser Arena einzunehmen, und der Kapitän befahl den Heizern, den Heizkessel mit einer dreifachen Dosis von Brennstoff zum Leben zu erwecken. Bis Mitternacht betrug unser Fortschritt nur etwa 5 bis 6 Fuss, aber niemand wäre auf den

Gedanken gekommen, ins Bett zu gehen. Das Spiel passte zu gut zum abenteuerlichen Charakter des Amerikaners, sodass keiner der Passagiere zugelassen hätte, nur das geringste Detail davon zu verpassen.

Um mich herum hörte ich die einen, wie sie die Heizer anfeuerten, während andere um beträchtliche Summen wetteten, welchem der neun Schiffe es zuerst gelingen würde, das Hindernis zu überwinden. Sogar die Damen und Kinder erklärten, dass es darum ginge, die Ehre der «Reindeer» zu retten und jede erdenkliche Anstrengung zu unternehmen, um ihr den Triumph sicherzustellen. Einzig die Stimme eines Quäkers erhob sich von Zeit zu Zeit und riet schüchtern zur Besonnenheit. Aber niemand hörte auf sie, niemand machte sich darüber Sorgen, dass unsere Heizkessel oder derjenige eines unserer Nachbarn von einer Minute auf die andere explodieren könnte. Dabei war die «Reindeer» noch am Abend zuvor am Gerippe eines Dampfers vorbeigefahren, der seine Eingeweide verloren hatte, entweder als Folge einer Explosion oder weil er von einem «snag» aufgespiesst worden war. Für meinen Teil gestehe ich offen, dass ich mit Bedenken zusah, wie diese riesigen Glutöfen unablässig gefüttert wurden und aus 18 Öffnungen Flammen spuckten und damit die ganze Umgebung mit ihrem roten Schein hell beleuchteten. Gegen zwei Uhr morgens kam unser Kapitän zum Schluss, dass es unmöglich sei, den Durchgang zu erzwingen. Er sandte sein Kanu nach Cornhill mit dem Auftrag, ein Flachboot herbeizubringen. Sobald dieses angekommen war, wurde der schwerere Teil unserer Fracht zusammen mit der Mehrheit der Passagiere darauf umgeladen. Ich glaube, dass in Wirklichkeit mehr als einer von ihnen sich notfalls gerne ins Wasser gestürzt hätte, um unsern Dampfer leichter zu machen und zum Sieg beizutragen; so sehr waren sie von der Leidenschaft des *go-ahead* beseelt! Die Operation gelang vollkommen. Die «Reindeer» kam sofort voran, und um halb vier Uhr konnte sie unter dem frenetischen Beifall der Passagiere und der Mannschaft ihren Kurs wieder aufnehmen. Ohne Zwischenfall trafen wir bei Tagesanbruch in Louisville ein, wo man uns auf einen kleinen Schraubendampfer umlud, der uns in sieben Stunden nach Cincinnati brachte.

Der allgemeine Anblick, den diese Stadt bietet, ist angenehm. Sie breitet sich in einem weiten Amphitheater, an dessen Fuss der Fluss mit einer Breite von über einer halben Meile friedlich vorbeifliesst, majestätisch aus. Ihr Wohlstand ist greifbar. Trotzdem – ein Europäer könnte versucht sein zu sagen, dass die Natur für sie zwar viel getan hat, die Kunst jedoch sich im Gegensatz dazu noch nicht besonders angestrengt hat, sie zu schmücken. Mit Ausnahme des Stadthauses habe ich kein einziges öffentliches Gebäude gefunden, das würdig wäre, erwähnt zu werden.

Dafür habe ich geräumige Strassen gesehen, die von schönen Privathäusern gesäumt waren. Und in einigen Stadtteilen, die ich mir ansah, stellte ich fest, dass sich dort die florierende und aktive Industrie fest niedergelassen hatte. Über eine Stadt, der ich nur einen Kurzbesuch von einigen Stunden abgestattet habe, will ich mir jedoch keine weiteren Meinungen erlauben.

Obwohl wir New York möglichst schnell erreichen wollten, wählten wir aus Liebe für Naturschönheiten den längsten Weg und gaben deshalb der Nord-Eisenbahn den Vorrang, die uns mit einer Wahnsinnsgeschwindigkeit nach Cleveland am Ufer des Erie-Sees brachte.

Der Anblick der amerikanischen Gewässer ist etwas wahrhaftig Erhabenes. Die Seen sind kleine Mittelmeere, deren klare und tiefe Wogen das Blau eines wolkenlosen Himmels widerspiegeln. Die Flüsse, angeschwollen von den Wassern, die von den zahlreichen Bergketten herunterfliessen oder sich durch unendlich weite Ebenen schlängeln, strömen majestätisch über Tausende von Meilen, wo sie an verschiedenen Orten Wasserfälle bilden, neben denen die berühmtesten Wasserfälle der Alten Welt nur müde Rinnsale sind, und die Schätze eines ganzen Landes zum riesigen und fernen Ozean transportieren. Die Seen, die Ströme und Flüsse dieses privilegierten Kontinents scheinen das gefällige Schmuckwerk der Natur und der Kunst zu verschmähen und sich allein auf ihre eigene Majestät zu verlassen, um Auge und Geist auf das Lebhafteste zu beeindrucken. Ausdehnung und Tiefe, das sind die grossen Eigenschaften, mit denen sie sich auszeichnen; ihr Charakter ist der einer ebenso einfachen wie erhabenen Grösse. Wer an ihren Ufern einhält, sei es, um sich auf ihren Wassern zu bewegen oder um ihre wundervollen Wasserfälle zu bewundern, wird nicht umhinkommen, gleichzeitig ihre Unermesslichkeit und ihre Kraft anzuerkennen sowie widerwillig zuzulassen, dass das Gefühl der eigenen Schwäche und der eigenen Bedeutungslosigkeit sich der Seele bemächtigt. Mindestens dies war der Eindruck, den das Bassin des Erie-Sees in mir auslöste. Möglicherweise schweifte dabei meine Phantasie jenseits der Wirklichkeit, und wer weiss, ob das Plätschern der kleinen, von den ersten Sonnenstrahlen vergoldeten Wellen nicht Erinnerungen an unsere schönen Schweizer Seen in meine Ohren flüsterte.

Leider fuhr das Dampfschiff, auf das wir uns in Cleveland eingeschifft hatten, so schnell, dass wir vor Nachteinbruch in Buffalo eintrafen. Der Grund, warum wir die Route über die Seen genommen hatten, war unser Ziel, die Niagarafälle zu besuchen. Deshalb hielten wir in dieser Stadt nur, um dort die Nacht zu verbringen. Am nächsten Tag nahmen wir den ersten Zug, der uns um zehn Uhr in einem Dorf, das rechts vom Nia-

gara in einigen Minuten Entfernung der Fälle lag, aussteigen liess. Aus leicht verständlichen Gründen waren wir voller Ungeduld. Wir vertrauten uns dem ersten Führer an, der uns seine Dienste anbot. Er geleitete uns auf die grosse Insel, die den Niagarafluss in zwei ungleiche Arme teilt. Dies ist der Ort, wo seine Wasser die berühmten Fälle bilden, indem sie sich in einen Schlund von 150 Fuss Tiefe hinabstürzen. Die Aussicht von der Brücke, die auf diese Insel führt – sie wird Ziegeninsel genannt –, bereitet den Geist in wunderbarer Weise auf die Betrachtung des imposanten Schauspiels vor, dem wir bald beiwohnen sollten. Die Holzpfeiler der Brücke ruhen auf einem Felsbett, dessen verschiedene Zacken aus der Wasseroberfläche herausragen und der Strömung nur deshalb Widerstand leisten, um deren Heftigkeit zu steigern. Die Pfeiler zittern unaufhörlich so stark, dass man auf der Brücke den Eindruck bekommt, sie stürze ein und man fiel in den Abgrund.

Einige Minuten, nachdem wir die Brücke passiert hatten, befanden wir uns vor den Fällen. Aber wie könnte ich die Gefühle beschreiben, die mich der Anblick dieses gigantischen Phänomens empfinden liess? Ich verzichte umso lieber auf diese Beschreibung, als es mir unmöglich erscheint, dass es auch der geschicktesten Feder gelingen könnte, ein so wunderbares Bild würdig auszumalen. Unser Führer liess uns zuerst an einem Ort anhalten, von dem aus wir nun das schöne Schauspiel geniessen konnten, das der obere Flussarm bietet. Bis dahin kündigt rein nichts den Aufruhr an, der bald stattfinden würde. Hinter uns, das ist wahr, lässt sich das Donnern hören, und die Stromschnellen wirbeln und schäumen zu unsern Füßen; aber weiter oben schiebt der breite Strom seine noch vereinigten Wasser wie Packeis zwischen seinen niedrigen und bewaldeten Ufern hindurch, und er treibt sie mit Blitzesgeschwindigkeit bis zum Rand des Katarakts; dort scheinen sie anzuhalten, wie wenn sie ihre Kräfte für den furchtbaren Sturz sammeln müssten.

Um eine Gesamtschau des Sturzes dieses gefangenen Meeres zu erhalten, muss man die Holzterrasse hinabsteigen, die zum Fuss des Katarakts führt. Als ich meine Augen erhob, war ich vom blendenden Weiss des geschundenen und in Wasserdampf verwandelten Wassers erschlagen. Auf der einen Seite kontrastiert es mit dem lebendigen Azurblau des Himmels, auf der andern mit dem strahlenden Grün eines Blattwerks, das von ewigem Tau erfrischt wird. Von ganz oben im Katarakt wehte der Wind Pakete von Wasser in die Luft, die als feiner Regen wieder herunterfielen. Die von den grösseren Tropfen reflektierten Sonnenstrahlen funkelten so schön wie Diamanten, während ein Regenbogen, der sich manchmal über unseren Köpfen wölbte und sich manchmal zu unseren Füßen verneigte,

jeder unserer Bewegungen folgte und mit uns zu gehen schien. Die Dunstwolken, die aus dem riesigen Bassin emporstiegen, versperren unseren Augen die Sicht auf den breiteren Teil des Katarakts. Manchmal jedoch vertrieb eine Laune des Windes diese dichten Wolken und enthüllte uns die beiden grossen Fälle, die eher zwei riesigen Smaragdsäulen glichen als einer grossen Fläche fliessenden Wassers.

Wir setzten uns am Ufer des Schlundes nieder und betrachteten schweigend diesen sich immerwährend erneuernden Fall. Vom schrecklichen Tumult, der in der Stille der Nacht im Umkreis von mehr als 15 Meilen zu hören ist, waren wir wie ausgelöscht. Während dieser Zeit verhandelte unser Führer mit einem Schiffer, der gegen eine mässige Bezahlung zustimmte, uns ans kanadische Ufer zu fahren. Die nervigen Arme eines einzigen Ruderers schafften es, uns quer über die rasche Strömung genau unterhalb des Bassins der Fälle und quer durch die Wirbel, die sich dort begegneten, überzusetzen. Obwohl uns der dichte Dunst, der unsere Kleider durchnässte, häufig blind machte, konnten wir das Panorama des Wasserfalls, das sich bei dieser Überfahrt anbietet, geniessen. Ebenso genossen wir den Anblick der Hängebrücke, die eine Meile weiter unten auf einer Höhe von 250 Fuss über dem Wasserspiegel und auf einer Länge von 800 Fuss über den Fluss geworfen ist. Etwa eine Drittmeile unterhalb des Katarakts gingen wir an Land, und wir folgten einem ziemlich mühsamen Weg, der uns zum Fuss der Stufen brachte, über die der Reisende auf der kanadischen Seite heruntersteigt. Früher konnte man unter einem guten Teil der Fälle hindurchgehen, indem man in eine grosse Kaverne hineinging, die durch einen unter dem Namen Table Rock bekannten überhängenden Felsen gebildet worden war, über den das Wasser hinwegströmte. Aber im Januar 1851 gab dieser Felsen dem Druck des Wassers nach, stürzte ein und mit einem solchen Getöse in den Abgrund, dass die Einwohner der Umgebung an ein Erdbeben glaubten. Indessen kann man sich auch heute noch auf einer Länge von etwa 200 Fuss unter den Wasservorhang wagen. Unser Führer geleitete uns in einen Hohlraum, der sich hinter dem Katarakt befindet. Dort scheint ein Ozean herunterzufallen. Das betäubende Grollen der in den Abgrund stürzenden Wasser, der Anblick dieses über unsern Köpfen hängenden Meeres, all dies beeindruckt nicht nur die Augen und die Ohren, sondern auch das Herz. Während der ersten Augenblicke erreicht das Erhabene dieser Szene eine furchterregende Intensität, nach einigen Minuten der sprachlosen Bewunderung empfanden wir ein tiefes Glück, uns unter dem Himmelsgewölbe zu befinden. Anschliessend erklommen wir das kanadische Ufer, von wo aus die Fälle sich mir am schönsten präsentierten. Aus dem Inneren des Abgrunds

stiegen Unmengen von Wasserdunst in unglaubliche Höhen auf, und sie sahen bald aus wie Wolken, die man gelegentlich an einem schönen Sommerabend am Horizont beobachten kann, bald wie auseinandergefächerte Spitzen der Alpengletscher. Sie bildeten ein silbernes Segel, das ganz allein das reine Azur des Himmels bedeckte. In der Mitte der Fälle, dort, wo das Wasser am kräftigsten herabgestürzt, fällt es wie ein einziger massiver Körper vom schönsten Grün, bis es auf den weissen Schaum trifft, der im weiten Bassin kocht. Ohne jeden Zweifel hat die Natur noch nie auf so fantastische Weise so viel Schönheit mit einer so beeindruckenden Grösse vereint. Es ist der Anblick der Elemente im Chaos, und der Sterbliche hält vor diesem Werk des Schöpfers zitternd inne.

Nachdem wir noch lange dieses wunderbare Spektakel betrachtet hatten, gingen wir, um uns auszuruhen und unsere Kleider zu trocknen, in ein Haus – halb Hotel, halb Fabrik –, in dem unter der Leitung einer englischen Dame etwa 40 junge Indianerinnen an unechten Perlenstickereien arbeiteten; als Andenken an die Niagarafälle besorgten wir uns davon einen beträchtlichen Vorrat.

Am gleichen Abend kehrten wir nach Buffalo zurück, und am nächsten Morgen brachte uns die Eisenbahn nach Albany, wo wir nur anhielten, um zu dinieren. Um die 600 Meilen, die uns noch von New York trennten, zurückzulegen, hatten wir die Wahl zwischen einer Schifffahrt und der Eisenbahn. Da die Eisenbahn den ganzen Weg an den schönen Ufern des Hudson-Flusses entlangführte und uns einen Vorsprung von einigen Stunden einbrachte, gaben wir ihr den Vorzug.

Ich werde nicht versuchen, die Orte zu beschreiben, an denen ich während der Fahrt auf diesem grossartigen Fluss bewundernd vorbeifuhr. Die Beschreibung solcher Naturschönheiten, die zu betrachten so angenehm ist, ist häufig langweilig. Ausserdem sind es vor allem grüne, frühlingsfrische Teppiche, Baumgruppen mit dichtem Blätterwerk und riesige Felsbrocken, die im Lauf der Jahrhunderte eine bronzene Farbe bekommen haben, die auf dieser Reise das Auge entzücken. Weiter flussabwärts, wenn man New York näher kommt, bedeckt sich der Fluss mit einer Vielzahl von Dampfschiffen, Lastkähnen und eleganten Schaluppen, deren Dreieckssegel und farbige Wimpel sich im Wasser spiegeln. Seine fruchtbaren Ufer sind mit hübschen Farmen und lebenswürdigen Villen übersät, deren Häufigkeit die Nähe der Metropole ankündigen.

Wir kamen in New York kurz nach Sonnenuntergang an. Als wir die Landspitze umrundeten, die durch den Zusammenfluss des Hudson-Flusses mit dem sogenannten Ostfluss (East River) gebildet wird, wobei dieser Letztere korrekterweise als Meeresarm bezeichnet werden sollte, konnte

ich einen kurzen Blick auf das herrliche Panorama werfen, das sich vor uns ausbreitete. Das erste Objekt, das sich den Blicken präsentiert, ist die Battery; mit ihrer kreisförmigen Promenade ist sie der höchste Punkt der Stadt, die sich von dort aus wie ein riesiges Dreieck ausbreitet, so weit das Auge reicht. Weiter unten die Bucht, die mit kleinen von Forts gekrönten Inseln und den Kais überdeckt ist, die man allerdings durch einen Mastenwald hindurch kaum ausmachen kann. Weit entfernt die bewaldeten Anhöhen von Brooklyn, die malerische Küste von Jersey und im Hintergrund abwechslungsreiche Anblicke des Ufers von Long Island.

Ich nahm im «Astor House» Quartier; das ist eine riesige Karawanserei, die vom berühmten gleichnamigen Millionär im Zentrum der Broadway-Strasse gebaut wurde – dieser langgestreckte Ameisenhaufen, der sich bezüglich Luxus und Lärm mit der Regent-Strasse in London und dem Boulevard des Italiens in Paris gegenseitig den Rang streitig macht.

Eine Aufzählung der Kuriositäten, die dieses moderne Babylon enthält, erspare ich mir. Ich hielt mich dort nur wenige Tage auf, und am 9. Oktober schiffte ich mich auf dem Dampfer «Asia» ein, der am Abend des 21. im Hafen von Liverpool vor Anker ging.

Eine Woche später drückten mich meine Mutter und mein Vater an ihr Herz, und meine Augen vergossen ihre ersten Freudentränen.

Mein Aufenthalt in Europa dauerte bis Juli 1853. In diesen neun Monaten besuchte ich die wichtigsten Städte Englands, Belgiens, Deutschlands, der Schweiz, Savoyens, Frankreichs und der Küste von Spanien. Und ein Jahr nach meiner Abreise aus San Francisco wandelte ich wieder auf dessen beträchtlich verschönerten Strassen.

Während meiner Abwesenheit hatte Herr Tissots zerrüttete Gesundheit ihn gezwungen, nach Brasilien zurückzukehren. Ende 1853 ersetzte ihn Herr A. de Stoutz als Partner. Am 1. März 1856 machte ich mich selbst wieder auf den Weg nach Europa, um mich dort definitiv niederzulassen.

(Anmerkung des Herausgebers: Théophile de Rutté erwähnt seltsamerweise seine nächste Europareise, die ihn 1854 in die Schweiz führte, mit keinem Wort. Eine Begründung dafür liefert er auch nicht. Dabei hatte die Reise für ihn einiges Gewicht, denn während dieser Reise kündigte er beim Bundesrat sein Amt als Schweizer Konsul. Siehe dazu auch Teil 2, «Historischer Hintergrund», Dokumente 10 und 11.)

Teil 2

Biografische und historische Ergänzungen des Herausgebers

1 Wichtigste Lebensdaten von Théophile de Rutté

Das Leben von Théophile de Rutté ist nur fragmentarisch überliefert. Weder existieren detaillierte schriftliche Unterlagen, noch besteht bei den Nachkommen eine abgesicherte mündliche Überlieferung über sein Leben und Wirken.

Das wichtigste Dokument über de Rutté ist sein eigenes Manuskript «Souvenirs», das jedoch ausschliesslich die acht Lebensjahre abdeckt, die er nach seinem Entschluss, dem Ruf des kalifornischen Goldes zu folgen, in Rio de Janeiro, auf seiner Schiffsreise um Kap Horn und in Kalifornien verbracht hat.

Darüber hinaus konnte ich mich auf folgende Quellen abstützen:

- Berthe Robert, die Tochter de Ruttés, führte zeitlebens ein Tagebuch; in diesem Tagebuch finden sich wertvolle indirekte Hinweise auf das Leben ihres Vaters. Ausserdem war die Familie Robert und ihr Freundeskreis sehr schreibfreudig und hinterliess einen grossen Korpus an Korrespondenz. Von der Korrespondenz zwischen Tochter und Vater ist sehr wenig erhalten; aber Briefe unter andern Familienmitgliedern enthalten wiederum indirekte Informationsbrocken über den Vater.
Elisabeth Reichen-Robert, Urenkelin de Ruttés, hat in verdankenswerter Weise den vorhandenen schriftlichen Familiennachlass akribisch transkribiert. Freundlicherweise hat sie mir erlaubt, auf diesen Fundus zuzugreifen.
- Folgende Personen haben mit Auskünften, die aus der mündlichen Überlieferung der Familie stammen, ebenfalls einige klaffende Informationslücken schliessen können: Elisabeth Reichen-Robert und ihr Bruder David Robert, Janine Robert (Witwe eines Urenkels de Ruttés) und ihre Tochter Marie-Françoise Robert.

- Private Forschungsnotizen der verstorbenen Dr. Ingrid Ehrensperger haben einige Fragen betreffend den Grundbesitz der Familie von Rütte am Bielersee geklärt.
- Weitere Quellen sind im Literaturverzeichnis, Teil 3, Anhang III, aufgeführt.

Aus diesem Material habe ich die wichtigsten Eckdaten des Lebens von de Rutté rekonstruiert und diesem auch aus heutiger Sicht abenteuerlichen und spannenden Leben einige schärfere Konturen gegeben:

1826 Gottlieb Rudolf von Rütte, geboren in Sutz (Soutz), BE, als Sohn des dortigen Pfarrers David-Sigismund von Rütte und dessen Frau Marie-Sophie Adelheid Gatschet

Geschwister:

1825 Albert-Rudolf; Pfarrer
(∞ Constanze Sophie Bitzius,
Tochter von Jeremias Gotthelf)

1827 Sophie (∞ Dr. Joseph Lanz)

1829 Friedrich Ludwig, Architekt
(∞ Elisabeth Benner)

In der englischsprachigen Ausgabe der «Souvenirs» von de Rutté wird – im Einführungskapitel – ein weiterer Bruder erwähnt: Karl Eduard. Dieser soll 1835 geboren sein, später die Geschäfte von Théophile in San Francisco übernommen und weitergeführt haben und noch sehr jung, im Jahr 1865, auf einer Seereise ums Leben gekommen sein. Die «Herkunft» dieses fünften Kindes der Pfarrersfamilie von Sutz ist schleierhaft; es taucht weder in schweizerischen Akten auf, noch ist es den noch lebenden Nachkommen bekannt.

Bis 1846 Gottlieb wächst bei seiner Familie in Sutz auf (am Ostufer des Bielersees) und absolviert sehr wahrscheinlich eine Kaufmannslehre.

1846		Auswanderung nach Brasilien, Rio de Janeiro. Als Kaufmann angestellt beim Schweizer Handelshaus Andrié, Kuenzi & Cie.
------	--	--

1849	Februar/März	Amerikanische Handelsschiffe bringen die Neuigkeit über sagenhaft reiche Goldfunde in Kalifornien nach Rio de Janeiro.
	März	Von Rütte entschliesst sich zusammen mit einem ebenfalls jungen Landsmann, Louis Constant Tissot, nach Kalifornien zu gehen; die beiden sind nicht vom Goldfieber motiviert, sondern von der Überzeugung, dass unternehmungslustige Kaufleute überall, wo Gold gefunden wird, interessante Geschäfte machen können. Von Rütte und Tissot überzeugen ihren Patron, für sie ein Schiff mit Waren, die für Goldgräber «am Ende der Welt» vielversprechend sind, auszurüsten und sie mit dem Auftrag, in Kalifornien eine Filiale des Handelshauses zu errichten, nach San Francisco zu senden.
	April	Von Rütte und Tissot stechen mit dem voll beladenen Segelfrachter «Resolutie» in See, um Kalifornien via Kap Horn zu erreichen.
	Juli	Zehntägiger Zwischenhalt in Valparaiso (Chile), um Sturmschäden an der «Resolutie» zu beheben und neue Vorräte zu laden.
	Oktober	Ankunft in San Francisco, nach gut sechsmonatiger und teilweise stürmischer Reise. Rasche Etablierung der Filiale und Beginn des Verkaufs der mitgebrachten Waren. Bekanntschaft mit Johann August Sutter, der sich zu diesem Zeitpunkt im Wahlkampf um den Posten des ersten Gouverneurs von Kalifornien befindet. Kalifornien: formell erst seit Januar 1848 Teil der USA, und zwar im Rahmen des Friedens von Guadalupe

Hidalgo, der den zweijährigen Krieg (1846–1848) zwischen Mexiko und den USA beendete.

1849	Mai	Beschluss des Bundesrats, die Errichtung eines Konsulats an der amerikanischen Westküste grundsätzlich zu prüfen; Anfrage an Johann August Sutter nach tatsächlicher Notwendigkeit und richtigem Standort; Einladung an Sutter, Konsulat selbst zu übernehmen, und Bitte an Sutter, eine für das Amt geeignete Persönlichkeit vorzuschlagen.
1849	November	<p>Von Rütte verlässt San Francisco vorübergehend, um in Sacramento, näher bei den Goldfeldern, eine weitere Filiale einzurichten.</p> <p>Von Rütte wird von Sutter auf dessen Landsitz Hock Farm eingeladen, wo die Anfrage des Schweizer Bundesrats eintrifft, wer von den ansässigen Schweizern geeignet wäre, den Posten eines Schweizer Konsuls für «Kalifornien und Oregon» zu übernehmen.</p> <p>Sutter führt mit zufällig auf Hock Farm anwesenden rund 20 Schweizer Immigranten eine Art Lands-gemeinde durch, deren Wahl auf von Rütte fällt; im November 1849 beantwortet Sutter die Anfrage des Bundesrats in Form einer Petition zugunsten der Ernennung de Ruttés.</p>
1850	Februar	Ernennung von Gottlieb von Rütte zum Honorarkon-sul mit Residenz in San Francisco durch den Bundes-rat; die territoriale Zuständigkeit wird nicht explizit festgelegt, umfasst aber de facto das ganze Territo-rium der USA westlich der Rocky Mountains.
	Oktober	Von Rütte leistet seinen Amtseid auf dem Schriftweg.
	ganzes Jahr	Von Rütte – inzwischen, wahrscheinlich wegen der neuen quasidiplomatischen Funktion, zu Théophile de Rutté frankofonisiert – baut seine Geschäftsfiliale in Sacramento auf.

		De Rutté intensiviert die Kundenbeziehungen in den Gebieten der Goldfelder durch persönliche Besuche vor Ort.
	Ende Jahr	Filiale Sacramento wieder liquidiert, Rückkehr de Ruttés nach San Francisco.
	31. Dezember	De Rutté ergreift die Initiative zur Gründung der Schweizer Wohltätigkeitsgesellschaft, denn als Honorarkonsul stehen ihm keine Mittel zur Verfügung, um seine Hauptaufgabe zu erfüllen, nämlich in Not geratene Landsleute materiell zu unterstützen.
1851	Juni/Juli	De Rutté beteiligt sich an der Gründung des «Committee of Vigilance»; diese Bürgerinitiative nimmt in San Francisco vorübergehend «law and order» in die eigene Hand, da die staatlichen Institutionen im Zusammenhang mit den Wirren des Übergangs der staatlichen Gewalt von Mexiko an die USA und insbesondere angesichts des Ansturms zahlloser Goldsucher völlig zusammenbrechen.
1852	September	De Rutté reist per Dampfer von San Francisco via Isthmus von Panama und die US-Ostküste nach Europa, um die Geschäftsbeziehungen mit Lieferanten und Kunden zu vertiefen sowie um neue Beziehungen zu akquirieren.
1853	Juli	Rückkehr nach San Francisco.
1854	Juli	<p>De Rutté reist aus unbekanntem Gründen in die Schweiz und bittet den Bundesrat brieflich um seine Entlassung.</p> <p>Der Bundesrat entspricht dem Wunsch de Ruttés und entlässt ihn aus der Konsulfunktion «in allen Ehren und unter Verdankung der geleisteten Dienste»; als Nachfolger wird Rudolf Kellersberger (Partner der Firma de Ruttés) gewählt.</p>

1856	März	Endgültige Rückkehr de Ruttés nach Europa. Heirat mit Sabine Marie Adelaïde (Adèle) Haller. Auswanderung des neuvermählten Paars nach Bordeaux.
1858		Geburt der Tochter Berthe, des einzigen Kindes der Verbindung de Rutté – Haller.
1877		Die Tochter Berthe heiratet den Maler Léo-Paul Robert; zusammen werden sie zehn Kinder haben.
1877–1882		Berthe und Léo-Paul Robert leben zeitweilig in Paris und werden dort mehrmals von Théophile de Rutté besucht.
1879		De Ruttés Frau Adèle stirbt auf der Sommerresidenz der Familie Haller in St-Blaise und wird in Sutz bestattet. De Rutté hat eine Beziehung mit seiner Angestellten Susanna Elisabeth – im Familienkreis «Élise» genannt – Bischoff (über die weiter nichts bekannt ist); die spätere zweite Frau de Ruttés wird vom Robert-«Clan» nicht akzeptiert, sodass de Rutté und seine zweite Frau ein weitgehend eigenständiges und abgekapseltes Leben führen, von dem die Nachkommen bis kurz vor de Ruttés Tod keine Kenntnisse haben. Trotz dieses ausserehelichen Verhältnisses – beziehungsweise weil und solange es de Rutté gelingt, das Verhältnis vor seiner Familie zu verheimlichen – bleibt die Beziehung zwischen de Rutté und seiner Tochter Berthe innig und herzlich.
1880		Geburt von Louisa, uneheliche Tochter aus der Verbindung von Théophile de Rutté und Élise Bischoff; Existenz dieser Tochter kann zunächst vor Berthe und Familie Robert verheimlicht werden.

Louisa wird nie heiraten, führt ein wenig bekanntes, aber dank einem Legat ihres Vaters materiell gesichertes Leben und hinterlässt keine Nachkommen.

1881–1882

De Rutté verbringt den Winter zunächst in St-Raphaël (Frankreich) und ab Januar 1881 bis März 1882 in Algerien; den Sommer 1882 verbringt er bei schlechter Gesundheit (Magengeschwüre?) in Sutz.

1882–1883

Im Winter reist de Rutté in die Innerschweiz, das Tessin, nach Norditalien und via Florenz und Rom in die Nähe von Neapel (Massa), wo er den Winter verbringt.

1883–1884

Erneut verbringt de Rutté den Winter in Nordafrika (Algerien) und den Sommer 1883 in der Schweiz, in Sutz.

???–1885

De Rutté besucht während seines Aufenthalts in Bordeaux im Sommer regelmässig die Schweiz und verbringt viel Zeit in seinem Heimatort Sutz.

1870 kauft de Ruttés jüngerer Bruder Friedrich Ludwig in Sutz die sogenannte «Maison du Lac» (die heute der Stiftung von Rütte-Gut gehört und als Begegnungs- und Seminarzentrum dient).

1872 folgt Théophile seinem jüngeren Bruder und erwirbt in Sutz das der «Maison du Lac» benachbarte «Chalet»; er benutzt es als Sommersitz; er arrondiert seinen Besitz kontinuierlich; bei seinem Tod gehören ihm 60 000 Quadratmeter Landwirtschafts- und Bauland und zusätzlich 3530 Quadratmeter Seestrandbodengebüsch.

De Rutté kehrt zu einem nicht bekannten Zeitpunkt (wahrscheinlich erst nach dem Tod seiner Frau Adèle) aus Bordeaux in die Schweiz zurück und bezieht in Chardonne (VD, im Lavaux-Gebiet über dem Genfersee) sein Lebensabend-Domizil; er wohnt in der Pension eines Herrn Graf.

De Rutté entwickelt mit seiner Frau Adèle und später mit seiner zweiten Frau Susanna eine rege Reise-tätigkeit; die meisten Zeugnisse davon stecken indi-
rekt in Zeichnungen, die er oder Adèle (beide waren
ausgezeichnete Zeichner) hinterlassen haben; so
haben sie regelmässig Nordafrika sowie Frankreich,
Italien und die Schweiz bereist (unter anderem auch
das Oberengadin und St. Moritz).

1885

De Rutté legalisiert sein Verhältnis mit Suzanna Élise
Bischoff: die beiden heiraten.

Berthe, Théodores Tochter, und die Familie Robert
sind darüber glücklich und akzeptieren insbesondere
die Tochter Louisa herzlich; sie kümmern sich regel-
mässig und liebevoll um Louisa.

Die durch das (frühere) Bekanntwerden des Verhält-
nisses zwischen Théodore und Susanna entstandene
Entfremdung zur Tochter Berthe und der Familie
Robert wird durch die Heirat beseitigt; de Rutté und
seine Tochter aus erster Ehe, Berthe Robert, und
damit auch die Familie Robert und die religiöse
Gruppe um die Roberts kommen sich wieder sehr
nahe; Berthe sowie ihr Mann Léo-Paul Robert besu-
chen de Rutté in Chardonne.

De Ruttés Gesundheitszustand verschlechtert sich
zusehends; kurz vor seinem Tod muss er ein tiefes
religiöses Erlebnis gehabt haben; er findet den Weg
zurück zu Gott und Kirche und bekennt sich zum
Glauben seiner Tochter Berthe beziehungsweise der
religiösen Gruppe, die sich als «église évangélique
libre de Bienne» um die Familie Robert gebildet hat.

1885

8. November

Théophile de Rutté stirbt knapp 60-jährig in Char-
donne, wo er auch bestattet wird.

Anmerkungen zum Lebenslauf von Théophile de Rutté

Jugendzeit

Über die Jugendzeit von Théophile – damals natürlich noch Gottlieb Rudolf – gibt es keine gesicherten Informationen.

Aus den «Souvenirs» lässt sich schliessen, dass de Rutté sein Elternhaus als 20-Jähriger verlassen hat und nach Brasilien ausgewandert ist. Allerdings muss er als Voraussetzung für diesen Riesenschritt eine Ausbildung, wahrscheinlich als Kaufmann, absolviert haben; denn es ist kaum anzunehmen, dass das Handelshaus Andrié, Kuenzi & Cie. für einen herausfordernden Einsatz in Brasilien Grünschnäbel eingestellt hat. Auch die Frage, wie er zu dieser Anstellung gekommen sein mag, bleibt offen.

Was führte de Rutté nach Brasilien?

Die Schweiz hatte im 19. Jahrhundert intensive Handelsbeziehungen mit Südamerika, insbesondere Brasilien. Diese Beziehungen und die involvierten Schweizer Firmen sind in der Untersuchung von Béatrice Veyrassat *Réseaux d'affaires internationaux, émigrations et exportations en Amérique latine au XIXe siècle. Le commerce suisse aux Amériques* (Publication du Centre d'Histoire économique internationale de l'Université de Genève, no. 8, Droz, Genève 1993, 532 p.) umfassend dokumentiert.

Die Firma Andrié, Kuenzi & Cie. wird von Veyrassat mehrmals erwähnt und spielte im Handel zwischen der Schweiz und Brasilien offenbar eine bedeutende Rolle.

Die Schweizer Exporte nach Südamerika bestanden vor allem aus Luxusgütern – heute würde man sagen: aus Gütern mit hoher Wertschöpfung: Uhren, Schmuck, wertvolle Seidenstoffe, St. Galler Stickereien; auch mit Spiegeln, Glaswaren, Pianos und Lampen wurden Geschäfte gemacht. Umgekehrt wurden aus Südamerika in erster Linie Naturprodukte oder «Kolonialwaren» importiert: Baumwolle, Zucker, Kaffee, Kakao, Tropenhölzer und Häute, gelegentlich auch Edelmetalle.

Zum Zeitpunkt der Auswanderung de Ruttés befand sich gemäss Veyrassat der Sitz des Handelshauses Andrié, Kuenzi & Cie. in St-Blaise (NE), sodass angenommen werden kann, dass es in der Region bekannt war und die Verbindung zwischen den Familien von Rütte und Kuenzi darauf zurückgeführt werden kann (siehe auch unten, «De Ruttés Heirat»).

De Rutté als Schweizer Konsul in San Francisco

Théophile de Rutté war Honorarkonsul der Schweiz. Seine Hauptaufgabe bestand darin, in Not geratenen Landsleuten konsularische Unterstützung zu gewähren. Die Eidgenossenschaft stellte ihren Honorarkonsuln keinerlei finanzielle Mittel zur Verfügung – jeder war auf seine eigene Kreativität und Findigkeit – manchmal auch auf seine eigenen finanziellen Reserven – angewiesen, wenn er seinem Auftrag nachkommen wollte.

De Ruttés Lösung bestand in der Gründung der Schweizer Wohltätigkeitsgesellschaft, die unter dem Namen Swiss Benevolent Society of San Francisco (www.sbssf.org) heute weiterbesteht.

De Rutté selbst beschreibt die Gründung der Wohltätigkeitsgesellschaft in Kapitel 10. Eine an der Gründungsversammlung unter den 42 Teilnehmern durchgeführte Sammlung ergab die Summe von 520 Dollar; jedes Mitglied verpflichtete sich, monatlich 5 Dollar zu spenden, sodass die Gesellschaft mit regelmässigen Einnahmen von mindestens 210 Dollar rechnen konnte.

De Ruttés Heirat

De Rutté kehrte 1856 aus Amerika zurück, «fand» und heiratete im gleichen Jahr seine Frau Adèle Haller und wanderte noch im selben Jahr zusammen mit seiner Frau nach Bordeaux aus.

Es ist höchst unwahrscheinlich, dass dieses dichte persönliche und berufliche Programm rein zufällig in so kurzer Zeit ablaufen konnte. Entweder muss es in irgendeiner Art und Weise noch während de Ruttés Aufenthalt in San Francisco – oder während der Europareise 1852/53 oder noch früher eingefädelt und vorbereitet worden sein.

Adèle Haller entstammt zwar – wie die von Rütte – einer Berner Familie; die Familie Haller besass einen Landsitz in St-Blaise. Der Sitz des Handelshauses Andrié, Kuenzi & Cie., für das de Rutté schon in Rio de Janeiro und auch noch in San Francisco tätig war, befand sich ebenfalls in St-Blaise.

Da keinerlei Akten oder Dokumente existieren, die über das Entstehen der Verbindung de Rutté – Haller Aufschluss geben, kann nur spekuliert werden:

Théophile und Adelaïde könnten sich kennengelernt haben, als Théophile vor seiner Auswanderung nach Brasilien bei der Firma Andrié, Kuenzi & Cie. in St-Blaise das Kaufmannshandwerk lernte; 1852/53, während der Europareise de Ruttés, muss er seinen Patron in St-Blaise mehrmals besucht haben; dabei könnten sich Adèle und Théophile wiederbegegnet und nahegekommen sein; vielleicht ist aber auch der Kontakt seit

der Lehrzeit in St-Blaise nie abgebrochen; Théophile war jetzt jedenfalls, dank seinem wirtschaftlichen Erfolg und seiner finanziellen Unabhängigkeit, in der Lage, um die Hand Adèles anzuhalten. Die Heirat wurde beschlossen und war letztlich die Ursache dafür, dass Théophile eine aussichtsreiche Karriere als Kaufmann im aufstrebenden Kalifornien und die ehrenvolle Aufgabe eines Schweizer Konsuls aufgab. Das Gold hatte ihn nach Kalifornien gelockt; die Liebe brachte ihn nach Europa zurück.

De Ruttés Geschäfte in Bordeaux

Was de Rutté nach Bordeaux gezogen haben mag, ist nicht bekannt.

De Ruttés geschäftliche Tätigkeiten in Bordeaux sind nicht dokumentiert; von unterschiedlichen Quellen werden zwei verschiedene Berufszweige genannt, die sich gegenseitig nicht ausschliessen: Weinhandel und -export sowie Schiffsversicherungen. Da er schon in San Francisco Weine aus Bordeaux importierte – die Goldsucher liebten es, auf grossem Fuss zu leben; Johann August Sutter ist dafür ein herausragendes Beispiel –, ist es wohl denkbar, dass er schon damals geschäftliche Beziehungen nach Bordeaux geknüpft hatte, die ihn dann bewogen haben mögen, seinen Lebensschwerpunkt dorthin zu verlagern.

De Ruttés Lebensabend

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte de Rutté wieder in der Schweiz. Es ist nicht bekannt, wann er in seine Heimat zurückkehrte. Vielleicht war der Tod seiner ersten Frau (1879) oder seine Beziehung mit Suzanna Élise Bischoff (oder die aus dieser Verbindung stammende Tochter Louisa) der Auslöser dafür.

Der Zeitpunkt, zu dem er sein Lebensabend-Domizil in Chardonne bezieht, ist ebenfalls nicht bekannt.

De Rutté muss wohlhabend gewesen sein. Er besass grossen Grundbesitz und muss auch über bedeutende finanzielle Mittel (oder laufende Geschäftseinkünfte) verfügt haben; anders hätte er sein Leben als Privatier und Vielreiser gar nicht finanzieren können. Von seiner Tochter aus zweiter Ehe heisst es, dass sie im Raum Thun ein grosses Haus besessen habe, über eine komfortable Rente verfügen konnte und nie arbeiten musste. Vielleicht hat de Rutté seiner zweiten Frau oder der gemeinsamen Tochter noch zu Lebzeiten grössere Vermögensteile übertragen, die dann beim Erbgang nach seinem Tod nicht mehr auf die beiden erbberechtigten Familien aufgeteilt werden konnten.

Théophile de Rutté verstarb 1885 in seinem 60. Lebensjahr; sein Grab befindet sich in Chardonne.

2 Historischer Hintergrund: zu de Ruttés Ernennung bis zu seinem Rücktritt als Honorarkonsul der Schweiz in Kalifornien

Die Schweizerische Eidgenossenschaft existiert als Bundesstaat seit 1848; sie wurde 1848 mit der Annahme der ersten Bundesverfassung etabliert. Erstmals seit dem bereits 550-jährigen Bestehen der Schweiz als Staatenbund war damit die Verantwortung für die Aussen- und Handelspolitik suprakantonal, aus Sicht der Kantone oder Stände quasi supranational, also beim Bundesstaat angesiedelt.

Deshalb ist es äusserst erstaunlich, dass der Bundesrat, die Regierung dieses kaum ein halbes Jahr alten Staats, bereits im Mai 1849 beschloss, in Kalifornien ein Konsulat einzurichten.

Kalifornien und die ganze amerikanische Westküste waren zu diesem Zeitpunkt im Grunde genommen noch gar nicht richtig in der Welt angekommen. Bisher waren diese Namen bestenfalls einigen Amerikanern östlich des Mississippi und noch wenigen auswanderungswilligen Europäern bekannt, die von früheren Emigranten davon gehört haben mochten.

Zu den Stimmen, die in der Schweiz für Kalifornien warben, gehörte vor allem diejenige eines Hauptmanns Sutter, der – 1839 in Kalifornien angekommen – dort die etwas grossspurig benannte Kolonie «Nueva Helvecia» gegründet hatte und dringend auf der Suche nach zusätzlichen ausgebildeten Handwerkern und Bauern sowie deren Familien war.

Kalifornien war eben erst durch den Friedensvertrag, der den grausamen Krieg 1846–1848 zwischen Mexiko und den jungen Vereinigten Staaten von Amerika beendete, ein Teil der USA geworden. Zuvor war es eine – allerdings vernachlässigte – Provinz Mexikos gewesen, das sich 1821 von seinen spanisch-kolonialen Fesseln befreit hatte. Wirtschaftlich war es bedeutungslos; die primäre Attraktivität, die es für die USA hatte, war die unter dem missionarischen Schlagwort «manifest destiny» betriebene territoriale Ausdehnung von der atlantischen Ostküste bis zur pazifischen Westküste. Es war gewissermassen eine Landreserve für die Ausdehnung der Nation. Zum Zeitpunkt der «Akquisition» bestand zwischen den besiedelten Gebieten der USA östlich des Mississippi und dem Pazifik – unter

Vernachlässigung der indigenen oder von den jungen USA aus dem Osten umgesiedelten Indianervölker – noch ein zivilisatorisches Vakuum.

Das Gebiet nördlich von Kalifornien, das damals «Oregon Country» hiess und heute die US-Staaten Oregon, Washington, Idaho und Teile Montanas umfasst, war erst 1846 Teil der USA geworden. Nach langen Auseinandersetzungen zwischen England und den USA über die territoriale Abgrenzung der beiden Länder war der 49. Breitengrad als Grenze vertraglich festgelegt worden.

Gegen Ende 1848 erschien Kalifornien mit einem Paukenschlag als neues Eldorado im Rampenlicht der ganzen Welt; auf der Baustelle Hauptmann Sutters für eine Sägemühle war im Januar 1848 Gold gefunden worden. Im September erreichte die Neuigkeit New York, im Oktober London; in der Schweiz berichtete die *Neue Zürcher Zeitung* im Januar 1849 erstmals darüber. Wie ein Lauffeuer breitete sich die Neuigkeit über die ganze Welt aus. Nach heutigen Massstäben war das «Lauffeuer» von damals allerdings eher eine Briefträger-Schnecke, denn Nachrichten konnten nur so rasch zirkulieren, wie Menschen sich fortbewegen konnten: wandern, reiten, mit der Pferdekutsche oder mit dem Segelschiff reisen. Eisenbahn und insbesondere Ozean-Dampfschiffahrt steckten noch in den Kinderschuhen.

Dies also war der Hintergrund, vor dem der Schweizerische Bundesrat im Mai 1849 die Einrichtung eines Konsulats für Kalifornien und Oregon diskutierte.

Wie kam das?

Die Entscheidungen, die zur Einrichtung eines Schweizer Konsulats für Kalifornien und Oregon sowie zur Ernennung von Théophile de Rutté führten, und die Tätigkeit de Ruttés sind ausgezeichnet dokumentiert. Die einschlägigen handschriftlichen Dokumente befinden sich im Schweizerischen Bundesarchiv. Im Folgenden werden diese Dokumente in Form von Transkriptionen – und teilweise im Faksimile – wiedergegeben. Die Transkriptionen halten sich so weit wie sinnvoll und möglich an die Gestaltung der Originaldokumente (Absätze, Einrückungen, Tabellen usw.).

Die Transkriptionen geben die Originaltexte getreulich wieder, mit allen orthografischen oder grammatikalischen Fehlern. Stellen, die nicht zweifelsfrei entzifferbar waren, sind mit Fragezeichen (?) oder als Auslassungen (...) markiert. In wenigen Ausnahmefällen macht der Herausgeber mit Anmerkungen auf Klärungsbedarf oder Widersprüchlichkeiten aufmerksam. Erklärende Kommentare oder Hinweise auf «versteckte» Informationen werden so zurückhaltend wie möglich angebracht – die Texte sprechen für sich.

Wie also kam es zur Einrichtung eines Konsulats in San Francisco?

Auslöser war folgender Brief, den am 10. Mai 1849 ein Herr Goundie an einen Herrn Stählin, beide in Basel, schrieb:

Dokument 1:

Brief Goundie an Stählin, 10. Mai 1849

Faksimile siehe Seite 284–286

Basel, den 10ten Mai 1849

Herr Stählin,
Hochgeehrter Herr,

Heutemorgen wollte ich mir das Vergnügen machen Sie zu besuchen, fand aber zu meinem Leidwesen dass Sie schon abgereist waren. Der Zweck war nur mich mit Ihnen wegen einem schweizerischen Konsulat in S. Francisco (Californien) zu besprechen. Es scheint mir sehr nothwendig, indem in letzter Zeit sehr viele Schweizer Bürger aus den Vereinigten Staaten dorthin gegangen sind, sowie verschiedene direct von der Schweiz. Diese Leute haben gar keinen Schutz, nicht einmal ein sicheres local, um das von ihnen gefundene Gold aufzubewahren. Da die Ernennung mit gar keinen Unkosten verbunden ist, und der Bundes Rath bestimmt unter den ausgewanderten Schweizern tüchtige Subjecte finden könnte, so sollte nach meiner Meinung gar nicht gezögert werden. Nicht nur für die dortigen Schweizer, sondern die ganze Schweiz, besonders in mercantiler Hinsicht, könnte und müsste die Ernennung von grossem Nutzen sein. Man sollte nicht abwarten bis es von dorten verlangt wird, sondern thun wie Bremen & Hamburg gethan haben, unversäumt die Ernennung machen. Ich hatte kürzlich das Vergnügen Herrn Werthemann persönlich kennen zu lernen, der vor etlichen Tagen dorthin abgereist ist, und ich habe die Ueberzeugung dass der hohe Bundes Rath in ihm einen brauchbaren und talentvollen Mann für diesen Posten finden würde.

Als ich dieses Frühjahr vor meiner Abreise aus Amerika in New York war, hatte ich das Vergnügen mehrere Schweizer zu sprechen, die sich daselbst (in New York) als Schweizerische Hülfs-gesellschaft, zum Schutz und Unterstützung von angekommenen Schweizer vereinigt hatten. Dieses ist sehr lobenswerth, und ich kann dieses Unternehmen Ihnen bestens empfehlen. Der neuangekommene Schweizer in einem fremden Lande, dessen Sprache er nicht spricht, ist der Hülfe und Rath mehr bedürftig, als bei seiner Abfahrt von Europa, wo man hier so viel Gewicht darauf zu legen scheint. Sehr viele dieser Leute kommen gänzlich ohne Mittel in Amerika an, und fallen dann der Stadt und dessen Wohlthätigkeitsgesellschaften zur Last. Dieses war besonders letzten Winter, der in Amerika sehr streng war, der

Fall. Das Jammer und die Noth war grenzenlos, besonders hervorgebracht durch folgendes Ereignis. Früher bestand ein städtisches Gesetz, nach welchem jeder Einwanderer 2 Dollars (75 batz) als Spital, oder Kopfgeld zu entrichten hatte. Dieses wurde vom Kapitän der es schon in seinem Akkord von den Auswanderern erhalten hatte, bei Ankunft des Schiffes entrichtet und der Einwanderer hatte sich nun nichts weiter zu bekümmern. Letzter November entschied der höchste Gerichtshof in den Vereinigten Staaten (Supreme Court of the United States) dass dieses städtische Gesetz, ungesetzlich und unconstitutional sei, dass in Zukunft dieses Geld nicht mehr erhoben werden sollte, und dass so früher bezahlt sollte wieder an die Kapitäne u. s. w. zurückbezahlt werden. Von diesen 2 Dollars, bekamen gewöhnlich die Spitäler ein Theil, und man überreicht auch den verschiedenen Wohlthätigkeitsgesellschaften das übrige. Auf diesen Beschluss des Supreme Court ist nun dieses Mittel abgeschnitten und die Spitäler weigerten sich letzten Winter diese Leute aufzunehmen, und so waren auch die Mittel der verschiedenen Gesellschaften so gering, dass diese nicht im Stande waren, nur dem vierten Theil der Bedürftigen Unterstützung zukommen zu lassen. Sie können sich also denken welches Elend dadurch entstand. Ich bin überzeugt dass mehrere Menschen durch Hunger und Kälte ihr Leben verloren.

Die Schiffseigner, Kapitäne u. s. w. lassen sich aber immer noch diese 2 Dollars vom Auswanderer bezahlen, die jetzt in ihre Tasche gehen. Der Auswanderer bezahlt dieselben, und weiss es selbst nicht. Wie gut und nützlich wäre es, wenn eine Einrichtung getroffen werden könnte, dass diese 2 Dollars an diese Wohlthätigkeitsgesellschaften kämen. Was für eine schöne Summe bekämen so dieselben dadurch und wie viel Gutes könnten sie damit den Armen und Kranken Einwanderern thun, indem die reichen und gesunden keine Ansprüche darauf machen würden. Ich glaube bestimmt so etwas liess sich zustande bringen und sollte von den verschiedenen Regierungen in Erwägung genommen werden.

Besonders wäre noch anzurahten, das Auswandern, besonders nach den Nördlichen Staaten, New York u. s. w. im Winter so viel wie möglich einzustellen. Nach Mitte Dezember bis Mitte April sind gewöhnlich die Flüsse und Kanäle gefroren, der lange Landweg nach dem fernen Westen, wo $\frac{3}{4}$ aller Einwanderer hingehen, ist mit Post so theuer und beschwerlich, dass es fast unmöglich ist. Die Leute müssen also Monate lang in den Seestädten liegen, und bis Frühjahr kommt haben sie alles verzehrt, indem im Winter fast keine Arbeit zu bekommen ist.

Durch den Widerruf dieses Gesetzes (durch den Supreme Court) ist von Herrn Webster im Senat der Antrag gestellt worden, ein Einwanderungsgesetz zuzustimmen, welches den Zweck hat, die Einwanderung unbemittelter zu beschränken. HE W. ist Vorsitzter einer Commission, die dem Senat nächstes Spätjahr, bei Zu-

sammenkunft des Kongresses, ein Gesetz vorlegen soll. Es sollte mich freuen Ihre Gesinnungen, so wie die des hohen Bundes Raths in dieser Angelegenheit im Laufe dieses Sommers zu erfahren, indem ich von verschiedenen Seiten Erkundigungen einziehen möchte, um dieselben nächsten Winter, wo ich persönlich in Washington sein werde, dem Comitte zu überreichen.

Ich bin so frei Ihnen diese Bemerkungen zuzustellen, indem wie ich vernehme, in nächster Zeit die Auswanderungsangelegenheiten von ihrem hohen Körper behandelt werden soll. Wenn es mir möglich ist, so komme ich zu jener Zeit selbst nach Bern.

Unter Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

G. H. Goundie Consul

George H. Goundie, der Verfasser dieses Briefs, war bis September 1849 amerikanischer Consul in Basel. Der Empfänger, Johann Jakob Stählin (in den Archiven der Schweizerischen Parlamentsdienste wird er als «Stehlin» geführt), war der erste Vertreter von Basel-Stadt im Ständerat.

Die von Consul Goundie beschriebenen Umstände, unter denen die in aller Regel von materieller Not getriebenen europäischen Auswanderer an der amerikanischen Ostküste ankamen und von dort weiter in Richtung Kalifornien reisten, reisen mussten, zeigen eindrücklich, wie schwierig es für die Auswanderer gewesen sein muss, sich in ihrem allein wegen des Prinzips Hoffnung «gelobten Land» zu behaupten. Es verwundert also grundsätzlich nicht, dass es Ständerat Stählin gelang, ein ihm vermutlich persönlich bekanntes Mitglied des Bundesrats – wahrscheinlich Jonas Furrer, Leiter des sogenannten Politischen Departements (heute EDA) und erster Bundespräsident, davon zu überzeugen, dass entschlossenes Handeln dringend geboten war. Jedenfalls erhielt Bundesrat Frey-Herosé, Vorsteher des Handels- und Zolldepartements, den Brief Goundies vom Politischen Departement zur Bearbeitung.

Was in höchstem Mass erstaunt, ist das Tempo, mit dem die weniger als ein Jahr alte Bundesregierung auf Goundies Brief reagiert. Die Reise eines Briefs von Basel nach Bern konnte in der damaligen Internet-, Fernschreiber-, Telefon-, SMS-, Bahn- und auch Auto-losen Zeit sehr wohl ein paar Tage dauern.

Ständerat Stählin landete also prompt beim für konsularische und Handels-Angelegenheiten zuständigen Handels- und Zolldepartement. In der unglaublich kurzen Zeit von acht Tagen ab Datum des Briefs von Consul Goundie erhielt der Bundesrat den folgenden Antrag:

Dokument 2:

Antrag des Handels- und Zolldepartements an das Bundesratsgremium

Faksimile siehe Seite 287 f.

Bern, den 18ten Mai 1849

Das Handels und Zolldepartement
der schweizerischen Eidgenossenschaft
an
Tit. BundesRath in Bern

Herr Praesident!

Meine Herren.

Das politische Département hat dem unterzeichneten Département ein Privatschreiben vom 10ten dies des amerikanischen Consuls Herrn G. H. Goundie in Basel an Herrn Ständerath Stählin zur Begutachtung mitgetheilt, womit derselbe auf die Zweckmässigkeit der Errichtung eines schweizerischen Consulats in Californien aufmerksam macht und zur Besezung desselben den kürzlich dahin abgereisten Herrn Werthemann empfiehlt.

Das unterzeichnete Departement glaubt, dass wohl auch, die Zeit kommen möchte, unsern Landsleuten in jenem fernen unsichern Lande den möglichsten Schutz zu verschaffen, was freilich erst dann von Erfolg sein kann wenn einmal der Zustand Californiens durch eigene Geseze und Regierungen eine gewisse Rechtsform erhalten haben wird. Immerhin ist das Departement der Ansicht, dass, bevor man zu solchen Massregeln schreitet, zuvor an Ort und Stelle nähere Erkundigungen eingezogen werden sollten, und dass es gerathen sein möchte, sich hiefür an Herrn Capitain Sutter in Neu Helvetia zu wenden, der dann auch seiner dortigen Stellung und persönlichen Eigenschaften wegen, zu einer Consulatsstelle besser geeignet scheint, als der frischdaselbst einwandernde Empfohlene des Herrn Goundie.

In diesem Sinne hat das Département den Entwurf eines Schreibens an Herrn Sutter verfasst und trägt darauf an, selbiges von Seite des Bundesraths abgehen zu lassen, oder, wenn diess nicht belieben sollte, das unterzeichnete Département mit der Erlassung desselben zu beauftragen.

Mit vollkommenster Hochachtung
Frey-Herosé

Es fällt auf, dass der Antrag in wesentlichen Punkten von den durch Konsul Goundie empfohlenen Massnahmen abweicht.

Einmal herrscht Vorsicht: Es wird nicht sofort ein Konsulat gefordert, sondern Abklärungen vor Ort – und das ausgerechnet bei Hauptmann Sutter, der 15 Jahre früher mit seiner klammheimlichen Flucht vor dem Schuldenturm in der Schweiz zur Unperson geworden und inzwischen auf Um- und Irrwegen in Kalifornien gestrandet war.

Kalifornien war bei Sutters Ankunft 1839 noch eine mexikanische Provinz, buchstäblich am Ende der Welt. Sutter gründete im heutigen Sacramento-Tal auf etwas mehr als 600 Quadratmeter Land, das ihm in zwei Tranchen von der mexikanischen Provinzverwaltung geschenkt wurde, die Kolonie «Neu-Helvetien». Als Magnet für arbeitstüchtige und -willige Einwanderer und auch als grosszügiger Gastgeber für gestrandete mittellose Neuankömmlinge erwarb er sich einen Ruf, der bis nach Europa und in seine ehemalige Heimat ausstrahlte. Mit dem Goldfund auf der Baustelle von Sutters Sägemühle in der Sierra Nevada breitete sich, nachdem die Nachricht rund acht Monate nach dem Goldfund die amerikanische Ostküste erreicht hatte, der Mythos von Sutter als «reichstem Mann der Welt» wie ein Lauffeuer über die ganze Welt aus.

Wir wissen aus Théophile de Ruttés «Souvenirs», dass die Mär vom kalifornischen Eldorado etwa im März 1849 auch Rio de Janeiro erreicht hatte und das phantasievolle Bild von Hauptmann Sutter, der offenbar höchstpersönlich das Gold aus der Erde schaufelte, seine Wirkung entfalten konnte.

In der Schweiz war Sutter jetzt also plötzlich, obwohl er zu diesem Zeitpunkt seine Schulden noch nicht bezahlt hatte, zur Respektperson, ja zum Kandidaten für einen Schweizer Konsulatsposten geworden.

Der Antrag von Bundesrat Frey-Herosé wird vom Bundesrat bereits knapp zwei Wochen später, am 30. Mai 1849, behandelt. Der Beschluss des Bundesrats, Zustimmung zu Frey-Herosés Antrag, wird folgendermassen protokolliert:

Dokument 3:

Protokollauszug aus Bundesratssitzung vom 30. Mai 1849

Faksimile siehe Seite 289

Auszug

Aus dem Protokolle des schweizerischen BundesRathes

Vom 30ten Mai 1849

Das politische Departement hat dem Handels- u. Zolldepartement ein Privatschreiben des amerikanischen Konsuls in Basel vom 10 d. Mts an Herrn Ständerath Stählin, zur Begutachtung mitgetheilt, womit derselbe auf die Zweckmässigkeit der Errichtung eines schweizerischen Konsulates in Kalifornien aufmerksam macht u zur Besetzung desselben den kürzlich dahin abgereisten Herrn Warthmann empfiehlt.

Das Handelsdepartement glaubt in seinem Vortrage vom 8 May (*Anmerkung des Herausgebers: Es müsste hier wohl «18 May» heissen, denn der Antrag des Handels- und Zolldepartements ist so datiert*) es dürfte die Zeit kommen wo unseren Landsleuten in jenem fernen unsicheren Lande den möglichsten Schutz verschafft werden sollte, es ist aber dasselbe der Ansicht, dass vor zu ergreifenden Massregeln an Ort u Stelle nähere Erkundigungen über die verschiedenen dortigen Verhältnisse einzuziehen seyen u legt zu dem Ende den Entwurf eines vom Bundesrath an Herrn Capitain Sutter in Neu-Helvetien zu erlassenden Schreibens vor, welchem auch wegen seiner dortigen Stellung u persönlichen Eigenschaften zu einer Konsulatsstelle am besten sich eignen dürfte.

In der Hauptsache mit dem Antrage des Handelsdepartements einverstanden, hat der BundesRath dasselbe beauftragt, die im vorgelegten Entwurfsschreiben erwähnten Erkundigungen, vornämlich über die jenseitigen staatlichen Beziehungen, so wie über die Wünschbarkeit einer schweizerischen Handelskonsulatur daselbst von sich aus bei Herrn Sutter einzuziehen mit einstweiliger Beseitigung der Frage, ob er geneigt wäre die erwähnte Konsularstelle zu übernehmen.

In dem erwähnten Sinn sind demnach dem Handels- u Zolldepartement die vorgelegten Akten zurückzustellen.

Für getreuen Auszug,
der Kanzler der Eidgenossenschaft:
Schiess

An das schweizerische Handels- und
Zolldepartement.

Das mit diesem Beschluss ebenfalls sanktionierte Erkundungsschreiben an Hauptmann Sutter ist im Original nicht erhalten. Es ist anzunehmen, dass das Original an Johann Sutter gesandt wurde und wohl spätestens 1865 im Brand des Herrenhauses auf Hock Farm, bei dem alle Dokumente Sutters vernichtet wurden, sich ebenfalls in Asche verwandelt hatte. Dafür ist das nicht datierte Entwurfsschreiben erhalten, das im Protokollauszug erwähnt wird; in einer Zeit ohne Schreibmaschinen und Kopiergeräte entsprach es wohl der – sparsamen – Verwaltungspraxis, Entwürfe als Archivkopien aufzubewahren, anstatt Abschriften erstellen zu lassen. Da der Bundesrat mit dem Entwurf einverstanden war, dürfte das Originalschreiben mit dem Entwurf übereinstimmen und nach der Bundesratssitzung vom 30. Mai 1849 unverzüglich versandt worden sein.

Dokument 4:

Entwurf eines Erkundungsschreibens an Capitain Sutter

Faksimile siehe Seite 290 f.

Entwurf eines Schreibens
an Herrn Capitain Sutter
in Nueva Helvetia Californien

Bern ... Mai 1849

Hochgeachteter Herr

Durch die neue Bundesverfassung vom 12ten September 1848 ist als oberste vollziehende und leitende Behörde der Schweizerischen Eidgenossenschaft ein «Bundesrath» aufgestellt, zu dessen Pflichten auch die Wahrung der Interessen der Eidgenossenschaft nach Aussen, und namentlich die Ausstattung von Handelsconsulaten, auf allen denjenigen Plätzen gehört, wo die Handelsinteressen der Schweizerbürger eines besonderen Rathes und Schuzes bedürfen.

Da der BundesRath vernommen hat, dass seit kurzem viele Schweizer nach Ihrer Gegend abgereist sind, denen in Bälde noch eine grössere Anzahl folgen dürfte, so findet er sich pflichtig, denselben so lange sie nicht Bürger der neuen Welt geworden sind, den Schuz ihrer heimatlichen Behörde nach Kräften angedeihen zu lassen, und wendet sich demnach im Vertrauen auf Ihren, wie er mit besonderer Befriedigung vernommen, schon an manchen unsrer Landsleute so wohlwollend bethätigten eidgenössischen Sinn, mit dem Ersuchen um gefällige Äusserung Ihrer Ansicht: inwiefern Sie die Errichtung eines Schweizerischen Handelsconsulats in dortiger Gegend für rätlich und nothwendig erachten? ob wirklich viele Schweizer schon dort angelangt sind? wie dieselben sich beschäftigen? und welchen Platz in Californien Ihnen zur Errichtung eines Handelsconsulats den geeignetsten schiene?

Hiebei verbindet die unterzeichnete Behörde noch die weitere Anfrage ob Sie nicht selbst geneigt wären die besagte Consulatstelle zu übernehmen? Die Offenheit womit diese Anfrage an Sie gestellt wird, mag Ihnen beweisen aus welcher vortheilhaften Meinung von Ihnen Talenten und Charakter dieselbe geflossen ist und es wird die unterzeichnete Behörde ungemein freuen, von Ihnen zu vernehmen, dass auch in so weiter Ferne die Erinnerung und Anhänglichkeit an Ihr Geburtsland wach geblieben sind.

Indem wir Ihrer gefälligen baldigen Antwort entgegensehen, sind wir der festen Hoffnung, dass, wie immer dieselbe ausfallen möge, unsre Landsleute bei Ihnen stets wie bisher eine freundliche Aufnahme zu Rath und That finden werden. Empfangen Sie hiefür, hochgeachteter Herr, unseren aufrichtigsten Dank und seien Sie unsrer ausgezeichneten Hochachtung versichert.

Jetzt dauert es eine ganze Weile, bis in den Akten eine Reaktion zu finden ist.

Der Brief an Sutter verliess, so viel ist aktenkundig, Bern frühestens Ende Mai 1849, also nach der Bundesratssitzung, die am 30. Mai stattgefunden hatte. Ein Brief von Europa in die USA wurde damals per «christliche Seefahrt» über den Atlantik transportiert und benötigte, bis er die amerikanische Ostküste (New York oder auch New Orleans) erreichte, unter günstigen Umständen ein bis zwei Monate; er traf dort also im Juli ein. Vor Ausbruch des Goldrauschs hätte er in den USA seine Reise auf dem Landweg nicht weit fortsetzen können, denn die Überquerung der Rocky Mountains war nur von April (Beginn der Vegetationsperiode) bis November (Wintereinbruch) möglich. Die Landroute ab einer geeigneten Stadt am Mississippi oder Missouri (auf beiden Flüssen verkehrten damals bereits zahllose Flussdampfer bis zum heutigen Kansas City) an den Pazifik dauerte vier bis sechs Monate und wurde ab Juni gar nicht mehr in Angriff genommen, weil an eine Überwinterung in den Rockies oder an eine Winterüberquerung nicht zu denken war. Die Anfrage hätte also irgendwo im Mississippi-Becken bis in den April 1850 warten müssen und hätte Sutter frühestens im September/Oktobre dieses Jahres erreicht, etwa einviertel Jahre nach Versand. Sutters Antwort ihrerseits hätte in Kalifornien überwintern müssen, wäre frühestens im April 1851 auf die Reise geschickt worden und hätte ihren Adressaten, den Schweizer Bundesrat, im Herbst 1851 erreicht – mehr als zwei Jahre nach Versand der Anfrage.

So funktionierte bis etwa 1848 die A-Post von Europa nach Kalifornien.

Dank der Annexion Kaliforniens durch die USA (1848), welche die Bedeutung der Westküste und der Kommunikation zwischen Ost- und

Westküste schlagartig und massiv gesteigert hatte, und dank dem Goldrausch – ebenfalls 1848 ausgebrochen – gab es jedoch schon 1849 schnelle Verbindungen: Einerseits war blitzschnell zwischen Liverpool und New York eine Dampferverbindung in Betrieb genommen worden; und für die Reise von der Ostküste nach Kalifornien gab es die «Abkürzung» und Ganzjahresverbindung über den Isthmus von Panama. Risikofreudige und initiative Reederei-Unternehmer hatten nämlich quasi über Nacht Dampferverbindungen von der amerikanischen Ostküste an die karibische Ostküste des heutigen Panama und von dessen pazifischer Westküste nach San Francisco «aus dem Boden gestampft» (Pardon für das kesse Bild). Die Reise über die beiden Dampferstrecken dauerte je rund zwei bis drei Wochen; die Überquerung des Isthmus von Panama – auf Flussbooten, per Maultier oder zu Fuss – nahm nur ein Paar Tage in Anspruch. Die gesamte Strecke (von einem Ostküstenhafen bis San Francisco) konnte im besten Fall in vier Wochen, im schlechteren Fall (Wetter, verpasste Anschlüsse) in etwa zwei Monaten zurückgelegt werden. Die gesamte Reise eines Briefs (oder Goldsuchers) aus Europa nach Kalifornien war dank dieser neuen Panamaroute ganzjährig und in rund etwa drei Monaten möglich – bei Benutzung der schnellen Dampferverbindung aus Liverpool und mit viel Glück sogar in knapp zwei Monaten.

Sutters Antwort auf die Bundesrats-Anfrage ist auf den 24. November 1849 datiert. Die Anfrage verliess die Schweiz Ende Mai und muss offensichtlich vor diesem Datum angekommen sein; sie war also mindestens streckenweise noch langsam transportiert worden und insgesamt knapp sechs Monate unterwegs.

Dokument 5:

Antwort von Johann August Sutter an das Handels- und Zolldepartement der Schweizerischen Eidgenossenschaft

Faksimile siehe Seite 292 f.

Hock farm 24. Nov. 1849

An das Handels und Zoll Departement der
schweizerischen Eidgenossenschaft in Bern

Hochgeehrte Herren!

Mit Vergnügen erhielt ich Ihren werthen Brief vom 5. Juni d.J. und beeile mich denselben in seinen wichtigsten Punkten zu beantworten. –

Ein schweizerisches Consulat in Californien ist unumgänglich nothwendig. Schon sind einige wohlhabende Compatrioten in diesem Lande gestorben deren Vermögen nur aus Mangel an einem gesetzl. instituierten Consul von Seite der schweizerischen Regierung in die Hände der americanischen Behörde fiel, wodurch jedenfalls die Anverwandten und Erben der Verstorbenen in bedeutenden Nachtheil gerathen. –

Der schon vollständig geordnete gesetzliche Zustand Californiens gibt mir die volle Überzeugung dass ein schweizerischen Consul alle Rechte seines Amtes auszuüben imstand wäre und dass die schon zahlreich angesiedelten Schweizer in ihm einen wahren und kräftigen Beschützer finden würden.

Sanfrancisco ist gewiss der geeignetste Platz zum Wohnsitz eines Consuls da diese Stadt sowohl in Hinsicht der Gewerbe als auch des Handels stets die Oberhand behalten wird.

Zum Schlusse, Geehrteste Herren, empfehle ich Ihnen in Übereinkunft mit den angesehensten hier angesiedelten Schweizern Herrn Théophil von Rutté von Bern, Associé des Commissions Hauses Rutté, Tissot & C in Sanfrancisco zum Schweizer Consul in Californien, überzeugt doch dieser junge Mann obiges Amt treu und tüchtig bekleiden würde.

In der Hoffnung, dass Sie dem jetzigen Mangel an einer von Ihnen bevollmächtigten Person so bald wie möglich abhelfen werden, versichert Sie seiner vollkommensten Hochachtung –

J. A. Sutter

Unterschriebene hier in Californien angesiedelte Schweizer Bürger unterstützen obige Empfehlung um Ernennung v Herrn Theophile von Rutté von Bern zum Schweizerischen Consul in Californien. November 1849

Unterschriften linke Kolonne:

Joh. Ritschard von Oberhofen

Martin Bader von Langenbruck

Wittmer von (?)

L. C. Tissot du Locle. Neuchâtel

F. Lardy, Neuchatel

Bs Cousin, Lausanne

Sturzenegger, Vater und Sohn, Appenzell

Samuel Kyburg von Ober Entfelden, Argau

Wohlleb Basel

Eberhardt Langnau

Unterschriften rechte Kolonne:

K. Werthemann v. Basel
John A Sutter
Ch Senderich, gebürtig von Laufenburg
Th. De Grunige Bern Saanen
J. J. Bischoff von Thun
A Fatton Neuchatel
Conrad Schelbly (Strebel ?), Schaffhausen
G. D. Engler aus St. Gallen
Jacques Rofermund von Liestal Canton Basellandschaft
Heinrich Thomen
Theodor Nekermann v. St. Gallen

Die Szene, die zu dieser Antwort führte, ist in de Ruttés Erinnerungen (Kapitel 6, Seite 107 f.) farbig und hautnah beschrieben. Denn er war auf Hock Farm dabei, als Sutter einer Runde prominenter emigrierter Landsleute stolz von der Bundesratsanfrage berichtete und die Beantwortung, insbesondere die Wahl eines Konsulkandidaten, fast wie an einer Landsgemeinde organisierte – wobei de Rutté natürlich in den Ausstand treten musste. Die Antwort schliesslich ist wie eine Petition angelegt: dem Antwortbrief Sutters ist eine separate Seite mit 20 Unterschriften der anwesenden Landsleute (Sutters eigene nicht mitgezählt) angehängt. Die Namen auf dieser Liste sind ein veritables Who's who der damaligen schweizerischen Emigrantengemeinde.

De Rutté legt diese Geschichte in den Januar 1850 (Kapitel 6, Teil 1); dies ist offensichtlich falsch und wird von der eindeutig datierten Korrespondenz klar widerlegt.

Die Petition Sutters erreichte die Schweiz auf dem schnellstmöglichen Weg in knapp über zwei Monaten, denn der Bundesrat handelte bereits wieder Anfang Februar 1850. Es müssen absolut optimale Wetterverhältnisse und unglaubliches Glück mit Verbindungsanschlüssen zusammengetroffen sein, wenn ein Brief von der Hock Farm im Sacramento-Tal in neun bis zehn Wochen Bern erreichen konnte.

Der Bundesrat ernannte Herrn de Rutté am 8. Februar 1850 zum schweizerischen Handelskonsul.

Interessant in der Ernennungsurkunde ist die Formulierung «mit Residenz in San Francisco». Die territoriale Zuständigkeit war damit nicht präzise festgelegt. San Francisco war in der Tat das erste schweizerische

Konsulat, das an der amerikanischen Westküste errichtet wurde. Das nächstgelegene Konsulat der Schweiz befand sich damals in Madison (US-Staat Wisconsin) oder Galveston (Texas). Dies bedeutet, dass sich das neue Konsulat grundsätzlich um die Betreuung aller ausgewanderten oder durchreisenden Schweizer westlich der Rocky Mountains zu kümmern hatte. Die Formel «Konsul für Kalifornien und Oregon», die de Rutté in seinen «Souvenirs» verwendet, ist darauf zurückzuführen, denn in den offiziellen Dokumenten wird sie nirgends verwendet. «Oregon» war damals die Bezeichnung für das Territorium, das sich nördlich von Kalifornien bis zur Grenze zu Kanada am 49. Breitengrad ausdehnte (also das Gebiet der heutigen US-Staaten Oregon, Washington, Idaho und Teile von Montana) und erst seit 1846 formell zu den USA gehörte.

1851 erliess der Bundesrat das erste «Reglement für die Schweizerischen Konsuln»; de Rutté bezieht sich in seinen Jahresberichten darauf (siehe Einleitungen zu den Dokumenten 7 bis 9).

Gemäss diesem Reglement war das Amt eines «Handelskonsuls» damals im Allgemeinen und auch im Fall von de Rutté ein ehrenamtliches, also ein Honorarkonsulat. Die Schweiz hielt es als anerkannter neutraler Staat nicht für notwendig, eine «richtige» Aussenpolitik mit diplomatischen Vertretungen zu betreiben. Vertretungen im Ausland waren in erster Linie auf kommerzielle Interessenvertretung des Landes ausgerichtet und dienten darüber hinaus als Anlauf- und Unterstützungsstellen für Landsleute im Ausland. Aus Kostengründen waren die Konsuln mehrheitlich ehrenamtlich und nebenamtlich tätig.

Das Reglement führt als allgemeine Konsulaufgaben auf: Vollzug von Aufträgen des Bundesrats; «eifrige» Förderung des Gedeihens der Eidgenossenschaft in kommerzieller, industrieller und landwirtschaftlicher Beziehung; Entwicklung des Handelsverkehrs der Schweiz mit dem Konsularbezirk; Abwendung von Gefahren und Verlusten für den Handel; Informierung des Bundesrats über handelsrelevante Gesetzgebungsverfahren, ganz allgemein über Handel und Verkehr; und – last, but not least – unverzügliche Berichte über Ereignisse, «welche die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefährden, wie z. B. Kriege, Revolutionen, epidemische Krankheiten ...». Zu den weiteren allgemeinen Aufgaben eines Konsuls gehören der Schutz der Interessen der Schweizer Bürger und das Ausstellen von Ursprungszeugnissen. Als spezifische Aufgaben führt das Reglement auf: Mitwirkung in Bezug auf zivilrechtliche Verhältnisse von Schweizern (Geburten – besonders ausführlich sind aussereheliche Geburten geregelt –, Heiraten, Todesfälle einschliesslich allfällige vormundschaftliche Aufgaben, Erbschaften); Beurkundung («Legalisa-

tion») von Dokumenten und schliesslich das Passwesen. Das Reglement hält abschliessend fest: «Die schweizerischen Konsuln erhalten weder eine fixe Besoldung noch eine andere Vergütung aus der eidgenössischen Kasse.» Sie dürfen jedoch für ihre Dienste Gebühren erheben, allerdings nur im landesüblichen Rahmen. Ausführlich ist die Entschädigung von Portokosten geregelt; offenbar waren damals Porti einer der grösseren Ausgabenposten eines Konsulats. Gemäss Reglement (Art. 40) sind die Konsuln berechtigt, «bei amtlichen Anlässen eine Uniform zu tragen. Die Kosten derselben fallen ihnen selbst zur Last.» Art. 41 beschreibt detailliert, wie diese Uniform auszusehen hatte: die «corporate identity» des EDA von 1851 war also im Wortsinn uniformiert.

Dokument 6:

Ernennung von Théophile de Rutté zum schweizerischen Handelskonsul durch den Bundesrat

Faksimile siehe Seite 296

Der schweizerische Bundesrat
informiert hiermit:

Dass er aufgrund der Vollmacht, die ihm gemäss Artikel 90 der Bundesverfassung zusteht,

ernannt hat

zum schweizerischen Handelskonsul mit Residenz in San Francisco,
Herrn Théophile de Rutté, von Bern, Partner des Handelshauses Rutté, Tissot und Cie in San Francisco.

Indem wir Herrn Monsieur de Rutté beauftragen und bevollmächtigen, gemäss den Gesetzen der Vereinigten Staaten von Amerika sowie den Gebräuchen, die unter befreundeten Handelsnationen üblich sind, die Personen, Geschäfte sowie das Eigentum der in San Francisco niedergelassenen oder durchreisenden oder sich dort aufhaltenden oder dort ihren Geschäften mit diesem Land nachgehenden Schweizer zu beschützen, bitten wir die Regierung der Amerikanischen Union und alle Amtspersonen, Richter sowie zivilen und militärischen Amtsträger, Herrn de Rutté in seiner Eigenschaft als schweizerischen Handelskonsul anzuerkennen und ihm die Rechte zu gewähren, die einer konsularischen Amtsperson zustehen, und die Begehren und Empfehlungen, die er in Ausübung seiner Funktion gegebenenfalls an sie richten wird, zu berücksichtigen.

Im Vertrauen darauf wurde diese Urkunde vom Präsidenten der Schweizerischen Eidgenossenschaft signiert, vom Bundeskanzler gegengezeichnet und mit dem Siegel des Schweizerischen Bundesrats versehen, in Bern am achten Februar im Jahre des Heils Achtzehnhundertfünfzig (8. Februar 1850.)

Im Namen des schweizerischen Bundesrates

Der Präsident der Eidgenossenschaft:

(L. S.) H. Druey

p. Der Kanzler der Eidgenossenschaft,

Der Stellvertreter: N. von Moos

Es dauerte nun noch eine ganze Weile und bedurfte verschiedener Interventionen schweizerischer Ämter bei amerikanischen Regierungsstellen, bis die Ernennung de Ruttés durch die USA bestätigt war.

Formell trat de Rutté sein Amt Anfang 1851 an.

Im Januar 1852 erstellte er seinen ersten Jahresbericht.

Dokument 7:

Erster Jahresbericht des Konsulats San Francisco über das Amtsjahr 1851 an den Bundesrat

Faksimile siehe Seite 297

San Francisco den 31ten Januar 1852

Der schweizerische Consul in San Francisco

an

den hohen Bundesrath der Schweizerischen Eidgenossenschaft

Bern

Herr Präsident

Meine Herren

Hiemit habe ich die Ehre Ihnen den mir nach Art. 14 des Reglements für die schweizerischen Consuln vom 1ten Mai 1851 vorgeschriebenen jährlichen Bericht über meine amtlichen Verrichtungen, so wie auch über die Verhältnisse des hiesigen Landes im Allgemeinen zu erstatten.

Ersteren finden Sie in der beiliegenden nach Formular abgefassten Tabelle (*Anmerkung des Herausgebers: auf eine Wiedergabe dieser Tabelle wird verzichtet;*

sie enthält zahlreiche Details, die für das Verständnis der Tätigkeit des Konsulats nicht erforderlich sind). Sie werden daraus ersehen, dass die Erbschaftsangelegenheit des Paul Monneron sel., trotz allen meinen Schritten noch nicht erledigt ist. Der bisherige Administrator Hr Francis Salmon hat nemlich in der Zwischenzeit seine Zahlungen eingestellt weshalb ich ihn gerichtlich zur Herausgabe des hinter ihm liegenden Geldes zwingen musste, die nun durch seine berechneten Provisionen, den jetzt laufenden Advokaten und Gerichtskosten sehr geschmälert werden dürften. Der Prozess ist nun so weit gediehen, dass nach Verfluss (?) eines Edictal (?) termines von zwei Monaten und wenn bis dahin Niemand mehr Ansprüche an die Verlassenschaft (?) macht, selbes mir eingehändigt werden wird.

Was die Hinterlassenschaften des Verstorbenen Jacob Schmid von Herisau und Joh. Jacob Umiker von Thalheim anbetrifft, fehlen mir noch die Vollmachten, welche ich täglich von Ihnen erwarte.

So wie die Verlassenschaft (?) des Wilhelm Kuenzler sel. liquidiert ist, werde ich den Ertrag derselben direkt an dessen in New York wohnende Witwe, die denselben sehr benöthigt sein soll, übermachen. Genau genommen war Kuenzler kein schweizerischer Angehöriger mehr, weshalb ich glaube diese Angelegenheit ohne Ihre fernen Vermittlung erledigen zu können.

Angeschlossen beehre ich mich Ihnen die Rechnung über meine Porto- und andern Auslagen zu behändigen, deren Betrag von \$12.25c den Herrn David von Rutté Pfarrer in Suz für meine Rechnung zu übermachen bitte.

Das abgewichene Jahr ist in vielen Beziehung der rauhste in Ereignissen gewesen, das dieser junge Staat bis jetzt durchlebt hat.

Zwei grosse Conflagrationen (*Anmerkung des Herausgebers: «Conflagrationen» sind Feuerbrünste*), die eine aufblühende Stadt in Asche legten, eine allgemeine Unsicherheit der Personen und des Eigenthums sind die hervorragendsten Momente der ersten Hälfte des verflossenen Jahres und haben unzweifelbar eine Erscheinung herbeigeführt, die man eher im Mittelalter wie in diesen Zeiten der Fortschritte gesucht hätte.

In einem Lande wo sich Abentheuer und Verbrechen aus allen Welttheilen zusammengefunden hatten, gegen welche weder eine präventive noch strafende Justiz existiert, musste am Ende das Recht der Selbsthülfe angerufen werden und was den käuflichen oder zu bequemen Behörden nicht gelang, wurde von den Bürgern dieser Stadt u. kurzer Zeit und so energisch durchgeführt, dass die zweite Hälfte des Jahres einen Zeitraum von Ruhe und Ordnung danket, wie es in einer kaum organisierten Gemeinwesen nicht zu erwarten war.

In materieller Beziehung hat San Francisco serwohl, wie überhaupt der ganze Norden von Californien einen Aufschwung genommen, wie ihn wohl kein zweites Land aufzuweisen hat. Die zahlreichen Städte vergrössern sich fortwährend, selbst in den Minen existieren heute viele Niederlassungen, welche auf eine lange Dauer der Minenarbeiten schliessen lassen.

Obwohl der Staat, wie überall in Amerika nichts für das öffentliche Bauwesen thut, ist dennoch das Land von fahrbaren Strassen durchschnitten und bis in entfernte Minen reist der Goldsucher in bequemen Postwagen.

Die vielen schiffbaren Flüsse sind soweit es thunlich von zahlreichen Dampfschiffen durchfurcht, und die Verbindungen mit den Küstenplätzen bis Panama sind durch 22 grosse Seedampfschiffe unterhalten, die uns monatlich einen Zufluss von ca 2500 Einwanderern bringen. Diese sind jezt weniger Goldsucher wie Akerleute, welche unseren fruchtbaren Boden einen sichereren und weicheren Lohn abzwängen (?).

In dieser Beziehung glaube ich, meine Herren, im Interesse des Landes, das ich hier zu vertreten die Ehre habe, ein wenig ausführlicher sein zu müssen, da meines Wissens die Auswanderungsfrage in der Schweiz die Aufmerksamkeit der hohen Regierung mehr wie bis dahin in Anspruch nimmt. Ich erlaube mir deshalb die Vortheile näher auseinander zu sezen, welche den Auswanderern fremden atlantischen Staaten gegenüber findet.

Dort hat er allerdings einen geringeren Ueberfahrtspreis zu bezahlen muss aber nachher tausende von Meilen im Inneren durchwandern, bis er eine Stätte findet, die gewöhnlich beholzt und von fahrbaren Strassen oder schiffbaren Flüssen soweit entfernt ist, dass er, wenn er mit grosser Arbeit und Mühe im zweiten oder dritten Jahr eine Ernte gemacht hat, dieselbe ohne wesentlichen Nuzen und manchmal gar nicht verkaufen kann.

Hier hingegen ist das Land offen, durch die vielen schiffbaren Flüsse leicht und billig erreichbar. – Ein Ausroden findet nicht statt, da der Grund leichter Wiesengrund und mit dem hier gebräuchlichen leichten amerikanischen Pfluge mit einem Manne und zwei Zugthieren ohne Mühe umzugehen ist.

Bei den Preisen, welche hier für Hafer, Gerste und Weizen bezahlt werden, sind der Landbau einen um so grösseren Gewinn als in den meisten Fällen der Same hundertfach hervorbringt. – Gemüse, weisse und gelbe Rüben, rothe und gelbe Zukerrüben, Kartoffel, Zwiebeln, süsse und Wassermelonen, alle Arten Gartengemüse u.f.m. gedeihen hier in einer Weise und Vollkommenheit, wie sie anderswo selten gefunden werden. Bei alledem ist noch eine Menge Landes im Süden und im Norden gratis oder zu sehr billigen Preisen zu bekommen und wie schon oben

gesagt ist die topographische Beschaffenheit unseres ganzen Agriculturendistriktes derart, dass der Ackerbauer seine Produkte auf den billigen Wasserwegen (?) von überall her bis nach den grossen Centren verführen kann.

Die Minen haben im verflossenen Jahr mehr Gold geliefert wie in allen vorhergehenden und man schlägt die Gesamtausbeute auf wenigstens 110 Million Dollars an, wovon ein guter Theil aus den jüngstentdeckten Quarzminen herrührt, die jetzt schon allgemein von grösseren Gesellschaften auf technischem Wege und mit passlichen Maschinen bearbeitet werden. Es sind jedoch immer eine Masse (?) Hände dabei nöthig und Arbeiten die mit dem Sprengen vertraut sind und bloss Handlanger finden dabei respektive Löhne von 6 bis 8 Doll. Pr. Tag. Die Arbeit der einzelnen Goldsucher zahlt sich übrigens bei Ausdauer und Thätigkeit fortwährend gut.

In Hinsicht auf die Handelsbeziehungen zwischen Californien und der Schweiz ist es schon genau Datas anzugeben, da ein grosser Theil der schweizerischen Waaren für hier via die Ver. Staaten indirekt eingeführt werden und bei den Ungefälligkeit der hiesigen Beamten im Zolle, Auszüge aus den ... (?) Registern nicht erhältlich sind.

Indessen kann man als richtig annehmen, dass die Schweiz hier von überall einen proportionierten Theil am dasigen (?) Handel nimmt, obwohl es vielleicht vortheilhafter für sie wäre, solche direkt zu betreiben.

Schweizerkäse, Kirschwasser, Absynthe, Baslerseidenbänder, zürcherische (?) glatte Seidenstoffe, Uhren, St. Galler weisse Waaren sind hier Artikel, für die ein guter und vortheilhafter Absatz zu erzielen ist. Für Arauer und Toggenburger Baumwollwaaren ist weniger Aussicht, da die Amerikaner ihre ordinären Baumwollstoffe hier küstenweise und somit zollfrei einführen können und das Schweizerfabrikat gegen den Schuzzoll von 30 und 25 % nicht concurriren kann.

Die Anzahl schweizerischer Angehörigen in Californien ist schwer auszumitteln, da die meisten in den Minen des Landes sich befinden und auch sonst Beschäftigungs und Aufenthaltsort beständig wechseln. Viele sind darunter, die durch längeren Aufenthalt in den Ver. Staaten daselbst Bürger geworden und de facto nicht mehr Schweizer sind. In numerischer Beziehung mögen die Angehörigen der französischen und romanischen Kantone den übrigen überlegen sein. Als vielleicht interessante Thatsache mag anzuführen sein, dass *kein* schweizerischer Kanton hier für Repräsentant ist.

Bis jetzt existiert bloss in San Francisco ein schweizerischer Hilfsverein, dessen Mittel, während der ersten Jahre nur wenig in Anspruch genommen worden sind.

Die Theilnahme daran ist leider nicht allgemein, indessen haben frühere Fälle bewiesen dass die hiesigen schweizerischen Nichtmitglieder dieser Gesellschaft nicht ohne Theilnahme für ihre unglücklichen Landsleute sind. Der Verein hält monatlich eine Sizung, in der Zwischenzeit werden vorkommende Fälle durch ein Comite von 5 Mitgliedern ... (?)

Bevor ich, Herr Präsident, meine Herren, diesen Bericht schliesse, muss ich auf einen Uebelstand aufmerksam machen, der vielleicht in ihrem neuerlichen Vertrage mit den Ver. Staaten beseitigt werden könnte, obwohl meines Wissens derselbe für andere Nationen und namentlich für die französische ebenfalls existiert. Es ist dies nemlich die hiesige Uebung alle Hinterlassenschaften einem speziellen Administratoren auf seine Application hin, oder dem öffentlichen Güterverwalter zur Liquidation zu übergeben, während in vielen anderen Staaten der Consul ex officio die Verwaltung solchen Hinterlassenschaften übernimmt. Es geschieht oft wie z. B. in der Angelegenheit Monneron, dass Debitoren der Erblasser oder sonstige Bekannte, die in der Liquidation einen Profit suchen, sich bei der Behörde melden, ehe der Consul von dem Todesfalle unterrichtet ist oder es kann sich auch treffen, dass der Consul zu gleicher Zeit für die Administration appliziert, und dann muss Lezterer noch gewärtigen, ob die Behörde den anderen Applicanten ihm nicht vorzieht, denn sie betrachtet bei Erbfällen den Consul nicht als offizielle Person.

Da diese Application ohne einen Kostenaufwand von wenigstens \$20. nicht gemacht wird, so kann der Consul im Nichternennungsfalle sich für diese Auslagen nirgends erholen, aber auch im günstigsten Falle ist er noch immer genöthigt, je nach der Grösse für den doppelten Betrag der Hinterlassenschaft eine Caution zu stellen.

Ohne Hülfe eines Advokaten ist es hier unmöglich irgend welche Verlassenschaften zu liquidieren und die daherigen Kosten zehren leider stets einen guten Theil der Erbschaft ab.

Ich bringe diesen Anlass Sie Herr Präsident, meine Herren, meine vollkommenste Hochachtung und Ergebenheit zu versichern

Der Consul der schweizerischen Eidgenossenschaft
Th. Von Rutté

Dieser Bericht ist ein beredtes Zeugnis für die Umstände, Widrigkeiten und Gefahren, unter denen um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Einwanderung in den amerikanischen Westen stattfand, sowie für die Tätigkeit eines schweizerischen Handelskonsulats auf einem äusserst abgelegenen

Aussenposten, in einem Teil der Welt, dessen Verwaltungs- und Verkehrsinfrastruktur wegen des unvorstellbar grossen Ansturms von Immigranten aus allen Nähten platzt.

Der Bericht illustriert plastisch die zwei Hauptaufgaben des Konsulats: Erstens hat es sich um die Vermögensangelegenheiten von Landsleuten zu kümmern, wobei Erbschaften im Vordergrund stehen. Zweitens erfüllt es die Funktionen eines wirtschaftlichen und politischen Nachrichtendienstes. Dabei leistet es ganz besonders für spätere Einwanderer und damit auch für die schweizerische Auswanderungspolitik äusserst wichtige Aufklärungsdienste.

Zwei weitere interessante Einzelheiten werden im Jahresbericht 1852 deutlich: Erstens wird sein Eingang in Bern mit einer kleinen handschriftlichen Notiz im Kopf des Berichts bereits am 23. März 1852 bestätigt. Die Reisezeit von Kalifornien nach Bern hat sich bereits auf sieben bis acht Wochen verkürzt. Zweitens illustriert er die relative Effizienz der damaligen Verwaltung: Am Ende des Berichts finden sich folgende Anmerkungen:

Antrag:

1. Verdankung
2. Mitteilung des Passus über Monneron an Waadt
3. Mitteilung Beilage über Thomen an Aargau
4. Überweisung des Passus über Schw. Handel an das Handelsdep.
5. Errichtung der Ausagen (*Anmerkung des Herausgebers: gemeint sind «Auslagen»*) an Hern Pfarrer v. Rüte in Suz

23.III.52

Am gleichen Tag, an dem der Berichtseingang registriert wurde, wurde der Bericht auch bereits bearbeitet. Es brauchte keine Kopien, keine Arbeitsgruppen, keine Parlamentskommissionen, keine Assistenten, keine langen Elaborate und Aufträge; mit fünf Anträgen und wenigen Stichworten war alles gesagt und eingeleitet. Schöne Zeiten!

Der zweite Jahresbericht des Konsulats wurde exakt ein Jahr später erstellt, und zwar von de Ruttés Stellvertreter, dem Vizekonsul und späteren Nachfolger Rudolph Kellersberger. De Rutté befand sich von September 1852 bis Juli 1853 auf einer Reise in die Schweiz und nach Europa, einerseits, um nach rund siebenjähriger Landesabwesenheit seine Familie wiederzusehen, andererseits, vielleicht in erster Linie, um die Geschäfte seines eigenen Handelskontors anzukurbeln.

Dokument 8:

Zweiter Jahresbericht des Konsulats San Francisco über das Amtsjahr 1852 an den Bundesrat

Faksimile siehe Seite 298

San Francisco d. 31 Januar 1853

An den hohen Bundesrath in Bern:

Herr Präsident!

Meine Herren!

Ich habe die Ehre Ihnen hiermit den in § 14 des Consularreglementes vorgeschriebenen Jahres-Bericht über meine amtliche Tätigkeit, sowie über die Verhältnisse des Landes im Allgemeinen zu erstatten.

Erstern (?) finden Sie in den beigelegten Tabellen (*Anmerkung des Herausgebers: auf die Wiedergabe der Tabellen wird aus den gleichen Gründen wie beim Bericht für das Amtsjahr 1851 verzichtet*), in die ich übrigens nur Offizielles aufgenommen und Aufträge von Privaten um Erkundigungen über das Loos ihrer Angehörigen u. s. w. die einen nicht unbeträchtlichen Teil meiner Amtsthätigkeit bilden, weglassen habe.

Von unerledigten Geschäften sind noch immer die Verlassenschaften Umiker u. Schmid aufzuführen; letztern ist in den Händen eines Mannes der sich durch alle Instanzen verfolgen lassen wird ehe er etwas heraus gibt u. da bei der laxen Gerechtigkeitspflege auch dann noch wenige Aussicht zum Ganzen vorhanden ist so habe ich billig Bedenken getragen die bedeutenden Kostenvorschüsse zu machen, für die ich mich nirgends erholen könnte. Die externe erfordert meine persönliche Vacation und wird in kurzer Frist erledigt sein.

Es ist im letztjährigen Berichte genügend auf die Schwierigkeiten hingedeutet worden welche Ihren Consuln in der Ausübung dieses wichtigen Zweiges ihrer Funktionen begegnen und welche durch die Wertung mit den Ver. Staaten hoffentlich theilweise, wenn auch nicht ganz beseitigt werden. Sollte, wenn es heisst, dieser Vertrag zum Abschluss gekommen sein, so werden Sie mich sehr verbunden mir s. Z. eine Abschrift davon zukommen zu lassen damit ich ihn nöthigenfalls anrufen kann.

Es haben sich im Laufe des vergangenen Jahres mehrere Fälle gezeigt, wo der Consul zur Vornahme von Trauungen ersucht worden ist, was aber in Hinsicht auf § 19 des Consularreglementes und im Zweifel seine daherige (?) Competenz verweigert werden musste. Bei Fällen aber wo die Brautleute den nöthigen Consens bei ihren

... Kantonsregierungen einholen, oder derselbe nicht nöthig ist, z. B. wenn die Brautleute aus der gleichen Gemeinde sind, stellt sich die Frage auf, ist der Consul befugt, Angehörige solcher Kantone wo die Civilehe nicht existiert, zu trauen: In einem Lande wo die Ehen sehr leicht geschlossen werden, keine Ankündigung (?) stattfindet u. die im erwähnten § vorgesehenen Einsprache ohne allen Effect bleiben würde, wäre es allerdings besser, wenn die Ehen schweizer Angehörigen von den Consul geschlossen würden, der diese die Celebration derselben nun, nachdem alle vorgeschriebenen Formalitäten erfüllt sind gestattet. Die einfache Abweisung verfehlt ihren Zweck in den meisten Fällen, da die Betreffenden die Trauung gewährten durch den franz. Consul oder den ersten besten Friedensrichter vornehmen lassen, welche begreiflich weder dem Consul als dem Beamten des Civilstandes noch den betreffenden Regierungen Mittheilung davon machen.

Die Anzahl der in Californien sich befindenden Schweizer ... (?). sicher auf 1500 angenommen werden, welche sich in folgendem Verhältnisse auf die einzelne Kantone vertheilen:

Zurich 124, Bern 182, Luzern & Schwyz 13, Unterwalden 6, Glarus 24, Freiburg 14, Solothurn 59, Baselstadt 36, Baselland 27, Schaffhausen 17, Appenzell 20, St. Gallen 98, Argau 124, Thurgau 20, Graubünden 47, Tessin 352, Waadt 107, Wallis 8, Neuchâtel 112, Genf 110. Es sind somit die Kantone Uri u. Zug die einzigen welche nicht repräsentiert sind. Ich habe sowohl um die vielen einlaufenden Briefe sicher an die Adressaten befördern und den zahlreichen Anfragen begegnen zu können als auch im Interesse heimatlicher Statistik eine Matrikel angelegt, welche obwohl kostenfrei leider nur sparsam benutzt wird, was mich nöthigt mein Material dazu auf mühsame Weise zusammen zu bringen.

Im Allgemeinen hängt der Schweizer hier, auch wenn er amerikanischer Bürger geworden, doch immer mehr oder weniger am Vaterlande und wenn in Beziehung auf Wohlthätigkeitszwecke mehr Theilnahme zu wünschen wäre so sind doch wieder häufige Beispiele da, wo die Arbeiter in den Minen kranke Landsleute unterstützt und arme Todte auf ihre Kosten begraben haben. Die gegenwärtig durch meine Bemühungen circulierende Subscriptionsliste für eine dem Eidg. Freischiesen in Luzern bestimmte Gabe wird zeigen, dass man hier thätigen Antheil an die fremden des Vaterlandes nimmt. Sie findet jedenfalls mehr Anklang als diejenige für Tilgung des Sonderbundsschuld, wofür nichts gezeichnet worden was sich nur die Mühe des Wegschickens gelohnt hätte. Die am 1ten Januar hier stattgefundene Feier des Ursprunges schweizerischer Freiheit ist von den hiesigen Blättern sehr günstig besprochen worden, und die städtischen Behörden haben durch ihre Erscheinung am Feste ihre Sympathie für die Schweiz an den Tag gelegt. Es ist

dabei der hohen Bundesbehörde in entsprechender Weise gedacht worden und habe ich in Ihrem Namen die ausgebrachte Gesundheit mit einem Hoch auf den eidgenössischen Sinn erwiedert. Die Schweiz. Wohltätigkeitsgesellschaft mit deren Leitung ich nun zum dritten Male betraut bin hat im verflossenen Jahre 15 (?) in ihrem Spital mit einem Kostenaufwand von \$3 (?) Tag für jeden Kranken verpflegt, wovon 13 völlig geheilt entlassen u. 2 verstorben sind, 4 Kranke haben ärztliche Hülfe u. Medizin in ihrer Wohnung u. 5 Genesende Anweisungen auf stärkende u. passende Nahrung erhalten. Die Ausgaben beliefen sich auf \$1682. welche die Einnahmen so gerade (?) ausgleichen. Dieses Resultat ist immer noch sehr befriedigend wenn man bedenkt, dass die Theilnahme an der Gesellschaft bei weitem nicht allgemein ist u. viele Mitglieder welche in den Minen sich befinden ihre Beiträge nicht leisten, so dass die Residenten in San Francisco die Last fast ganz allein zu tragen haben.

Was nun die Handelsbewegung zwischen der Schweiz u. Californien betrifft, so ist es äusserst schwer genaue Datas darüber anzugeben, da weitaus der grösste Theil schweizerischer Importen von New York hier eingeführt wird und weder die Schiffsmanifeste noch die Zolllisten über den Ursprung der eingeführten Waaren Aufschluss geben. Die directe Einfuhr über die Häfen von Rotterdam, Amsterdam, Havre & Marseille bestand so viel ich habe ausfinden können aus Absinthe, Kirschwasser, Käse, Mousselines u. Stickereien, rothe Calicoes (*Anmerkung des Herausgebers: Kaliko, nach der ostindischen Stadt Kalikut [Kalkutta]; festes Baumwollgewebe, für Buchbinder [Rückenverstärkung der Bücher] oder einfarbig bedruckt für karierte Vorhänge u. ä.*), glattes Seidenzeug u. Cravatten, Seidenbänder, Chocolate, Uhren u. Musikdosen, rother Wein von Cortaillod, Cigarren, mathematische Instrumente u. mögen in runder Summe \$65,000 betragen, wovon die Kantone ... (?) , Genf, Argau, Zürich, Basel, St. Gallen, Appenzell, Freiburg u. Bern Antheil nahmen. Die indirecte Importation wird sich auf \$160,000 belaufen. Unter den vorhin genannten Artikeln sind Käse, Absinthe, Kirschenwasser, glatte schwarze Lustrienes (*Anmerkung des Herausgebers: Qualitätsbegriff: Bänder, die noch mehr glänzen als Satin, für Abendkleider*), Toulte de Soie (*Anmerkung des Herausgebers: Stoffe für schwere Nachtvorhänge*), roth-weiss gedruckte Calicoes, Brodinete u. damasierte (?) Mousselines zu Vorhänge (*Anmerkung des Herausgebers: Stoffe für teure Kleiderstoffe und Vorhänge, von besonders weichem Griff und fliessendem Fall, urspr. Wollkammgarn oder Baumwollgewebe, heute Zellwolle*), schwere faconnierte Paffet- u. Satinbänder in den grössten Breiten, glatte farbige Satins u. Paffetbänder (*Anmerkung des Herausgebers: Satinbänder: glänzender Stoff, z. B. für Dinner Jackets; Paffetbänder: gewelkte, gewobene Bänder, mit geschrumpftem Aussehen*), letzteren in den Nummern 4, 6, 9, 12 gut abzusetzen. Mit Uhren, Uhren-

theilen, Gold u. Silberwaren ist der Markt angefüllt und wird vor einiger Zeit keinen Gewinn für diese Artikel bieten.

Der hohe Zinsfuss u. die Wahrscheinlichkeit durch Ankauf von Bauplätzen einen grossen Gewinn zu machen oder mit einem mittelmässigen Capital sich eine hohe Rente zu sichern hat angefangen schweizerisches Capital in grösserem Massstabe hieherzuziehen. Der speziell zu Spekulation in Bauplätzen, zu Anlagen auf Hypotheken und zum Disconto werden wird. Diese Capitalien können sich bis jetzt wohl auf die Summe von \$200,000 belaufen. Genf ist für die grösste Summe ... (?) dann folgt Neuchâtel, Basel, Zurich. Diese Anlagen bringen nach Abzug der Spesen einen Zins von 2 zu 3 % p. Monat. Der Zufluss von fremdem Capital wird natürlich diesen Fuss etwas herunterbringen, indessen glaube ich, dass solange unsere Staats- u. Stadtoobligationen das jetzige Zutrauen geniessen, Geld für Handels u. Bauzwecke unter 2 % p. Monat nicht zu bekommen sein wird. Der Ackerbau dem nun ein grosser Theil der Bevölkerung obliegt hat alle Erwartungen übertroffen die man sich von diesem Zweige gemacht hat, und unsere Märkte sind wahre Preis-Ausstellungen der schönsten Gemüse u. Obstarten. Korn u. Gerste u. Weizen u. Hafer wird dieses Jahr in so grossen Quantitäten angesät, dass das Land für diese so wichtige Produkte in wenigen Jahren nicht mehr von den auswärtigen Zufuhren abhängen wird.

Die Schifffahrt hat sich im verflossenen Jahre bedeutend vergrössert, was aus folgender Tabelle hervorgeht. Es liefen nämlich Schiffe ein:

Flaggen	Schiffe:	Tonnen:
Americanische	346	188 575
Englische	225	79 931
Französische	29	11 286
Chilenische	37	9393
Mexicanische	41	5279
Dänische	12	2215
Bremer	11	3132
Norweger	4	1100
Hamburger	20	4628
Holländische	15	6965
Sandwich Inseln	28	3562
Peruanische	14	2024
Preussische	2	960
Schwedische	4	1156
Portugiesische	3	675

Brasilianische	1	738
Sardinische	3	1038
Österreichische	1	521
Americ. Küstenfahrer	351	196 282
Total Schiffe	1104 mit	513 266 Tonnen
Im Jahre 1851	847 do	245 678 do
Vermehrung im Jahre 1852	257 Schiffe mit	267 678 Tonnen

Aus folgender synoptischer Tabelle geht hervor dass San Francisco in Beziehung auf Schiffahrt sich in kurzen Zeitraum von 3 Jahren zum dritten Rang der Seestädte in der American. Union heraufgeschwungen hat, denn in

New York liefen ein im Jahre 1851	3647 Schiffe mit	1,448,768 Tonnen
Boston	2917	512,217
New Orleans	817	328,932
Philadelphia	581	159,636
Baltimore	467	113,027

Die Einwanderung zu Land über das grosse Bassin mag im verflossenen Jahre trotz der vielen Opfer welche die Cholera wegraffte mit 56,000 angeschlagen werden, diejenige zur See welche leichter zu controllieren ist ergiebt folgendes Resultat:

64,190 Passagiere, wovon 57,316 Männer, 5223 Frauen u. 1651 Kinder. Die Häfen woher sie kommen sind:

Panama	24 231
San Juan (Nicaraguaroute)	7718
Ver. Staaten und Cap Horn	3346
Von den Häfen des Oregon u. der Küste bis San Diego	746
Mexicanische Häfen	2623
Chile	2309
Peru	69
Australien	670
Inseln des Stillen Meeres	507
Frankreich	1611
England	161
Holland	27
Genua	58
Hansestädte	56
China	20 026
Schweden	32
Total	64 190

Die Goldproduktion hat sich im verflossenen Jahre wieder vermehrt und ist bis auf 100 Millionen Dollars angeschlagen worden, wovon 60 zur regelmässigen Ausfuhr kommen u. 40 hier in Circulations Metall verwandelt worden. Die Quartzminen haben der allgemeinen Erwartung nicht entsprochen, da man bis jetzt noch keine passenden Maschinen gefunden hat, das Gold von der Steinmasse zu scheiden und bei dem gewöhnl. Amalgamieren mit Quecksilber zu viel verloren geht. Sollte dieses Problem gelöst werden so würde sich die Produktion verdoppeln, da viele weiche Quartzadern gefunden sind aber oft auch wegen der angegebenen Ursache nicht bekannt werden. Der diesjährige Congress wird in Bezug auf die Mineralländerereien wahrscheinlich ein Gesetz erlassen dass alle fremden Minen ausschliesst u. nur solche dann zulässt, welche das american. Bürgerrecht erwerben wollen.

Die Geschichte des verflossenen Jahres zeichnet sich im Vergleich zu früheren Perioden durch grosse Prosperität in jeglicher Beziehung, durch den ... (?) weniger regelmässigen Gang eines zwar neuen aber doch vielseitig geordneten Gemeinwesens aus. Die Volksjustiz obwohl sich einige Beispiele finden hat derjenigen der constituirten Gerichte Platz gemacht u. die Verbrechen sind weit weniger zahlreich. Ohne den Brand von Sacramento den eine blühende u. die zweite Stadt Californiens in wenigen Stunden zum Aschenhaufen machte, ehe die Überschwemmungen des Sacramento und San Joaquin Thales in den namentlich die Agriculturinteressen litten, wäre 1852 des glücklichste Jahr geworden, dessen Californien sich bis jetzt erfreuen konnte.

Die soliden und feuerfesten Gebäude mit denen die Geschäftsbauten Ziele dieser Stadt ... (?) ist u. die auch in Sacramento wie durch Zauber emporsteigen macht die Wiederkehr solcher Kalamitäten fast unmöglich und gibt eine Bürgschaft für eine Zukunft, wie sie in diesen Zeiten schwerlich andern Plätzen vorbehalten ist oder Bau von Eisenbahnen in den Sacramento u. San Joaquin Thälern, die Errichtung von Telegraphen die nun bald ins Leben tretende Dampfverbindung mit China, die zu Ende 1853 war ... (?) ... (?) die Eisenbahn über den Isthmus von Panama sind so viele neue Elemente für die Prosperität dieses Landes, dass wenn auch das Gold, den mächtigen Magnet den die Bevölkerung herzieht je verschwinden könnte, dieselbe keineswegs dadurch zurückgehalten würde; den die grossen Handelsverbindungen mit China u. den Philippinen, die Explorierung der vielen kaum bekannten Inselgruppen dieses Ozeanes, die baldige Kündigung (?) des mexikanischen Tariffes (?), endlich die bevorstehende Expedition nach Japan (*Anmerkung des Herausgebers: 1854 erzwang Matthew C. Perry, Commodore der US Navy, im Auftrag der US-Regierung im Rahmen einer expansiven Expedition, die von 1852 bis 1855 dauerte, mit seiner Kriegsflotte beim zweiten «Besuch» die Öffnung Japans für den Handel mit Amerika und Europa*) werden eine Menge neue

Märkte öffnen u. müssten San Francisco zum natürlichen Depot für dieselbe machen. In San Franc. selbst würde man jetzt vergeblich die Spuren sieben grosser Brandunglücke suchen, welche in dem kurzen Zeitraum von 2 Jahren 2050 Häuser in einem Werthe von \$23,600,000 zerstört haben. Von etwa 375 Seelen, welche seine Bevölkerung im April 1848 (?) bildeten ist sie auf 45000 Einwohner angewachsen, welche beinahe alle Nationen angehören. In 21 Kirchen findet regelmässiger Gottesdienst für alle hier ... (?) Confessionen & Sekten statt. Die zahlreiche jüdische Bevölkerung besitzt 2 Synagogen, die chinesische einen Tempel. Es existieren gegenwärtig 16 gesellschaftliche u. wohlthätige Vereine, 7 Maurerlogen, 3 Mässigkeitvereine, 12 öffentliche Schulen, 6 täglich u. 4 wöchentlich erscheinende amerikanische, eine deutsche u. eine französisch-spanische Zeitung, 13 Pompier Compagnien mit dem nöthigen Material, 4 militärische Voluntaircompagnien, 3 amerik., 1 französisches u. ein chinesisches Theater, letzteres wohl das einzige ausserhalb des «Reiches der Mitte». Die Anstalten für den Handel bestehen aus 7 Banken, eine Börse, eine Handelskammer, eine comerzielle Bibliothek, für die Schifffahrt sind 2 optische ... (?), 1 Leuchthurm, mehrere Bugsirboote (?), 18 Landungsbrücken u. grossartige Entrepots etc, kurz es sind alle Elemente vorhanden um aus San Franco. in kurzer Zeit das New York oder das Liverpool des Westens zu machen.

Ich empfehle mich Ihnen Herr Präsident, meine Herren
mit hochachtungsvoller Ergebenheit
R. Kellersberger, ViceConsul

Auch der zweite Jahresbericht des schweizerischen Konsulats in San Francisco ist lebendig geschrieben und sehr informativ.

Wer die Einwanderungsstatistik genau liest, versteht spätestens jetzt, warum er an der amerikanischen Westküste die grössten China Towns Nordamerikas vorfindet. Es bestätigt sich auch, was nicht nur aus Westernfilmen bereits bekannt ist, nämlich dass der Männerüberschuss astronomisch hoch war: die Anzahl der per Schiff immigrierenden Männer überstieg diejenige der Frauen um mehr als das Zehnfache.

Es ist heute beinahe unglaublich, in jedem Fall aber unvorstellbar, in welchem explosionsartigem Tempo und mit welchen Turbulenzen die Bevölkerung der amerikanischen Oststaaten und Europas, aber auch Asiens, von Kalifornien Besitz ergriffen haben. Man kann sich kaum ausmalen, was Menschen in so grosser Zahl bewogen haben mag, ihre vertraute – wenn auch vielleicht äusserst karge – Umgebung abrupt zu verlassen, ohne lange Überlegungs- und Vorbereitungszeit, ohne zu wissen, was sie

an ihrem Ziel erwarten konnten, die meisten, ohne die Sprache(n), in denen sie sich für den Rest ihres Lebens verständigen mussten, zu kennen. Man kann kaum daran denken, was die Heerscharen von Einwanderern in Kalifornien, das noch wenige Jahre zuvor buchstäblich am Ende der Welt war, keine Maschinen, Fahrzeuge, Fabriken, keine Zeitungen, keine funktionierende Verwaltungsstruktur, keine Ärzte und schon gar keine Spitäler gekannt hatte, anrichteten.

Und das alles nur, weil ab September 1848 von New York aus der Ruf «Gold! Gold! Gold!» die ganze Welt mit seinem Echo füllte.

Es ist in der Tat bewundernswert, dass es den Menschen, die mehrheitlich ziemlich kopf- und ahnungslos nach Kalifornien aufbrachen, innert weniger Jahre gelang, in Kalifornien den Grundstein für ein Staatswesen zu legen, das heute, für sich allein genommen, zu den zehn grössten Wirtschaftsräumen der Welt zählt und das mit seinem Erfindungsreichtum und seiner Kreativität in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht der ganzen Welt seinen Stempel aufgedrückt hat – im Guten wie im Bösen.

Rudolph Kellersbergers Bericht und auch der dritte Bericht für das Geschäftsjahr 1853 lassen den Leser und die Leserin erahnen, wie es dazu kam.

Dokument 9:

Dritter Jahresbericht des Konsulats San Francisco über das Amtsjahr 1853 an den Bundesrat

Faksimile siehe Seite 299

San Francisco, den 12 Januar 1854

An den hohen Bundesrath der Schweizerischen
Eidgenossenschaft in Bern

Herr Präsident!

Meine Herren!

Ich habe hiermit die Ehre Ihnen den in § 14 des Reglementes für die schweizerischen Consuln vom 1 Mai 1851 geforderten Jahresbericht zu erstatten.

Die von mir behandelten Geschäfte finden Sie auf beiliegender Tabelle in ihrer Wesenheit zusammengestellt (*Anmerkung des Herausgebers: auf die Wiedergabe der Tabellen wird aus den gleichen Gründen wie bei den Berichten für die Amtsjahre 1851 und 1852 verzichtet*), ich habe jedoch wie früher nur die mit Behörden

verhandelten Gegenstände darin aufgenommen und Aufträge von Privatpersonen, die auch dieses Jahr wieder einen grossen Theil meiner Amtsthätigkeit bilden, weggelassen. – Meine Porti und andere von Ihnen autorisierten Auslagen belaufen sich laut Beilage B auf \$32.31 welche Sie mit frs 161.55 dem Herren Amtsstathalter J. U. Maeder in Baden für meine Rechnung auszahlen lassen wollen.

Die schweizerische Bevölkerung hat sich in dem verflossenen Jahre um etwa tausend Köpfe vermehrt so dass man sie ziemlich genau auf 2500 Seelen anschlagen kann.

Leider scheinen meine Landsleute den Vortheil sich bei Ankunft matrikulieren zu lassen, was durchaus ohne Kosten geschieht, noch nicht zu erkennen, und hält es deshalb sehr schwer über einzelne Individuen Nachrichten einzuziehen, oder Ihnen die Briefe zukommen zu lassen, welche dem Consulate zur Bestellung zugesandt werden und deren Porto ein nicht unbedeutender Stein in meinen Auslagen macht, für das ich mich nirgends erholen kann. Die Briefe sind gewöhnlich nur bis England oder New York frankiert und kosten hier immer 10 additionelle cents (51 centimes).

Der einzige meines Wissens nach hier nicht repräsentierte Kanton ist Zug. – Der numerisch und ohne Rücksicht auf die heimische Bevölkerungszahl am stärksten vertretenen, Tessin.

Die schweiz. Wohlthätigkeits-Gesellschaft, deren Präsident ich immer zu sein die Ehre habe, hat im verflossenen Jahre wieder die Summe von \$2126. verausgabt – 17 Kranke wurden im Privatspitale der Gesellschaft mit einem Kostenaufwande von durchschnittlich \$100 für jeden einzelnen Kranken verpflegt; von diesen wurden 16 geheilt entlassen; für Begräbnisse \$80 verausgabt, für Reisegelder \$97, für Medicinen von solchen Kranken die sich zu Haus verpflegen liessen \$136, für Kostgelder an Genesende \$112 ausgegeben. Die Gesellschaft besteht aus 121 Mitgliedern, von welchen jedoch nur 76 ihre Beiträge regelmässig abrichten. Wie man sieht ist die Theilnahme an dem Wirken der Gesellschaft noch nicht allgemeiner geworden und beschränkt sich ganz auf die hiesigen Residenten, welche bei dem besten Willen nicht allen an sie gemachten Anforderungen genügen können. Es ist aber immerhin eine erfreuliche Thatsache, dass trotz der Beschränktheit der ihr zu Gebote stehenden Mittel kein wirklich Bedürftiger abgewiesen wurde.

In Bezug auf das weitere Vaterland haben die hier geflossenen Gaben für die ausgewiesenen Tessiner und das Freischiessen in Luzern gezeigt dass die Liebe zur Heimath hier nicht so leicht erlischt. – Das Fehlschlagen einer von mir begonnenen Subscption zu Gunsten der Rheinanwohner hat seinen Grund in vielen Ansprü-

chen zu suchen, welche im verflossenen Jahre an die hiesigen Residenten zu unseren Wohlthätigkeitszwecken gemacht wurden.

Zwei Schützenfeste welche die Schweizer in Sacramento City ihren Landsleuten veranstalteten u. wobei die heimischen Einrichtungen sowohl wie die Kunstfertigkeit der Schweizer-Schützen von der amerikanischen Presse sehr günstig beurtheilt wurden, bilden im verflossenen Jahre einen Glanzpunkt im hiesigen schweizerischen Leben, den ich nicht glaube unerwähnt lassen zu müssen. Ihr Consulat hat es für angemessen erachtet die Pflege der edlen Schützenkunst durch eine entsprechende Gabe aufzumuntern.

Es ist mir aus den in meinem vorjährigem Berichte aufgeführten Gründen auch diesmal nicht möglich geworden solche Data zu sammeln, aus denen sich eine genauere Angabe über die schweizerische Handelsbewegung mit diesem Land aufstellen liesse. Indessen mögen folgende Auszüge aus den von mir geführten Listen über directe und indirekte Einfuhr einen sehr annähernden Aufschluss darüber geben.

Extrait Absinthe	428	Kisten à 20 Fässer
Kirschwasser	286	Kisten
Käse	760	Stück
Chocolate Cocoafabrikat	6	Zentner
Bedruckte Baumwollenzeuge	2 880	Stck
Gewebe do glatte u. brochirte Mousselines	17 284	Stck
Brodirtte Vorhänge u. Kleider	4 000	Stck
Mouchoirs	400	Duzend
Schwere glatte, schwarze u. farbige Seidenstoffe	2575	Stck
Florences Crepe	560	Stck
Seiden Cravatten	760	Duzend
Champagner	480	Flaschen
Wein (Cortailod)	480	do
Mathematischen Instrumente, Betrag	fr 5000	
Cigarren	80,000	Stück
Stutzer	12	
Halbwollenzeuge	280	Stck
Gewichste Kalbleder	58	Dutzend
Ma... (?) Schaffelle	36	do
Schabzieger	200	Stck
Uhren, Uhrengläser, Uhrentheile, Musikdosen u. s. w. im Betrage von ca. fr.	350,000	

Bijouterie & Silberwaren für ca. fr	65,000
Seidenbänder glatte u. façoirte fr.	95,000
Strohwaaren fr.	18,000

welche zusammen einen annähernden Betrag in runden Zahlen von \$293,000.– bilden.

Von den einzelnen Artikeln, welche im verflossenen Jahre durchschnittlich gute Rechnung gelassen haben, sind namentlich Käse, Absinthe u. Kirschwasser, weisse Waaren, namentlich Vorhänge, Uhren, façoirte Seidenbänder, Cigarren, Musikdosen hervorzuheben. Weniger gut ging es mit Seidenwaaren aller Art, wovon der Platz über Gebühr angefüllt war, mit glatten Bändern, Bijouterie u. rothen Baumwolltüchern.

Antheil an diesen Handelsbewegung nahmen die Kantone Zürich, Bern, Neuchâtel, Genf, Argau, Freiburg, Basel, Waadt, St. Gallen u. Appenzell a/R.

Es ist im verflossenen Jahre wieder sehr viel schweizerisches Capital hier angelegt worden, das ungefähr die Summe von \$250,000.– betragen mag, welche theilweise von 2 à 3 % Zinsen brutto produzieren mussten. Dieser Zinsfuss wird sich auch bei noch stärkeren Zuflüsse von fremden Capital noch mehrere Jahre halten, und jedenfalls von langer Zeit nicht unter 2 % P. Monate gehen. Das grösste Contingent gehört wohl Genf, dann Basel, Neuchâtel, Bern u. Zürich an.

Der Handel hat im Allgemeinen den gehegten Erwartungen nicht entsprochen, was seinen Grund in den allzugrossen Quantitäten von Waaren hat welche dem hiesigen Marke zugeführt worden sind u. wobei namentlich die atlantischen Handelsplätze der Americanischen Union sich auf eine Weise betheiligten welche in die Geschichte der Handels schwerlich seines Gleichen finden wird. Dieses Übertreiben eines wenn rationell betriebenen u. auf die nun sicheren zu ermessenden Bedürfnisse dieses Platzes basirten; gewiss nutzenbringenden Verkehrs, hat natürlich die Schifffahrt um ein bedeutendes vermehrt u. wird die Hafenbewegung von San Francisco während des verflossenen Jahres, denjenigen von Boston, des zweitwichtigsten Hafens der Americ. Union nicht nachstehen. Die folgende Tabelle zeigt die Mehrzahl der eingelaufenen Schiffe, mit einer Vermehrung der amerikanischen u. einer Verminderung der fremden Flaggen. Es liefen nämlich im letzten Jahre ein:

von fremden Häfen	569
von solchen an der atlant. Seite	335
von americ. Küstenhäfen	998
Total	<u>1902</u>

während im Jahre 1852 von fremden Häfen	636	
von solchen von der atlantischen Seite	166	
u. von americanischen Küstenhäfen	<u>586</u>	
Zusammen	1388	einliefen.

Der Tonnengehalt sämtlicher Schiffe belief sich auf 549,755 Tonnen was ebenfalls eine Vermehrung gegen 1852 von 104,741 Tonnen anzeigt. Diese Schiffe haben zusammen für \$11,752,084 Frachtgelder hierher verdient. Die Zolleinnahmen auf, von fremden Häfen angebrachten Waaren beträgt \$2,581,975. Die von den Ver. Staaten eingeführten sind keiner Abgabe unterworfen, da die Schifffahrt von der atlantischen Seite hierher als Küstenschifffahrt betrachtet wird.

Es sind im verflossenen Jahre seewärts 39,285 Pasagiere angekommen, welche sich folgendermassen auf die verschiedenen Abgangspunkte vertheilen:

Panama, Nicaragua	28,000	
Häfen von Verein. Staaten	1,595	
„ „ Spanisch America	1,425	
„ „ China	4,270	
„ „ Australien	395	
andere fremde Häfen	3,600	39,285
abgegangen sind:		
über Panama u. Nicaragua	20,004	
direkt nach den Ver. Staaten Häfen	20	
nach Spanisch America	1,169	
„ China	5,464	
„ Australien	3,500	
„ nach anderen fremden Häfen	159	30,316

so dass seewärts die Bevölkerung bloss einen Zuwachs von 8,969 Seelen genommen hätte. Die Einwanderung zu Land von den östlichen Staaten u. Mexico beträgt circa 22,000 so dass der Gesamtzuwachs uns. Bevölkerung für 1853 um 30,969 betragen würde, was gegen die Einwanderung von 1852 einen bedeutenden Ausfall ergibt. Unter den Eingewanderten waren 1/6 Frauen, 1/20 Kinder, 1/8 Chinesen u. 1/5 Fremde. Von den Abgereisten 1/15 Frauen, über 1/6 Chinesen. Das Verhältniß der nach Australien gegangenen zu allen Abgereisten ist wie 1 zu 9 u. das der Fremden gegenüber den Amerikanern 10 %.

Die ganze Bevölkerungszahl des Staates Californien mag zu Ende des Jahres in runder Summe 400,000 Seelen betragen haben, wovon

	250,000	Americaner
	32,000	Deutsche und Holländer
	30,000	Franzosen und Belgier
	19,000	Chinesen u. Malayen
	23,500	von spanischem Blut
	13,000	andere Fremde
	30,000	Indianer verschiedener Stämme
	<u>2,500</u>	Neger und Mulatten
Total	400,000	von diesen sind ungefähr 65,000 Weiber u. 30,000 Kinder

Es ist hier am Orte zu bemerken, dass diese Angaben mit dem officiellen Census nicht überein stimmen, indess weiss hier jedermann, dass dasselbe mit solcher Nachlässigkeit aufgenommen wurde, dass selbst der Gouverneur sich nicht darauf berufen konnte, und die statistischen Angaben seine Botschaft an die beiden Häuser ändern und besseren Quellen entnommen werden mussten.

Unter den Industrien des Landes steht wie billig das Goldsuchen oben an. Es beschäftigen sich damit ungefähr 160,000 Menschen welche während des oben abgelaufenen Jahres ca. 70 Millionen Dollars lieferten. Es sind während dieser Zeit vergleichungsweise wenig neue Minen entdeckt worden, dagegen haben alte Goldfelder, die man schon erschöpft glaubte eine reichlichere Ausbeute wie je gegeben. – Dass fast gänzliche Ausbleiben des Regens in den letzten zwei Monaten des Jahres hat einen Ausfall in der Production hervorgebracht, der sich sobald ausgleichen wird, als Wasser genug vorhanden ist um die in den trockenen Orten während des Sommers ausgegrabene goldhaltige Erde waschen zu können. Die Verschiffungen von Goldstaub scheinen sich regelmässig jedes Jahr um 10 Millionen zu vergrössern. Sie betragen dieses Jahr umgerechnet was in den Händen der Passagiere wegging 65 Millionen Dollars – Von übrigen Metallen ist nur Quecksilber in grösserem Quantum 18,800 Flaschen zur Ausfuhr gebracht worden, welche hier einen Werth von \$683,139. repräsentieren.

Für die Agrikulturinteressen war das verflossene Jahr ebenfalls kein günstiges. Die hohen Arbeitslöhne, gegenüber den billigen Preisen zu welchen fremdes Produkt eingeführt ist machten das Ackerbauen zu keiner lohnenden Beschäftigung. Während für Arbeitsleute \$50 pro Monat u. Kost gegeben werden mussten galten die Kartoffel 11/2 C. p.to u. Weizen 21/2 C. p.to. Wenn man bedenkt dass im verflossenen Jahre 197,492 ganze Säcke à 200 Pf. u. 31,308 Fässer à 228 Pf. Mehl eingeführt

wurden, so kann man leicht ersehen dass die 100,000 Fässer welche Californien dieses Jahr producirt hat nicht die erwarteten Preise bedingen konnten.

20,850 Acker Land waren mit Weizen, 33,000 do. mit Gerste u. 15,000 mit Kartoffeln angepflanzt worden, Hafer in weniger grossen Quantitäten. Ca. 80,000 Personen widmen sich dem Feldbau. Gemüse u. Obstgärten sowie Weinbau haben sehr gut rendirt, da die Erstlinge (?) mit extravaganten Preisen bezahlt wurden. Die ausserordentliche Fruchtbarkeit des Bodens wird den Landbau zur lohnenden Beschäftigung machen, wenn der Andrang von fremden Produkten weniger gross geworden u. mehr in Einklang zu dem hiesigen Bedarf gebracht wird.

Was nun San Francisco, das eigentliche Centrum, der Focus von Californien betrifft, so sind die Fortschritte welche die Stadt gemacht hat erstaunenswerth. Die Bevölkerung hat über 10% zugenommen u. bildet nahezu den siebenten Theil der Bevölkerung des Staates. Sie besteht jetzt aus ca. 35,000 Amerikanern, Engländern u. Irländern, die den Amerikanern so sehr assimilirt dass sie von denselben wenig unterschieden werden können u. desshalb unter den 35,000 mitgerechnet sind, von welcher Zahl sie wohl 1/6 ausmachen, ferner aus 5,000 Franzosen, ebenso vielen Deutschen, 3,000 Mexicanern, Central-Americanern u. Spaniern, 5,000 Chinesen u. 2500 anderen Fremden. Diese Bevölkerung zählt ca. 8000 Weiber u. 3000 Kinder, 35,000 sind Männer von 20 bis 40 Jahren.

Die Stadt ist der Sitz der Landcommission der Ver. Staaten (*Anmerkung des Herausgebers: Die «Landcommission» hatte die Aufgabe, die Rechtmässigkeit der Land-Besitzansprüche, die aus der Zeit der mexikanischen Herrschaft geltend gemacht wurden, zu überprüfen; sie war zentral involviert, als es darum ging, die Rechtmässigkeit der zweiten Landschenkung über rund 400 Quadratkilometer, welche die mexikanische Provinzregierung an Johann August Sutter gemacht hatte, zu hinterfragen.*), des District Court der Ver.St, des höchsten Gerichtshofes von Californien, ausserdem haben wir ein Waisengericht, einen Assisenhof (*Anmerkung des Herausgebers: ein Schwurgericht*), einen Districthof, ein Polizei- 4 Friedensgerichte u. ein Obergericht. Es ist daher nicht zu wundern wenn das hiesige Barreau 200 Mitglieder zählt.

Es bestehen nun 10 öffentliche Schulen, deren Besuch kostenfrei ist und welche 21 Lehrer u. Lehrerinnen mit 1260 Schüler u. Schülerinnen zählen, ferner eine höhere Erziehungsanstalt u. eine durch freiwillige Beiträge gebildete Waisenanstalt.

In 18 Kirchen findet für alle möglichen Confessionen Gottesdienst statt die von ca. 8000 Personen regelmässig besucht wird.

Das Feuerdepartement zählt 14 Compagnien mit einem Effectiv von 840 Mann, 12 Spritzen u. 3 Leitern u. Zisternen (?) -Wagen.

Ausser einer Polizeimannschaft von 57 Mann sind noch 5 militärische Volontair-Compagnien mit einem Effectiv von 200 Mann existent.

Ferner bestehen zwei Marine u. ein Staatshospital, ein französisches Spital und Armenhaus, 3 Privatspitäler wohlthätiger Gesellschaften, deren es fünf gibt; in allen werden zusammen 700 Patienten verpflegt.

Wissenschaftliche, künstlerische, religiöse u. gesellschaftliche Vereine gibt es eine Menge; die bedeutendsten sind, der Juristenverein, u. der Handelsverein, welche beide auch reichhaltige Bibliotheken besitzen. ... – ... (?), die Vereine der kalifornischen Pionieren, die philharmonische Gesellschaft, die medizinische Gesellschaft, der Turnverein, der englische Cricket Club, der Sängerbund, der San Francisco Verein, der San Francisco Club usw. Ausser einem Concertsaale, der sich in Ausdehnung mit denjenigen der meisten grossen Städte messen darf, tragen noch eine französische Oper, zwei amerikanische u. ein französisches Theater zur Abendunterhaltung bei; ein deutsches, ein spanisches u. das chinesische Theater sind gegenwärtig geschlossen.

Es erscheinen hier 13 tägliche Zeitungen, wovon 2 deutsche, zwei dreimal wöchentlich, ein französisch-spanisches, das andere ganz französisch; 7 wöchentliche, wovon 3 religiöse, 1 in der Mässigungsrichtung, 1 commerciales, 1 französische Revue u. 1 illustriertes Sonntagsblatt. Dazu kommen 2 Monatblätter wovon das eine Agrikultur, das andere Litteratur behandelt.

Der hiesige Hafen zählt 24 Ocean-Dampfer, wovon 8 nach Panama, 4 nach Nicaragua, 2 nach Oregon u. 6 nach verschiedenen Küstenpunkten des Staates, 2 nach Australien, 2 nach Central-America gehen; 23 Flussdampfer welche die Bay u. die dazugehörigen Flussgebiete befahren. Ein electro-magnetische Telegraphlinie von 8 Meilen zeigt an der ... (?) die ankommenden Schiffe an eine andre von 700 Meilen verbindet die Hauptstädte des Innern u. des Minendistrictes mit San Franc. Der angebaute Theil der Stadt bedeckt bei jetzt ca. 3 Quadratmeilen. Das Hauptgeschäft wird in der Gegend betrieben wo von 1 à 2 Jahren noch die grössten Schiffe zu Anker lagen. 12 grosse Landungsbrücken in einer Gesamtlänge von 21/2 Meilen dienen zum Entlöschten der Schiffe. – Die Gusröhren sind gelegt u. die Wasserwerke um die Stadt reichlich mit gutem Wasser zu versehen; sind ihrer Vollendung nahe.

Von 650 feuerfesten Gebäuden sind 280 während des verflossenen Sommers aufgeführt worden darunter sind 7 à 8 die sowohl in Bezug auf Grösse als architekto-

nische Schönheit irgend eine Stadt der Welt zur Ehre gereichen würde. Abgaben zahlendes Eigenthum innerhalb der Stadt ist dieses Jahr von den Payator (?) auf \$28,880,200. geschätzt worden, welche dem städtischen Aerar (?) eine Summe von \$540,000 einbringen. Für Patent u. Lizenzen sind \$307,816 eingegangen; an den Staat wurden \$160,691.36 an den District \$333,246.36 bezahlt. Den höchsten Betrag von Abgaben den ein einzelnes Individuum zu zahlen hatte war \$29,000, 6 haben über \$12,000, 3 von 10 à \$12,000, 13 von 5 à \$10,000, 64 von 2 à 5,000 bezahlt.

Diese Datas werden genügen diejenigen zu überzeugen, welche auch jetzt noch nicht an die Stabilität hiesiger Verhältnisse u. an die grosse Zukunft glauben wollen, die San Francisco und Californien vorbehalten ist.

Ich benütze diese Gelegenheit Herr Präsident, Meine Herren, Sie meiner hochachtungsvollen Ergebenheit zu versichern.

Der Vice-Consul der schweizerischen Eidgenossenschaft

R. Kellersberger

Anfang 1854, als dieser Bericht geschrieben wurde, befand sich de Rutté wieder in Kalifornien. Es ist unklar, weshalb er auch diesmal die Aufgabe, dem Bundesrat über die Tätigkeit seines Konsulats zu berichten, an seinen Stellvertreter delegiert.

Die anschliessende Korrespondenz zeigt, dass er sich – entgegen seinen am Schluss von Kapitel 12 geäusserten Absichten – bereits im Juli 1854 wieder in der Schweiz befand. Vermutlich änderte er seine Pläne kurzfristig und besuchte die Schweiz im Sommer 1854 aus privaten oder geschäftlichen Gründen, vielleicht um seine Familiengründung vorzubereiten, vielleicht um eine geschäftliche Krise zu lösen; es kann darüber nur spekuliert werden, denn Dokumente, die über seine Motive Aufschluss geben könnten, sind bisher nicht aufgetaucht. Fest steht jedoch, dass er spätestens 1856 definitiv wieder in Europa war, heiratete und anschliessend nach Frankreich auswanderte (siehe Teil 2, Kapitel «Wichtigste Lebensdaten von Théophile de Rutté»).

Am 14. Juli 1854 bittet de Rutté den Bundesrat brieflich, ihn aus seinem Konsulat zu entlassen.

Dokument 10:

Entlassungsgesuch von Théophile de Rutté

Faksimile siehe Seite 300

An den hohen Bundesrath der Schweizerischen
Eidgenossenschaft in Bern

Herr Präsident

Meine Herren.

Da ich nun entschlossen bin Europa auf mehrere Jahre nicht wieder zu verlassen, so wende ich mich hiermit an Ihre hohe Behörde, mit der Bitte, mich meiner Stelle als Consul der Schweizerischen Eidgenossenschaft in San Francisco zu entledigen.

Bei diesem Anlasse nehme ich die Freiheit Ihnen bei Ihrer Wahl zu einem Consul, meinen Associé, den bisherigen Viceconsul, Herrn Rod. Kellersberger, welcher von den dortigen Schweizern allgemein gewünscht wird, unterthänigst vorzuschlagen und indem ich Ihnen, meine Herren, für das mir bisher geschenkte Zutrauen meinen verbindlichsten Dank abstatte, zeichne

mit Hochachtung u. Ergebenheit
der Consul der Schweiz. Eidgenossenschaft

Bern den 14 July 1894

Th. von Rutté

Bei diesem Schreiben amüsiert, wie de Rutté seine Sprachen durcheinanderwirbelt. Sein Zeitgefühl ist amerikanisch, denn er schreibt «July», seine Identität ist im Namensbestandteil «von» halb deutsch und im Vornamen «Th.(éophile)» und Familiennamen «Rutté» halb französisch.

Leider sind bis jetzt über das Leben und die geschäftlichen Aktivitäten von Théophile in der Periode Juli 1854 bis zu seiner Heirat im Jahr 1856 keine Dokumente gefunden worden. Obwohl, wie erwähnt, dafür keine Belege existieren, kann angenommen werden, dass er nach seiner Entlassung wieder nach Kalifornien zurückkehrte und sich dort bis ins Jahr 1856 um seine Geschäfte kümmerte.

Jedenfalls entsprach der Bundesrat seinem Entlassungsgesuch umgehend.

Dokument 11:

Annahme des Rücktritts von de Rütté durch den Bundesrat und Wahl von Rudolf Kellersberger zu dessen Nachfolger (Auszug aus dem Bundesratsprotokoll)

Faksimile siehe Seite 301 f.

Auszug aus dem Protokoll
der
109. Sitzung des schweizerischen Bundesrathes
Bern, Montag 24. Juli 1854

Gegenstand
Entlassung des Herrn von Rütte
als Konsul in San Francisco und
Ernennung des Herrn Rudolf
Kellersberger an dessen
Stelle

Handels- und Zoll-Departement

Vortrag vom 19. dies.

Unter Bezugnahme auf die nachgesuchte Entlassung des Herrn Théophile von Rütli, schweiz. Konsul in San Francisco (J. J. Bern 14. ds) von besagter Stelle und auf die Eingabe verschiedener Schweizer in San Francisco vom 27 Mai um Ernennung des Herrn Vize-Konsuls Kellersberger an Herrn von Rütli's Stelle, trägt das Departement darauf an:

1. es sei dem Herrn von Rütli die gewünschte Entlassung in allen Ehren und unter Verdankung der geleisteten Dienste zu ertheilen.
2. sei Herr Rudolf Kellersberger zum Konsul in San Francisco für den Konsulatsbezirk Kalifornien zu ernennen.
3. sei das diesfällige (?) Ernennungspatent dem schweizerischen Generalkonsulat in Washington zur Auswirkung ... (?) und zur Zustellung an den Gewählten zu übersenden
4. sei dem Herrn von Rütli von der Wahl des Herrn Kellersberger Kenntnis zu geben mit der Einladung, denselben die Konsularobjekte aushändigen zu lassen
5. Veröffentlichung der Wahl durch das Bundesblatt.

Die Anträge wurden zum Beschlusse erhoben.

An Herrn Théophile von Rütli in Bern;

" Herr Kellersberger in San Francisco, mit der Einladung, den Konsulareid einzusenden

" das Generalkonsulat in Washington

Protokoll Auszug an das Departement zur Kenntnisnahme.

Für getreuen Auszug.

Der Protokollführer
J. Kem-Germanier (?)

Damit schliesst sich der Kreis.

Die Tätigkeit von Gottlieb von Rütte aus Sutz im Kanton Bern, alias Théophile de Rutté, ist abgeschlossen. «Les aventures d'un jeune Suisse en Californie» oder das «Abenteuer Goldrausch» des Konsul-Kaufmanns sind zu Ende.

Wer sich für die weitere Geschichte des Schweizer Konsulats in Kalifornien interessiert, sei auf die Publikation zum 150-jährigen Bestehen des Konsulats in San Francisco verwiesen: *The Swiss Experience in San Francisco – 150 Years of Swiss Consular Presence in San Francisco* (Catherine Bosshart-Pfluger, Editor; 2006, Time & Place LLC. San Francisco); die Publikation kann über das Konsulat in San Francisco bezogen werden – gegen einen kleinen Obolus an die Swiss Benevolent Society San Francisco.

Wer mehr über Théophile de Rutté erfahren will, insbesondere über seine zweite Lebenshälfte, muss sich leider mit den wenigen und fragmentarischen Informationen zufriedengeben, die der Herausgeber über ihn ausfindig machen konnte und in Teil 2, Kapitel «Wichtigste Lebensdaten von Théophile de Rutté», darlegt.

Im Rückblick kann zu de Ruttés Leben bis zum Ende seiner Konsul-tätigkeit festgehalten werden:

Er hat ein ausserordentlich reiches Leben geführt; als 20-Jähriger wagt er mit seiner Auswanderung nach Brasilien einen gewaltigen Sprung ins Unbekannte; nach drei Jahren Rio de Janeiro lockt ihn das Gold nach Kalifornien, wo er, kaum 24-jährig, als totales Greenhorn zum Konsul der Schweiz für Kalifornien und Oregon berufen wird; er leitet seine eigene Handelsfirma, macht offenbar auch mit Grundstücktransaktionen ordentliche Gewinne, beteiligt sich an einer aus heutiger Sicht waghalsigen Bürgerinitiative zur Herstellung von «law and order»; er führt, wie wenn das nicht schon genug wäre, erfolgreich und allseits anerkannt im Nebenamt ein extrem schwieriges und anforderungsreiches Konsulat; und zwecks «Fundraising» gründet er eine Hilfsgesellschaft für in Not geratene Landsleute.

Théophile de Rutté demonstriert nebenbei sehr schön, dass nicht jeder, der vom Goldrausch nach Kalifornien (oder später beispielsweise an den Yukon) gelockt wurde, ein Goldsucher sein musste: Sein Ziel war, mit Goldsuchern reich zu werden, nicht mit Gold. Und er hat – wie zahlreiche Saloon- oder Bordellbetreiber, Anwälte, Kaufleute, bodenständige Handwerker, Grundstückhändler usw. – sein Ziel wesentlich erfolgreicher erreicht als mancher Goldsucher sein erträumtes Eldorado.

Knapp 30-jährig kehrt de Rutté in die Schweiz zurück, heiratet und wandert umgehend nach Frankreich aus, wo er in Bordeaux eine neue Firma gründet und offenbar – so viel lässt sich aus seinem in Bruchstücken bekannten Leben schliessen – sehr wohlhabend wird.

Die Schweiz war im 19. Jahrhundert ein prototypisches Auswanderungsland. Théophile de Rutté gehörte zu den Generationen von Schweizern, die als Emigranten in aller Welt den guten Ruf der Schweiz begründeten. Sein persönliches Curriculum ist in seiner Gänze wohl kaum prototypisch für die Mehrzahl seiner Auswanderer-Landsleute; es ist jedoch ein beredtes Zeugnis für die herausragenden Eigenschaften, die unsere Auswanderer-Vorfahren, welche die Anforderungen des Auswanderns aus ihrer Heimat und des Einwanderns in eine für sie fremde Welt bestehen wollten, auszeichneten: persönliche Integrität, Zuverlässigkeit, handwerkliches Können, Fleiss und Leistungsbereitschaft, aber auch Abenteuergeist, Risikofreude, unternehmerischer Mut und insbesondere die Bereitschaft, Verantwortung für sich selbst und für andere zu übernehmen.

3 Faksimiles der Originaldokumente der im Kapitel «Historischer Hintergrund» enthaltenen Transkriptionen

Dokument 2:

Antrag des Handels- und Zolldepartements an das Bundesratsgremium

Bern, den 18^{ten} Mai 1849

+

Das Handels- und Zolldepartement der Schweizerischen Eidgenossenschaft

an
H. Bundes Rath in Bern.

Ihre Präsident!

Mein Herr.

Das zollfreie Departement hat dem in dem
zweifelnden Departement des Privatvertrages dem
Herrn v. S. am 18. d. M. im Namen des Departements
H. v. S. Goussier in Basel im Namen des Handels-
Departements zur Kenntnissnahme mitgetheilt, dass
es sich auf die Zweckmässigkeit der Errichtung
eines Konsularischen Konsulats in Californien und
weiterhin auch auf die Befugnisse desselben
bezüglich der abgrenzten Grenze zwischen
unserem Lande.

Das unterzeichnete Departement glaubt,
dass es sich auf die Zeit kommen müsste, in dem
beide Länder in diesem Sinne in diesem Sinne
den möglichen Erfolg zu verhoffen, und die
Lösungen dieser Angelegenheit dem Herrn v. S.
und der Kommission Californien vorgelegt
Gefüge und Bestimmungen sind gemäß der
form zu erfüllen zu sein, wie in dem
dem Departement von H. v. S. v. S. v. S.
zu solchen Massnahmen beauftragt zu sein an Ort
und Stelle unsere Verbindungen anzugehen
sollten, und dass es dem Herrn v. S.
sich für die Errichtung eines Konsulats in dem
zu vermeiden, was dem Herrn v. S.

H. v. S.

F. 2. 326

Minuten

aus dem Protokolle der 14. Sitzung des Bundesrats

am 30ten Mai 1849.

Der politische Organisationsrat hat dem Bundesrat in Zelt-
 versammlung am 17ten d. M. die von dem Reichsminister des Innern
 am 10. d. M. aus dem Reichsminister des Innern, zum Organisationsrat
 mitgeteilt, was dem Bundesrat die Zustimmung der Reichsminister
 und die Zustimmung des Reichsministers in Berlin, was dem
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern

Der Organisationsrat hat dem Bundesrat in Zelt-
 versammlung am 17ten d. M. die von dem Reichsminister des Innern
 am 10. d. M. aus dem Reichsminister des Innern, zum Organisationsrat
 mitgeteilt, was dem Bundesrat die Zustimmung der Reichsminister
 und die Zustimmung des Reichsministers in Berlin, was dem
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern

Zu dem Organisationsrat mit dem Reichsminister des Innern
 am 10. d. M. aus dem Reichsminister des Innern, zum Organisationsrat
 mitgeteilt, was dem Bundesrat die Zustimmung der Reichsminister
 und die Zustimmung des Reichsministers in Berlin, was dem
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern

Der Organisationsrat hat dem Bundesrat in Zelt-
 versammlung am 17ten d. M. die von dem Reichsminister des Innern
 am 10. d. M. aus dem Reichsminister des Innern, zum Organisationsrat
 mitgeteilt, was dem Bundesrat die Zustimmung der Reichsminister
 und die Zustimmung des Reichsministers in Berlin, was dem
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern
 Reichsminister des Innern, was dem Reichsminister des Innern

Südgöttingen
 der Reichsminister des Innern

S. J. P.

Der Reichsminister des Innern
 Reichsminister des Innern

Dokument 4:

Entwurf eines Erkundungsschreibens an Captain Sutter

Entwurf eines Erkundungsschreibens
an Herrn Captain Sutter
in Nueva Helvetia
Californien.

Strom den Mai 1849.

Sehr geehrter Herr.

Die amerikanische Bundesregierung am 13ten September
1848. ist mit der Absicht beauftragt und beauftragt den
Herrn Captain Sutter ein Bundesath. Auftrag zu geben
den Zweck der Expedition der Entdeckung der Goldgrube
zu sein und die Entdeckung der Goldgrube zu sein.
Die amerikanische Bundesregierung am 13ten September
1848. ist mit der Absicht beauftragt und beauftragt den
Herrn Captain Sutter ein Bundesath. Auftrag zu geben
den Zweck der Expedition der Entdeckung der Goldgrube
zu sein und die Entdeckung der Goldgrube zu sein.

Die amerikanische Bundesregierung am 13ten September
1848. ist mit der Absicht beauftragt und beauftragt den
Herrn Captain Sutter ein Bundesath. Auftrag zu geben
den Zweck der Expedition der Entdeckung der Goldgrube
zu sein und die Entdeckung der Goldgrube zu sein.
Die amerikanische Bundesregierung am 13ten September
1848. ist mit der Absicht beauftragt und beauftragt den
Herrn Captain Sutter ein Bundesath. Auftrag zu geben
den Zweck der Expedition der Entdeckung der Goldgrube
zu sein und die Entdeckung der Goldgrube zu sein.
Die amerikanische Bundesregierung am 13ten September
1848. ist mit der Absicht beauftragt und beauftragt den
Herrn Captain Sutter ein Bundesath. Auftrag zu geben
den Zweck der Expedition der Entdeckung der Goldgrube
zu sein und die Entdeckung der Goldgrube zu sein.

J. Sutter

4. Ich bin ein fromm gebilligter heiliger Bekenner und
gottliebender, weil ich die heilige Schrift, die heilige
Kirche, die heilige Messe, die heilige Eucharistie
die heilige Taufe, die heilige Beichte, die heilige Annehmung
zu Gott und die heilige Auferstehung der
Toten, die heilige Auferstehung der
Toten und die heilige Auferstehung der
Toten

Gottliebender und gottliebender

49
Ihre Offizier Posten in California, inbezug
auf die jungen Mann abiges Post von uns
kräftig beklügelte.

Indesoffnung der die den jetzigen Mangel
an einem von Ihnen bevollmächtigten Kräfte so
bald wie möglich absetzen werden, was für Sie
jeweils vollkommenen Zufriedenheit.

A. Lutter
A

808
 Mutationsbriefe für die Californien
 angefertigt von den Bürgermeistern
 und den Angehörigen der Regierung von
 Thophile von Bette und Bern zum pfälzischen
 Hofe fortsetzt in Californien

November 1849.

Kunstmarkt am Basel.
 Johann Baptist
 Ch. Sanderich

Joh. Betschard von Basel.

Martin Bader, Langenbruck

Wittmer von Solothurn

L. C. Fittot de Roche.

Neuchâtel

F. Hardy, Neuchâtel.

L. Courton, Lausanne.

Witzmann, Bern

Hutten & Dügg, Appenzell

Samuel Huber von Ober Entfelden (Argau)

Willele, Basel

Altenstein, Langenau

Gabriel von Langenau.

Th. de Brunige, Bern

F. J. Bischoff, Neuchâtel

Stratton, Neuchâtel

Comrad Scheller, Pfaffhausen

G. D. Engler, St. Gallen

Jacques de L'Armand von Lüttel

Evaton, Neuchâtel

Junius, Bern

Theodor, Bern

v. H. Gallen.



2001/03

308:

Umschuss v. 8. Februar 1850.

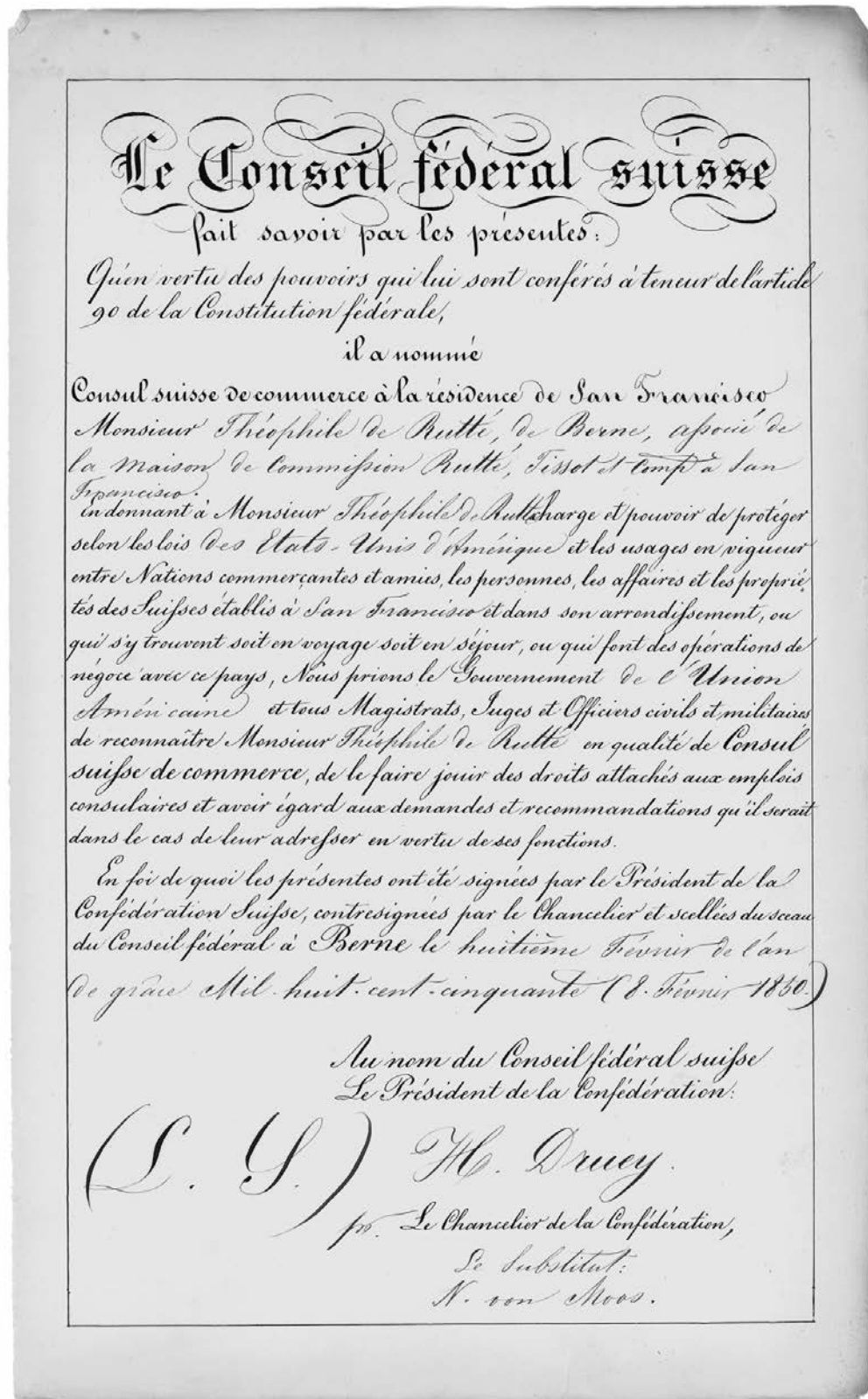
Statistik von Eisenminen in Californien
in Form eines Aufsatzes von
A. S. D.



E 2/1465

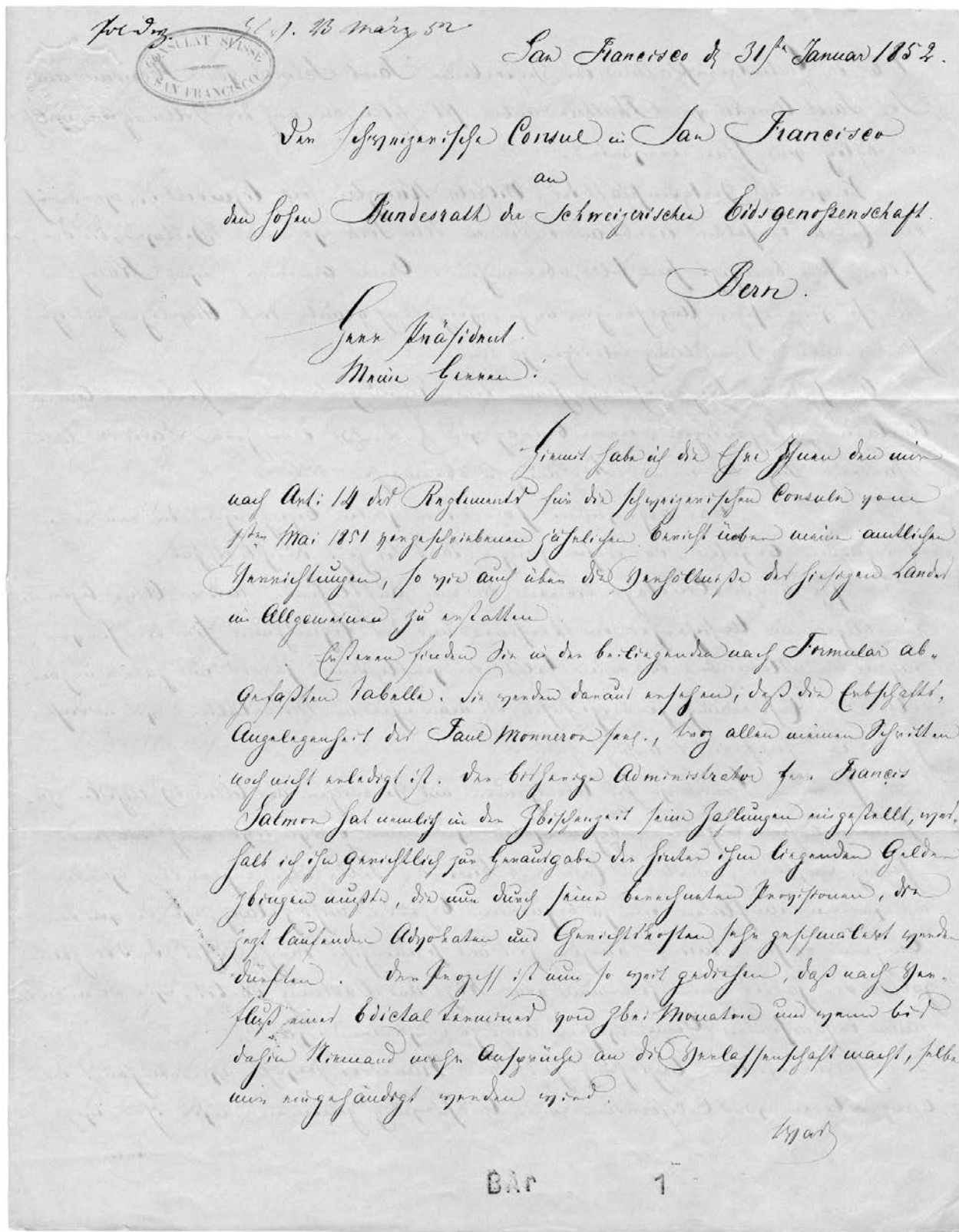
Dokument 6:

Ernennung von Théophile de Rutté zum schweizerischen Handelskonsul durch den Bundesrat



Dokument 7:

Erster Jahresbericht des Konsulats San Francisco über das Amtsjahr 1851
an den Bundesrat (nur erste Seite)



Dokument 9:

Dritter Jahresbericht des Konsulats San Francisco über das Amtsjahr 1853
an den Bundesrat (nur erste Seite)

Valt: Dept. 92 643.
3^{te} May 54.

San Francisco d. 12 Januar 1854.

(E) 024.

Der San Jose Consul nach der pfarramtlichen
Eitzungsbeschluss in Berr.

Respectvoll
pro 1853.

Ihren Präsident!
Meinen Herren!

1/ Ich habe somit die San Jose San in 114 der
Reglementes für die pfarramtlichen Consula vom 1 Mai 1851 ge-
w. vorhanden. Ich habe bereits zu verhalten.

Die von mir beforderten Gesetze finden Sie auf die
Lingenden Tabelle in ihrer Abschrift zusammengefasst, ich habe
jedoch wie früher mit Sie mit Einsicht beforderten Gegenstände darin
eingetragen und Aufträge von Finanzbeamten, die auf Sie
Sich beziehen einen großen Teil meiner Amtstätigkeit bilden
sugestanden. - Mein Forti und andere von Ihnen autorisierten

27. April
16. 55.
an 7. Maden.

Beilagen beiliegen sich laut Anlage B auf
D 32.31 welche Sie mit f. 161.55 dem Herrn Amtsstatthalter
J. W. Maeder in Baden für meine Kaufung und,
zustand lassen wollen.

27. August
16. 55.
an 7. Maden.

Die pfarramtliche Angelegenheit hat sich in dem beabsichtigten Sinne
von etwa tausend Köpfen umfasst so dass man sie ziemlich genau
auf 2500 Köpfe aufschlagen kann.

Wieder pfieren meine Handelsleute den Vorteil sich bei
Ankunft mitzubringen zu lassen, was durch eine neue Gesetzgebung,
welche nicht zu bekommen, und fällt es deshalb sehr schwer diese einzelnen
Individuen Nachrichten einzuziehen, ohne Ihnen die Ursache zu kommen
zu lassen, welche dem Consulate zur Einsicht zugewandt wurden,
und deren Forti mir nicht unbekanntes Herr in meinem


BAR

6

Dokument 11:

Annahme des Rücktritts von de Rutté durch den Bundesrat und Wahl von Rudolf Kellersberger zu dessen Nachfolger (Auszug aus dem Bundesratsprotokoll)

E) 2024 1514
 I.A. 12. a.



Auszug aus dem Protokoll

der

109. Sitzung des Schweizerischen Bundesrathes

Bern, Montag d. 24. Juli 1854.

Gegenstand.

Bestätigung des Herrn von Rüttli als Consul in San Francisco und Ernennung des Herrn Rudolf Kellersberger an dessen Stelle.

Handels- und Zoll-Departement
Vortrag vom 19. d. J.

Unter Bezugnahme auf die vorgeschickte Entlassung des Herrn Theophile von Rüttli, k. k. Consul in San Francisco (d. d. Bern 14. d. J.) vom befragten Stelle mit auf die Leitung vorgeschickter Provisionen in San Francisco vom 24. d. J. und Ernennung des Herrn Theophile von Kellersberger an Herrn von Rüttli's Stelle, trägt das Departement darauf an:

1. es sei dem Herrn von Rüttli die vorgenannte Entlassung in allen Formen und unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften zu verfahren.
2. sei Herr Rudolf Kellersberger zum Consul in San Francisco für den Consulatbezirk Kalifornien zu ernennen.
3. sei das k. k. k. Consulatpatent dem k. k. k. Consul in Washington zum Austritt, dem k. k. k. Consul in San Francisco zum Austritt, und zur Zustellung an den k. k. k. Consul zu verfahren.
4. sei dem Herrn von Rüttli von der Stelle des Herrn

ad acta.

An das Schweiz. Handels- u. Zoll-Departement.

3. Hellersberger Kenntnis zu geben mit der Einladung
 denselben die Computerevidenz neuzurichten zu lassen.
5. Veröffentlichung der Mass Brief des Bundesblatt.
 Die Anträge werden zum Beschlusse gelangen
 An Herrn Theophile von Rüttli in Bern;
 » Herrn Hellersberger in San. Francisco, mit der
 Einladung der Computerevidenz neuzurichten
 » des Generalconsulats in Washington.

Protokoll, Anträge an das Departement zur Kenntnissnahme
 Ihre getreue Anweisung.

Von Protokollführer
 J. Kern. Gemmen

Teil 3
Anhang

1 Dank

Im Vorwort habe ich beschrieben, wie es zu diesem Nachfolgeprojekt meiner Sutter-Biografie, der Keimzelle zu diesem Buch, gekommen ist.

Konsequenterweise danke ich allen, die mich bei den Recherchen zu General Sutter auf die Spur von Théophile de Rutté gebracht oder bei deren Verfolgung unterstützt haben, sehr herzlich für ihre Hebammenrolle.

Stellvertretend für alle anderen Personen, die ich in der Sutter-Monografie bereits aufgeführt habe (Seite 219 ff.), nenne ich nur die namenlose Bibliothekarin im California Room der California State Library in Sacramento, die mir *The Adventures of a Young Swiss in California – 1846–1856* in die Hand gedrückt und damit den Ball ins Rollen gebracht hat.

Bei der konkreten Arbeit an *Abenteuer Goldrausch – Erinnerungen von Théophile de Rutté – Kaufmann und erster Konsul der Schweiz in Kalifornien* bin ich von zwei Familienzweigen der Nachkommen von Théophile und Adèle de Rutté äusserst grosszügig und tatkräftig unterstützt worden.

Frau Elisabeth Reichen-Robert, Urenkelin von Théophile, hat mich an der mündlichen Überlieferung der Familie de Rutté/Robert teilhaben lassen. Sie hat mir das kostbare Manuskript der «Souvenirs» anvertraut und mir erlaubt, die darin enthaltenen Zeichnungen Théophiles zu verwenden. Und sie hat mir den freien Zugang zum von ihr transkribierten schriftlichen Nachlass der Familie Robert ermöglicht. Überdies hat sie mich bei jedem Arbeitsbesuch «au Jorat» herzlich und mit grosszügiger Gastfreundschaft empfangen. Sie hat mir den Weg zu ihrem Bruder David Robert in Paris gewiesen, der eine in seinem Besitz stehende Originalzeichnung mit dem Porträt von Théophile grosszügig für das Frontispiz zur Verfügung gestellt hat.

Frau Janine Robert, Witwe eines Urenkels von Théophile, und ihre Tochter Marie-Françoise Robert, Ururenkelin meines «Helden», haben mir ihr Familienarchiv geöffnet. Das Ehepaar Théophile und Adèle de Rutté hat seine Reisen quer durch Europa in Ermangelung einer Kamera ausführlich mit zahllosen Zeichnungen eindrücklich dokumentiert; dank die-

sem Fundus konnte ich einige Lücken im Lebenslauf Théophiles wenigstens in Umrissen schliessen. Die Begeisterung beider Damen für ihren Vorfahren und mein Projekt sowie die Art und Weise, wie sie an meinem Projekt mitgedacht und mich begleitet haben, haben mich angespornt und mir Mut gemacht. Es war darüber hinaus für mich ein wunderbares Geschenk, Janine Robert zu begegnen, die zu den eindrücklichsten Frauen der Schweiz des 20. Jahrhunderts gehört. Für mich ist sie eine herausragende Pionierin und ein Vorbild der Frauenbewegung – ohne dazugehören. Sie war im frühen 20. Jahrhundert eine Wissenschaftlerin und Politikerin der ersten Stunde. Mit kluger Lebensführung und einigem Glück lebt sie uns allen vor, dass Menschen bis ins höchste Alter schwere Rückschläge überwinden und lebendig, kreativ, unternehmenslustig, geistig offen und interessiert ein eigenständiges und erfülltes Leben führen können. Und das Eindrücklichste an ihr: Sie wertet ihre eigene Leistung mit unvorstellbarer und unaufgeregter Bescheidenheit als selbstverständliche und vornehme Bürgerpflicht.

Marie-Françoise Robert hat mir über den Zugang zu ihrer Mutter und zum Familienarchiv hinaus wertvolle Hinweise auf potenzielles Quellenmaterial in Bibliotheken und Archiven der weiteren Heimat ihres Vorfahren gegeben und sich tatkräftig an der Auswertung des schriftlichen Nachlasses ihrer Familie beteiligt. Sie hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass François L'Hardy, ein Freund von Théophile de Rutté, der in den «Souvenirs» mehrfach erwähnt wird, den Anfang einer Spur bilden könnte, über die ich mehr über de Ruttés Leben erfahren könnte. Es wäre in der Tat plausibel gewesen, wenn de Rutté, auch nach seiner Rückkehr nach Europa, seinen Freund auf dem Korrespondenzweg regelmässig über sein Leben auf dem Laufenden gehalten hätte.

Leider führte auch die Suche nach einem Archiv der Familie L'Hardy, insbesondere nach einem brieflichen Nachlass von François, trotz tatkräftiger Unterstützung seines Nachfahren Martin Bernath in eine Sackgasse.

Michel Barde hat mir den Schlüssel zur Familie Buchet in Paris und Genf gegeben, sodass ich mich direkt bei Guy Buchet und Anne Stierlin vergewissern konnte und leider musste, dass die Suche nach dem Tagebuch von Théophile de Rutté in eine Sackgasse führte.

Erwin Bernhard hat mir grosszügig und tatkräftig geholfen, wo es galt, schwer zu interpretierende oder heute nicht mehr verwendete Termini aus der französischen Sprache der Mitte des 19. Jahrhunderts in verständliches Deutsch zu übertragen.

Catherine Bosshart-Pfluger schliesslich hat mir mit dem von ihr 2006 herausgegebenen Werk *The Swiss Experience in San Francisco – 150 Years of*

Swiss Consular Presence in San Francisco und wertvollen Tipps zu einigen Trouvaillen im Bundesarchiv verholfen.

Verschiedene Mitarbeiter des EDA (Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten) haben mich auf der Suche nach historischen Dokumenten im Bundesarchiv ganz unbürokratisch und mitdenkend-kooperativ unterstützt.

Die Transkription der Dokumente (Teil 2, «Historischer Hintergrund»), die belegen, wie es zur Ernennung des ersten Konsuls der Schweiz in Kalifornien kam, und aus denen hervorgeht, was dieses Konsulat im buchstäblich noch Wilden Westen zu leisten hatte, war für mich eine besondere Herausforderung. Zunächst hat mich – dank Vermittlung meiner ältesten Schwester Frieda – Veronika Günther in die Geheimnisse der Kurant- oder Sütterlinschrift eingeführt und mich mit Werkzeugen ausgerüstet, die mir erlaubten, in den Texten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts selbst ein wenig herumzuschnuppern. Ich hätte jedoch die Transkription der Texte allein nie geschafft. Deshalb geht ein ganz grosser Dank an Hans Peter Ineichen und Josef Egli. Hans Peter, Primarschulkollege aus Jugendzeiten, hat bei einem Streitgespräch über exzessive Managerlöhne beiläufig erwähnt, dass er sich aus Liebhaberei mit der Entzifferung alter Handschriften beschäftigt. Als ich mich etwa ein Jahr später, angesichts der inzwischen gefundenen Dokumente wie ein Kaninchen vor der Schlange, daran erinnerte und Hans Peter fragte, ob er mir damit helfen könne, hat er spontan angeboten, «die Sache mal anzuschauen». Schliesslich hat er, mit Unterstützung von Josef Egli, mit grossem Einsatz und viel Einfühlungsvermögen in den geschichtlichen Hintergrund die Transkriptionen für mich erstellt.

Ein Buch wie dieses herauszugeben – teils Übersetzung, teils eigenes schriftstellerisches Produkt, teilweise mühsame, aber auch an Erfolgserlebnissen reiche Recherchier- oder Detektivarbeit, teilweise bereichernder Kontakt mit zahlreichen anregenden Menschen –, ist eine Mischung aus vielen Sprints und einem Marathon, der etwas mehr Zeit in Anspruch nimmt als das schweisstreibende Herunterspulen von 42 Laufkilometern.

Per saldo ist die Gestaltung eines solchen Buches eine beglückende Erfahrung, wenn auch gelegentlich durchaus mühsame Arbeit damit verbunden ist. Mit der neuen Tätigkeit als Schriftsteller kann ich mein Leben nach der beruflich aktiven Zeit sinnstiftend, spannend und produktiv gestalten. Für dieses Privileg bin ich ganz besonders dankbar.

2 Abbildungsverzeichnis

Illustrationen

Vorsatz:	Lithografie Bird's Eye View of San Francisco, Britton & Ray, S. F.
Nachsatz:	Lithografie San Francisco 1858, Britton & Ray, S.F.
Frontispitz:	Léo-Paul Robert, Zeichnung von Théophile de Rutté, Oktober 1881.

Zeichnung Théophile de Ruttés

1	Seite 40	Die «Resolutie» im Sturm vor Kap Horn.
2	Seite 50	Valparaiso: tanzende Chileninnen und Chilenen.
3	Seite 54	Valparaiso, Hauptstrasse Alameda: chilenischer Bauer.
4	Seite 55	Valparaiso, Hauptstrasse Alameda: elegante Strassenszene.
5	Seite 99	Antuquita, Frau des Indianerhäuptlings Antonio.
6	Seite 105	Antonio, Chef der Vaqueiros auf Hock Farm.
7	Seite 116/117	Überschwemmung der Stadt Sacramento (Winter 1849/50).
8	Seite 133	Maultierkarawane, auf dem Weg in die Goldminen.
9	Seite 139	Sutter's Mill (Sägemühle, wo das erste Gold gefunden wurde).
10	Seite 141	Goldsucher bei der Arbeit.
11	Seite 165	Abendlicher Ausritt in der Prärie.
12/13	Seite 200	Die Bevölkerung von San Francisco: Gentlemen und Ladys in allen Farben.
14	Seite 214	Panama: Dampferpassagiere werden an Land getragen.
15	Seite 215	Start der Karawane über den Isthmus von Panama.

Originalmanuskript der «Souvenirs» von Théophile de Rutté

Jedes der zwölf Kapitel in Teil 1 beginnt mit dem Faksimile-Abdruck des Anfangs des entsprechenden Kapitels aus dem Originalmanuskript. Diese Illustrationen sind hier nicht separat aufgeführt und dementsprechend auch nicht nummeriert.

Faksimiles der historischen Dokumente

- 1 Brief Goundie an Stählin, 10. Mai 1849.
- 2 Antrag des Handels- und Zolldepartements an das Bundesratsgremium.
- 3 Protokollauszug aus Bundesratssitzung vom 30. Mai 1849.
- 4 Entwurf eines Erkundigungsschreibens an Capitain Sutter.
- 5 Antwort von Johann August Sutter an das Handels- und Zolldepartement der Schweizerischen Eidgenossenschaft.
- 6 Ernennung von Théophile de Rutté zum schweizerischen Handelskonsul durch den Bundesrat.
(französischsprachiges Original)
- 7 Erster Jahresbericht des Konsulats San Francisco über das Amtsjahr 1851 an den Bundesrat.
- 8 Zweiter Jahresbericht des Konsulats San Francisco über das Amtsjahr 1852 an den Bundesrat.
- 9 Dritter Jahresbericht des Konsulats San Francisco über das Amtsjahr 1853 an den Bundesrat.
- 10 Entlassungsgesuch von Théophile de Rutté.
- 11 Annahme des Rücktritts von de Rutté durch den Bundesrat und Wahl von Rudolf Kellersberger zu dessen Nachfolger (Auszug aus dem Bundesratsprotokoll vom 24. Juli 1854).

3 Literaturverzeichnis

- «Souvenirs», Originalmanuskript der Erinnerungen von Théophile de Rutté, Privatbesitz.
- Les aventures d'un jeune Suisse en Californie 1846–1856; Théophile de Rutté; 1979 Editions Buchet/Chastel.
- The Adventures of a Young Swiss in California – The Gold Rush Account of Théophile de Rutté, Translated and Edited by Mary Grace Paquette; 1992 Sacramento Book Collectors Club.
- General J. A. Sutter – Ein Leben auf der Flucht nach vorn; Bernard R. Bachmann; 2005 NZZ Libro (Verlag Neue Zürcher Zeitung).
- Festschrift zur Wiedereröffnung des von Rütte-Guts, Sutz, im September 1996; Herausgeber: Stiftung von Rütte-Gut, Sutz.
- Sutz-Lattringen, Schweizerischer Kunstführer GSK (Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte), Dr. Ingrid Ehrensperger, Dr. Albert Haffner, Dr. Eeva Ruoff; 2004, herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Stiftung von Rütte-Gut.
- Die Welt der Vögel, Werke von Léo-Paul und Paul-André Robert; herausgegeben von der Stiftung Sammlung Robert, Biel; 2006, Benteli Verlag, Bern und Zürich.
- The Swiss Experience in San Francisco – 150 Years of Swiss Consular Presence in San Francisco; Catherine Bosshart-Pfluger, Editor; 2006, Time & Place LLC. San Francisco.
- Réseaux d'affaires internationaux, émigrations et exportations en Amérique latine au XIXe siècle – Le commerce suisse aux Amériques (publications du centre d'histoire économique internationale de l'université de Genève); Béatrice Veyrassat; 1993 Librairie Droz.
- Traverse – Zeitschrift für Geschichte, 1998/2, Suisse – Tiers Monde:
Massen- und Einzelauswanderung aus der Schweiz nach Lateinamerika im 19. und 20. Jahrhundert; Seiten 71–84; Stefan Karlen und Hans Werner Tobler.
Archivbestände des Schweizerischen Wirtschaftsarchivs zu den Beziehungen Schweiz – Dritte Welt; Seiten 134–138; Niklaus Stettler.
Documentation aux archives fédérales concernant les relations de la Suisse avec les pays extra-européens (tiers monde); Seiten 139–144; Béatrice Veyrassat.
- The Annals of San Francisco; A Complete Facsimile Edition of the Original Work Published in 1855 by D. Appleton & Company; with a New Introduction by Herbert Ely Garcia and Index by Charles H. Goehring; 1998 Berkeley Hills Books.
- www.sffiremuseum.org
www.sfhistory.org
www.books-about-california.com
www.admin.ch

Auslandsschweizer bei NZZ Libro

Bernhard R. Bachmann

General J. A. Sutter

Ein Leben auf der Flucht nach vorn

232 Seiten, mit 125 farbigen Abbildungen

Leinen mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-03823-140-0

«Ein verdienstvolles Buch, das sich auf eingehende Quellenstudien stützt und zu einem kritischen Urteil über die schillernde Person Sutters gelangt. Persönlichkeiten und Landschaften werden in zeitgenössischen Darstellungen vorgeführt, ausgezeichnete Fotografien des Autors vervollständigen das Bild, Quellentexte und einschlägige Stellen aus der Fachliteratur werden grafisch geschickt eingeblendet.»

Tages-Anzeiger

Jeroen Dewulf

Brasilien mit Brüchen

Schweizer unter dem Kreuz des Südens

324 Seiten, mit 56 Abbildungen

Leinen mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-03823-349-7

«Es ist der Verdienst von Dewulfs schön illustriertem Buch, dass es zahlreiche Berichte der Vergessenheit entreisst. Wir lernen ausserordentliche und abenteuerliche Gestalten kennen.»

NZZ am Sonntag

Bruno Abegg, Barbara Lüthi, Verein Migrationsmuseum Schweiz (Hrsg.)

Small Number – Big Impact

Schweizer Einwanderung in die USA

176 Seiten, mit 96 farbigen und schwarzweissen Abbildungen

Leinen mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-03823-259-9

«Das Buch bietet nebst den Porträts in ausführlicher und reich illustrierter Form auch vertiefende Beiträge.»

Neue Zürcher Zeitung

NZZ Libro – Buchverlag Neue Zürcher Zeitung

Postfach, 8021 Zürich, Telefon 044 258 15 05; Fax 044 258 13 99

nzz.libro@nzz.ch, www.nzz-libro.ch